

Goldwin Smith

The Grange



Wanderjahre

in

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Fünfter Band.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1877.

Apulische Landschaften.

Von

Ferdinand Gregorovius.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1877.



Vorwort.

Ich fehlte gegen eine Klugheitsregel, nämlich diese, welche vorschreibt: daß man niemals etwas mit Bestimmtheit voraussagen soll. Denn als ich den vierten Band der „Wanderjahre in Italien" herausgab, kündigte ich ihn als den letzten in dieser Reihe an, und nun bringe ich doch noch einen fünften. Ich hoffe, daß er die Leser der voraufgegangenen nicht beschweren wird.

Er entstand aus einem größeren Plan. Ich wollte nämlich ein Album historischer Landschaften und Monumente in Italien herausgeben, bezüglich auf die Geschichte der Hohenstaufen. Zu diesem Zweck hatte ich mich mit meinem Freunde Karl Lindemann vereinigt, welcher die betreffenden Zeichnungen zu liefern übernommen hatte, und von seiner bewährten Meisterhand konnte nur etwas wirklich Schönes und Künstlerisches erwartet werden. Diesen Plan hindert noch

die Kostspieligkeit des Unternehmens, oder der Druck, welcher augenblicklich auf allen größeren Unternehmungen auch solcher Natur lastet. Ich glaube, daß dies zu bedauern ist. Wenigstens sollten wir Deutsche ein Werk dieser Art besitzen. Wer sähe nicht gern so herrliche Monumente jener großen Hohenstaufenzeit, als Italien noch besitzt, und so unbeschreiblich schöne Landschaften, wie zum Beispiel die der Schlachtfelder Manfreds und Konradins, in sauberen Zeichnungen zu einem Ganzen vereinigt? Beschämte uns doch zum Teil ein Franzose, der Herzog von Luynes, auf dessen Veranlassung und mit dessen Mitteln im Jahre 1849 zu Paris das bekannte Werk erschien: Recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale, wozu der verdiente Huillard Bréholles den Text, und Victor Baltard die Zeichnungen geliefert hatte.

Ich habe meinen Plan anders, umfassender und künstlerischer aufgefaßt. Doch will ich mich hier nicht weiter darüber aussprechen. Aufgegeben habe ich ihn nicht. Für jetzt verdanke ich ihm die Kenntniß mancher Städte und Landschaften in jenem schönen noch immer so wenig besuchten Apulien, viele kostbare Erinnerungen, und endlich diese Aufzeichnungen.

Ich nannte sie „Apulische Landschaften". Der Titel ist nicht ganz richtig, weil Benevent nicht zu Apulien gehört hat; aber sonst mag er hingehen, da seit den Zeiten der Langobarden und der Normannen fast ganz Unteritalien vom Garganus ab bis zum jonischen Meer mit dem alten Begriff Apulien genannt wurde.

Auch hätte ich besser gesagt: „Historische Landschaften Apuliens"; doch die Leser der „Wanderjahre" kennen schon meine Art, und wissen, daß alle die von mir dort behandelten Dinge auf einem geschichtlichen Untergrunde aufgestellt sind. Sie werden mir deshalb auch das nicht immer ganz zutreffende Wort „Landschaft" gelten lassen, wenn sie nämlich mir einräumen wollen, daß ich wenn auch nicht viel, so doch aus langer Uebung immer etwas von der edeln Kunst des Landschaftmalers verstehe, oder daß ich in meinen „Wanderjahren" nach ihr gestrebt habe.

München, im September 1876.

Inhalt.



Benevent.

1874. 1875.



Die Stadt Benevent hat niemals ihre ursprüngliche Stelle geändert, wie Capua. Ihre Mauern, durch die natürlichen Verhältnisse in ihrem Umfang bedingt, beschreiben noch heute nahezu dieselben Linien wie im Altertum.

Sie ist auf einem niedrigen Hügelzuge erbaut, der nach zwei Tälern hin sanft niederfällt. Durch das größere fließt der Sabato, durch das kleinere der Calore, in welchen sich jener nahe unterhalb Benevents ergießt. Diese Flüsse bilden sodann vereinigt den schönen Strom Volturnus. So schaffen die Täler einen weiten fruchtbaren Raum um die Stadt her, während über ihnen näher und ferner mächtige Gebirge aufragen, aus denen der hohe Taburnus hervortritt.

Von drei Seiten ist Benevent durch jene Flüsse gedeckt; wo sich der Hügel landwärts weiter zieht und die schwächste Stelle für einen Angriff darbietet, erhebt sich das Castell. Dort stand vielleicht schon im Altertum die Arx, und ohne Zweifel auch die älteste Langobardenburg. Hohe Mauern mit Rundtürmen, aus Kalksteinquadern regelrecht aufgebaut, umschlossen die ganze Stadt, von

mehreren Toren durchbrochen, deren höchstgelegenes die Porta Summa am Castell war.

Die Stadtmauern bestehen noch in langen Strecken. An einigen Stellen sind sie verfallen oder abgetragen und von Häuserreihen überbaut. Was sich heute von ihnen erhalten hat, zeigt fast durchweg tumultuarische Wiederherstellungen. Ich sah in diesen Mauern zahllose antike Fragmente von Marmor stecken, Reliefs, Säulenstümpfe, Bruchstücke von Statuen. An einer Stelle, in der Nähe des Sabato, tritt aus der Mauer ein halb verstümmelter kolossaler Marmorkopf hervor.

Ueberhaupt ist Benevent voll von antiken Trümmern solcher Art. In vielen Häusern sieht man eingemauerte Altertümer, namentlich Säulen und Reliefs, die kümmerlichen Reste der alten Mamorpracht. Die beneventer Antiquare, welche im achtzehnten Jahrhundert die Altertümer ihrer Vaterstadt mit großem Fleiß beschrieben haben, dachten leider nicht daran, solche in einem Museum zu vereinigen. So ist vieles zu Grunde gegangen und verschleudert worden; manche Reste hat man jedoch hie und da in größeren Massen gesammelt. So sind im Hofe des erzbischöflichen Palastes nicht wenige antike Fragmente teils aufgestellt, teils eingemauert; darunter befindet sich das schöne Relief eines Sarkophags römischer Arbeit, welches die Fabel des Hippolyt darstellt.

Ein anderes Relief findet man unter Altertümern im Hof des Gemeinde-Palastes eingemauert, wohin es von dem Brunnen vor der Kirche Santa Sofia gebracht worden ist. Es wird als Raub der Sabinerinnen erklärt. Jedoch stellt es einen Amazonenkampf vor.

Viele Grabcippi und Inschriften hat man in dem ehemaligen Jesuitenkloster, dem jetzigen Collegium Giannone, im Porticus des Hofs aufgestellt. Einzelne Säulen, auf Postamente gestellt oder noch am Boden liegend, und Fragmente von Gesimsen sieht man auf dem öffentlichen Spaziergang vor der Chiesa Nuova. Wahrscheinlich stand dort ein Tempel einer ägyptischen Gottheit. Man hat daselbst die Figur eines Apis aus Granit gefunden, und im Jahre 1629 auf ein Postament gesetzt. Die Inschrift erklärt dieses Bildwerk irrig für ein samnitisches Symbol.

Der Kaiser Domitian hatte den Isis-Cultus in Benevent entweder eingeführt oder begünstigt. Aus seiner Zeit sollen die kleinen Obelisken von Granit herstammen, welche hier gefunden wurden. Das Bruchstück eines solchen steht im Hofe des Erzbistums; ein anderer Obelisk, etwa 50 Fuß hoch, in mehrere Stücke zerbrochen und wieder zusammengefügt, ist seit dem Jahre 1872 auf dem Platze Papiniano aufgerichtet und eine schöne Zierde Benevents. Die Antiquare der Gegenwart erhoben sich bei dieser Gelegenheit zu der philologischen Anstrengung einer griechischen Inschrift, welche sie auf das Postament dieses Obelisken setzten.

Der größte Stolz der Beveventer ist der marmorne Triumphbogen Trajans, die Porta Aurea, in Wahrheit eines der schönsten Monumente dieser Art überhaupt. Schon wegen der Kunstepoche der er angehört, ist er edler als die Bogen des Septimius Severus und des Constantin in Rom, und wenn auch seine vortrefflichen Sculpturen nicht mit dem Stil derer am Titusbogen wetteifern

können, welchem er offenbar nachgeahmt ist, so ist er doch besser erhalten als jener.

Aus engen und schmuzigen Gassen steigt man an den alten Stadtmauern zu ihm hinab. Er hat nur einen Durchgang, diente ursprünglich zum Eingangstor und steht jetzt völlig frei. Inschriften an den Mauern in seiner Nähe verzeichnen die Epochen seiner Wiederherstellung unter der Herrschaft der Päpste. Herrliche Reliefs schmücken beide Außenflächen, das Gesimse und die Attica. Sie stellen die Triumphe Trajans über dacische und germanische Völker, den Einzug des Kaisers in Rom, seine Opfer, seine Aufnahme unter die Götter dar, und andere Scenen, worunter die Vermälung Hadrians mit Sabina merkwürdig ist. Das ganze Denkmal macht den Eindruck wahrhafter Würde und Majestät. Es erfüllt den Beschauer um so mehr mit dem reinen Gefühl des Schönen und Großen, weil es einem der edelsten Kaiser gewidmet ist. Das Motiv seiner Errichtung ist auch ein wolthuendes und menschliches. Denn dieser Bogen war ein Triumphtor der das Abendland mit dem Orient vermittelnden Via Appia. Der römische Senat setzte ihn dem Kaiser Trajan, weil er diese große Straße auf seine Kosten erneuert und bis Brindisi geführt hatte.

Ein fast rätselhaft zu nennendes Glück hat den Triumphbogen so wol erhalten, daß selbst die Rosetten im Gewölbe des Durchgangs beinahe unversehrt geblieben sind, und die zahlreichen Reliefs nur weniger Wiederherstellung bedurften. Man darf glauben daß die Beneventer zu jeder Zeit ihrer Geschichte dieses Denkmal als den Augapfel ihrer Stadt gehütet haben, und daß selbst in der

tiefsten Barbarei des Mittelalters ihr patriotischer Sinn nie so weit erloschen war, um die Marmorblöcke des Monuments beim Bau der Stadtmauern oder der Häuser zu verwenden. Wenn nun dies von der Bürgerschaft zu rühmen ist, so darf man auch jene Barbaren loben welche Benevent eroberten, plünderten und verwüsteten, ohne den Triumphbogen Trajans anzutasten. Lange Zeit hat man geglaubt daß Gothen und Vandalen Rom mit Absicht zerstört haben, und dieses Frevels ist vor allen der Heldenkönig Totila angeklagt worden. Derselbe Totila eroberte Benevent, er warf die Stadtmauern nieder, aber das herrliche Denkmal Trajans ließ er so gut fortbestehen wie die Triumphbogen in Rom. Auch die Langobarden haben es verschont, auch der griechische Kaiser Leo der Philosoph, welcher Benevent im Jahre 891 eroberte, hat dasselbe so wenig angetastet wie im dreizehnten Jahrhundert der Kaiser Friedrich II., welchen noch heute eine Inschrift am Glockenturm des Doms als Verwüster der Stadt anklagt.

Der Triumphbogen Trajans ist das einzige große noch dauernde Denkmal des Altertums in Benevent, einer Stadt, deren Ursprung sich in das mythische Zeitalter verliert; denn als ihr Gründer gilt der Heros Diomedes. Sie war ein Hauptort der mächtigen Völkerfamilie der Samniten, dann seit dem Jahre 268 römische Colonie. Als Schlüssel zu Apulien wurde sie wegen ihrer Lage an der Via Appia von großer Bedeutung. Sie dauerte in ihrer römischen Gestalt bis zu den Gothenkriegen, in deren Stürmen sie verfiel.

Ihre Trümmer überdeckte dann eine andere germanische Völkerschicht, und diese gab ihr ein neues Leben.

Die samnitische und römische Geschichte Benevents ist für immer im Dunkel begraben, die langobardische lebt in Geschichtsbüchern und Erinnerungen fort. Ein halbes Jahrtausend lang war Benevent das Haupt des Langobardenstaats in Süditalien. Mit diesem germanischen Herzogtum beginnt die selbständige Geschichte dieses Landes, oder des Königreichs Neapel. Denn, die festen Seestädte an beiden Meeren ausgenommen, welche im Besitze des griechischen Kaisers blieben, umfaßte Benevent fast das ganze Gebiet eben dieses späteren Königreichs. So wurde hier zum erstenmal ein politisches Ganzes geschaffen, das Herzogtum Benevent genannt, zwar ein lehenpflichtiges Glied des langobardischen Königreichs, dessen Hauptstadt Pavia war, aber doch nur im losen Verbande mit ihm. Die Gründung dieses südlichen Staates seit der Eroberung Benevents durch den König Autharis und seine Befestigung und Erweiterung sind Thatsachen, welche sowol die kriegerische Kraft als die politische Klugheit dieses keineswegs sehr zahlreichen Langobardenvolks in das hellste Licht stellen.

Die Bildung des Langobardenstaats im Süden rettete Unteritalien vor dem Schicksal erst eine byzantinische Provinz, dann ein saracenisches Emirat zu werden, und sie bewahrte endlich den Zusammenhang des schönen Landes mit der römischen Kirche und mit der abendländischen Cultur.

Nach dem Tode Zoto's, des ersten langobardischen Herzogs von Benevent, im Jahre 591, setzte der König Agilolf ihm zum Nachfolger Arichis, vom Hause der Gisolfinger in Friaul, einen furchtbaren Kriegeshelden, der seine Eroberungen alsbald bis an beide Meere ausdehnte.

Fünfzig Jahre lang saß Arichis auf dem Herzogstul in Benevent, und er vererbte ihn auf seinen Sohn Ajo.

Die nibelungenhafte Wildheit dieser Langobarden muß schrecklich gewesen sein, zumal im Gegensatz zu der Bevölkerung Apuliens, die, wenn auch wehrlos und kraftlos geworden, doch noch immer die milde Lebensweise unter dem sonnigen Himmel ihres Landes und die gebildeten Traditionen wie die Sprache der Römer und Griechen bewahrt hatte. Die Zähmung dieses Volkes, welches die Samniten und Apulier nun dauernd aus dem Besitze des Landes verdrängte, durch das Klima, durch die Verbindung mit den Lateinern und endlich durch die Kirche vollzog sich sehr langsam. Erst nach der Mitte des siebenten Jahrhunderts entsagten die Langobarden in Benevent ihren heidnischen Gebräuchen infolge der Bemühungen Theodorada's, der frommen Gemalin des Herzogs Romuald, und des mit ihr befreundeten Bischofs Barbatus. Dieser Heilige fällte den in der Volkslegende bekannten Nußbaum zu Benevent, worunter die Hexen ihre Zusammenkünfte hielten. Und noch heutigen Tages gilt Benevent, von der Langobardenzeit her, als das uralte Local für die Walpurgisnächte der Zauberweiber.

Hundert Jahre später finden wir dieselben Langobarden als eifrige Katholiken, als Erbauer von Kirchen und Klöstern, als ein lernbegieriges Volk und im Besitze der lateinischen Bildung jener Zeit. Die große Abtei Monte Casino, von den Herzogen Benevents fürstlich mit Ländern ausgestattet, war ihre Hochschule und ihr geistiger Mittelpunkt. Ihr beliebter Wallfahrtsort war die Capelle des Erzengels Michael auf dem Vorgebirge Garganus. Be=

nevent erreichte sogar eine Höhe der Cultur unter der Regierung des Herzogs Arichis II., des Schwiegersohns des letzten Langobardenkönigs Desiderius. Denn damals zerstörten die Päpste und ihre Retter, die Franken, dieses Königreich. Der Langobardenstaat in Nord- und Mittelitalien ging unter, aber das Herzogtum Benevent dauerte weiter fort, geschützt durch seine Größe, durch seine entfernte Lage und die Kostspieligkeit dorthin auszudehnender Kriege. Karl der Große mußte an den Gränzen Benevents Halt machen, und jetzt erlangte der dortige Herzog sogar seine politische Unabhängigkeit. Arichis nahm nach dem Falle seines Schwiegervaters im Jahre 774 den Titel eines Fürsten an; er ließ sich von den Bischöfen seines Landes salben und weihen, trug die Krone und prägte sein Bildniß auf die Münzen. Sein Reich war das blühendste Italiens. Benevent, Capua und das zur See mächtige, von ihm mit prächtigen Gebänden geschmückte Salerno waren seine Hauptstädte. Alle die reichen Landschaften Campaniens, Apuliens, Lucaniens und Calabriens, einige griechische Seestädte ausgenommen, gehorchten ihm, unter der Verwaltung seiner Grafen und Gastalden. Er hielt einen königlichen Hof in dem Sacrum Palatium zu Benevent, wo sich um seine gebildete Gemalin Adelberga Männer von Wissen und Geist versammelten. Der Geschichtschreiber der Langobarden, Paul Diaconus, sein Secretär und Freund, nahm an diesem Hof etwa die Stellung ein welche Alcuin an jenem Karls des Großen hatte. Die Stadt Benevent war damals die reichste und schönste des südlichen Italien; Arichis selbst erweiterte sie durch Anlegung einer Neustadt.

Die staatliche Unabhängigkeit konnte freilich auch dieser kräftige Mann nicht behaupten; er wurde dem Frankenkönig tributbar, aber er vererbte doch im Jahre 787 das Fürstentum Benevent seinem tapfern Sohn Grimoald II., welcher dasselbe unter wiederholten Kriegen mit den Franken behauptete.

Mit Grimoald erlosch die Dynastie seines Hauses, und seither stürzten zahllose Revolutionen, Kämpfe um den Herzogtron, Frevel der Fürsten und Kriege mit den Griechen, den Saracenen, den deutschen Kaisern und den Päpsten die Macht dieses letzten Langobardenstaats. Selbst die politische Einheit des Herzogtums zerfiel, denn Capua und Salerno trennten sich von ihm im neunten Jahrhundert als besondere Staaten ab. Endlich traten die Normannen als Eroberer des zerrissenen Landes auf. Wenn sich die kühnen Eindringlinge Benevents bemächtigt hätten, so würde diese Stadt vielleicht nur die Dynastie gewechselt haben und zum Hauptsitz des gesammten Normannenreiches geworden sein.

Aber die Päpste, schon lange nach diesem Erbe lüstern, erwarben es für sich in der Mitte des elften Jahrhunderts. Das Herzogtum des Arichis war damals bereits auf die Stadt und wenige Provinzen um sie her beschränkt, denn alles übrige, ganz Apulien, hatten die Normannen an sich gerissen. Die Furcht vor diesen raubgierigen Eroberern trieb Benevent endlich in die Arme der Kirche. Die päpstliche Partei erhob einen Aufstand; die letzten machtlosen Langobardenherzoge Pandulf III. und sein Sohn Landolf VI., wurden verjagt, und die Stadt, welche der Kaiser Heinrich III. bereits dem Papst

für die Abtretung seiner Rechte auf Bamberg geschenkt hatte, rief Leo IX. zu ihrem Gebieter aus. Zwar kehrten die Vertriebenen später zurück, aber nur als Lehnvasallen der Kirche. Landolf starb im Jahre 1077, und mit ihm endete die lange Reihe langobardischer Fürsten Benevents. Dieser germanische Staat in Süditalien hatte also eine Dauer von 500 Jahren gehabt, während welcher Zeit der größte Teil desselben Landes mit langobardischen Einrichtungen, Gesetzen und Geschlechtern so stark erfüllt worden war, wie dies in der Lombardei geschehen ist. Und selbst noch im elften Jahrhundert nannten die Byzantiner in ihrer amtlichen Sprache Apulien das „Langobardenland".

Trotzdem hat Benevent nur sehr wenige Denkmäler jener Epoche bewahrt. Vom herzoglichen Palast, welchen Arichis II. neu ausgebaut hatte, blieb hier so wenig eine Spur übrig als von den langobardischen Residenzen in Pavia und in Spoleto. Nur der Name eines Platzes, Piazza della Corte, in der Nähe der Santa Sofia läßt mit Grund schließen, daß dort in alten Zeiten der Fürstenhof, die Curia, gestanden hat. Kein langobardisches Grabmal hat sich erhalten. Von den Grabinschriften der vielen Herzoge, welche Pellegrino in seiner Geschichte der langobardischen Fürsten zum Teil gesammelt hat, sieht man nur noch wenige auf der Façade des Doms eingemauert, und diese gelben Steintafeln mit ihren langen lateinischen Inschriften sind dort die alleinigen ehrwürdigen Denkmäler Benevents aus der Langobardenzeit.

Von Klöstern und Kirchen gehört ihr heute mit Sicherheit nur noch die Santa Sofia an. Der Herzog Gisulf II. gründete sie zwischen den Jahren 732 und 749,

und Arichis baute und vollendete sie um das Jahr 774, in derselben Zeit als das langobardische Königreich unterging und er selbst sich für unabhängig erklärte. Seine Feinde waren Karl der Große und der Papst; seine Bundesgenossen konnte er nur am Hofe von Byzanz suchen, wohin sich auch bald sein Schwager Adelchis, der Sohn des Desiderius, begab, um von dort her, im Bunde mit Benevent, seine Herstellung zu versuchen. Der Name des von Arichis gestifteten Klosters spricht byzantinische Beziehungen aus, und selbst der Kuppelbau scheint auf Byzanz zu deuten.

Diese einst berühmte Klosterkirche der Benedictiner ist freilich nur ein Bau von bescheidenen Verhältnissen und Mitteln. Ihre unansehnliche Façade, ganz erneuert und weiß übertüncht, bildet jetzt ein Viereck mit Giebel, von zwei antiken Säulen eingefaßt, die einen Bogen tragen. In der Lünette des Portals stellt ein Relief den tronenden Heiland und den knienden Herzog Arichis dar, welcher jenem von Sanct Mauritius empfohlen wird. Doch gehört dies einem späteren Jahrhundert an.

Das Innere der Kirche besteht aus einem Rundbau. Sechs antike korinthische Säulen tragen in der Mitte das Kuppelgewölbe; zwei andere stehen gegen den Eingang hin, und noch andere stützen um die Rotunde her die Kreuzgewölbe. Der ganze Bau ist von einer nüchtern zu nennenden Einfachheit; nur durch das Säulenrund erinnert er an die reicher und größer gedachte altchristliche Kirche S. Maria Maggiore bei Nocera. Die Kirche bildete den Mittelpunkt großer Klostergebäude. Diese sind zum Teil abgetragen, so daß der alte Glockenturm gegenwärtig in

weiter Entfernung abgesondert dasteht, während er ursprünglich an einen Hof sich anlehnte. Von den Klosterhöfen ist noch einer erhalten, ein origineller Bau von Kreuzgängen, welche jenen in Monreale ähnlich sind, da sie auf kleinen Säulen ruhende Bogen bilden. Diese Säulen haben ungleiche Capitäle von charakteristischer Form, oder vielmehr es tragen die Capitäle oblonge hohe Steinplatten, worauf Arabesken mit Thiergestalten und Kämpfe von Männern mit Bogen und Lanzen dargestellt sind.

Ich fand diese Kreuzgänge durch Verschläge zu geräumigen Sälen eingerichtet, in denen die Frati Ignorantelli (sie verdienen wahrscheinlich ihren Namen als Lehrer) eine zahlreiche Schuljugend unterrichteten. Ein schöneres und luftigeres Local für solchen Zweck könnte man diesen munteren Knaben nicht wünschen. Die Lehrer, in schwarzer Ordenskleidung, führten mich darin bereitwillig umher, und ich gedachte jener Zeit wo Paul Warnefried hier aus- und einging, oder wo Desiderius, ein Prinz aus dem langobardischen Königshause in Benevent und später als Abt von Monte Casino, dann als Nachfolger des Papstes Gregor VII. in der Welt berühmt, hier seine Studien machte. Das Kloster Santa Sofia war lange Zeit hindurch die erste wissenschaftliche Anstalt Benevents; es glänzte durch theologische, scholastische und grammatische Studien im neunten Jahrhundert so sehr, daß die „Philosophen" dieser Stadt in ganz Italien Ruhm genossen. Wenn wir heute vornehm auf die wissenschaftliche Cultur jener fleißigen Langobarden zurückblicken, so mögen wir nicht vergessen daß sie im Verhältniß zu ihrer Epoche stand, und daß ihre Bildungsanstalten damals dieselben und vielleicht

noch höhere Verdienste beanspruchen konnten als die gelehrten Schulen in unserer Gegenwart haben.

Es ist unzweifelhaft daß auch die erste Anlage des Doms in die langobardische Zeit fällt, doch ist nichts mehr von ihr erkennbar. Er gehört demnach wesentlich der päpstlichen Epoche an. Sie begann, wie wir gesehen haben, im Jahre 1077, nach dem Tode des letzten Herzogs Landulf. Seither regierten Benevent Rectoren der Kirche. Diese wurden anfangs vom Volke gewählt, vom Papste bestätigt, und gehörten dem Langobarden-Adel der Stadt an. Denn noch war die Gewalt des Papstes in Benevent nicht so stark befestigt, daß er es wagen durfte den eingeborenen Geschlechtern ihre Privilegien zu nehmen. Erst nach und nach geschah dies, bis Rectoren endlich geradezu vom Papst eingesetzt und zu Cardinallegaten wurden. Der Rector hatte das politische Regiment, ein Contestabile befehligte die kleine Truppenmacht. Außerdem bildete die Bürgerschaft eine Gemeinde unter selbstgewählten Consuln. Ihre Statuten haben sich erhalten; sie datiren vom Jahre 1202.

Man darf überhaupt nicht glauben daß die päpstliche Gewalt in Benevent eine absolute und monarchische war; das Bewußtsein der früheren Selbständigkeit und das langobardische Stammgefühl lebten dort fort, nicht minder in der Gemeinde als im Klerus. Die Stadt betrachtete sich als Republik unter der Schutzhoheit der Päpste, deren Herrschaft dieselbe, wie viele andere Städte, duldete, weil sie ihr mehr Freiheit ließ als das normannische Regiment ihr würde gelassen haben. Benevent blieb daher, einige Rebellionen abgerechnet, der Kirche treu. Es diente

oftmals den Päpsten zum Asyl während ihrer Kämpfe mit dem deutschen Kaisertum. Sie aber behaupteten Benevent durch Verträge mit ihm wie mit der Normannen-Dynastie des Königreichs beider Sicilien, und dieses selbst, innerhalb dessen Gränzen jene Stadt lag, blieb fortdauernd ein Lehen der römischen Kirche.

Der Dom also ist das Denkmal der ersten Periode der päpstlichen Herrschaft über Benevent, obwol er nicht von den Päpsten, sondern von der Stadt und ihren Erzbischöfen errichtet wurde. In seiner heutigen Gestalt gehört er dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert an, worauf spätere Wiederherstellungen und Veränderungen folgten. Säulen und Steine eines alten Tempels, dessen Platz er wahrscheinlich einnimmt, gaben Material zu seinem Bau her. Sein Stil ist romanisch. Die altertümliche von der Zeit geschwärzte Façade hat die sonderbare und schwerfällige Gestalt einer viereckigen Wandfläche, welche durch Arcaden-Reihen gegliedert ist. Das mittlere Portal ist durch Erzthüren ausgezeichnet — ein Werk welches in der Kunstgeschichte neben den Thüren der Dome zu Amalfi, Ravello und Trani seine Stelle hat, aber ihnen weit nachsteht. Ein Erzbischof hat dieselben im zwölften Jahrhundert, wahrscheinlich in Byzanz, fertigen lassen. Ihre Reliefs stellen in einer Reihe von Feldern biblische Scenen und Figuren der Bischöfe der Diöcese Benevent dar.

Der innere Raum des Doms hat die Formen einer Basilika, deren fünf Schiffe von bogentragenden Säulenstellungen gebildet werden, und diese Säulen sind alle antik. Zu beiden Seiten des Hochaltars erheben sich zwei schöne Ambonen, mit Mosaik ausgelegt und mit vorzüglichen

Marmorsculpturen geschmückt. Die Inschrift auf einem derselben bezeichnet als Künstler Nicolaus de Monforte im Jahre 1311; die Zeit dieser Werke ist daher eine spätere als die Kunstepoche der Cosmaten, deren gothisches Princip hier nicht mehr zur Anwendung kam.

Ein Erdbeben hatte im Jahre 1456 den altertümlichen Dom halb zerstört; man stellte ihn hierauf wieder her, dann beschädigte ihn ein zweiter Erdstoß am 5. Juni 1688 nochmals so stark, daß seine Wiederherstellung neu begonnen werden mußte. Dieses Erdbeben zertrümmerte viele Denkmäler Benevents und vernichtete vollkommen die alte berühmte Kirche S. Bartolommeo, welche hart am Dome stand. Erzbischof der Stadt war damals Vincenzo Maria Orsini, nachmals Papst Benedict XIII. Dieser fromme Mann wird noch heute als Wohlthäter Benevents geehrt, für dessen Wiederaufbau nach jener schrecklichen Katastrophe er Sorge trug. Der Hauptplatz der Stadt neben der Kathedrale, wo ein von ihm angelegter großer Brunnen steht, trägt seinen Namen. Er baute den erzbischöflichen Palast aus seinen Trümmern wieder auf. Derselbe ist ein geräumiges, doch stilloses Gebäude mit vielen Sälen und Kammern, zu welchen man aus dem Hof auf einer steinernen Freitreppe emporsteigt. Die Wände des großen Empfangssaals enthalten Reihen von Wappenschildern und Bildnissen der Erzbischöfe Benevents und topographische Ansichten der Stadt und Diöcese. In einer Capelle sieht man das Bildniß Orsini's und eine Darstellung des Zusammensturzes des Palasts bei jenem Erdbeben, wo der Erzbischof selbst vom Schutt begraben, aber glücklich aus ihm befreit wurde.

Neben der Kathedrale steht der Glockenturm, ein Bau ohne Spitze und Abschluß, aus antiken und neuen Quadersteinen aufgeführt. Auf einer seiner Seitenflächen ist das Wappen Benevents eingemauert, nämlich ein großes antikes Relief, darstellend einen zum Opfer geschmückten Eber. Der Sage nach hatte der Gründer der Stadt, Diomedes, in ihr die Zähne des kalydonischen Ebers als ein Palladium zurückgelassen, und daher schreibt sich das Stadtwappen. Noch zur Zeit des Procopius zeigte man in Benevent die fabelhaften Eberzähne als die heiligste Reliquie des Altertums.

Eine Inschrift unter jenem Wappenbilde sagt, daß der Glockenturm am 11. Februar des Jahres 1279 angefangen worden ist. Post Devastatam A Federico II. Anno MCCXXXIX Hanc Civitatem Turris Haec Campanaria Coepta Est Sub Archiepiscoso Romano De Capoferris Anno MCCLXXIX. XI. Februarii De Oblationibus Fidelium Et Cleri. Post Eandem Urbem Prope Universam Terraemotu Ann. MDCLXXXVIII. Dejectam Ipsa Immunis Instaurata Tribus Campanis Supra Quatuor Aucta Et Ad Fastigium Perducta Est Proprio Sumptu A Fr. Vinc. Mar. Ord. Praed. Card. Ursino.

Diese Inschrift atmet noch den Priesterhaß gegen den großen Hohenstaufen, denn nicht allein bringt sie den Bau des Glockenturms, welcher doch erst vierzig Jahre nach der Eroberung Benevents durch jenen Kaiser erfolgte, mit der „Verwüstung" der Stadt in Zusammenhang, sondern sie scheint an diesem Ort die Vorstellung erwecken zu wollen, daß Friedrich an den Dom selbst Hand gelegt habe.

Hier also zuerst begegnen wir in Benevent einem Hohenstaufennamen. Dann wird man uns im Atrium des Gemeindepalastes unter dort eingemauerten Inschriften und Sculpturfragmenten einen marmornen Kopf zeigen, und dreist behaupten daß er das wirkliche Bildniß Friedrichs II. sei.

Den Hohenstaufen gelang dasjenige, wonach die Normannen vergebens gestrebt hatten: sie entrissen Benevent dem Papst und vereinigten es mit dem Königreiche Sicilien. Friedrich II. belagerte diese Stadt zuerst im Jahre 1229, ohne sie einzunehmen, da ihn der bald folgende Friedensschluß mit der Kirche daran hinderte, dann eroberte er sie elf Jahre später. Wie einst Totila gethan hatte, warf auch er ihre Mauern zu Boden. Nach dem Tode des Kaisers lieferte sein Sohn Manfred Benevent der Kirche aus, dann aber besetzte er die Stadt wieder, und behauptete sie bis er auf dem Schlachtfeld in ihrer Nähe, am 26. Februar 1266, seine Krone und sein Leben verlor.

Dieses berühmte Schlachtfeld ist es was unter allen Denkmälern der Stadt Benevent einen unsterblichen Namen in der Geschichte verliehen hat. Es ist neben jenem andern Conradins bei Tagliacozzo oder bei Scurgola die Stelle, wo das germanische Kaiserreich unter den staufischen Epigonen sein tragisches Ende nahm.

Keine Denksäule bezeichnet das Schlachtfeld Manfreds; nur die Ueberlieferung, welche niemals erlöschen konnte, hat die Kunde der Oertlichkeit bewahrt, und die topographischen Bedingungen bestätigen ihre Richtigkeit.

Schon von Telese her durchzieht man, den Fluß Calore entlang, die Gegenden, welche durch die Märsche Karls

von Anjou historisch geworden sind. Die französische Armee drang von dort südwärts vor über die beiden heutigen Eisenbahnstationen Ponte di Benevento und Vetulano. Sie fand das Heer Manfreds nördlich vor Benevent, seiner Stütze und seinem Rückhalt, aufgestellt, diesseit des Calore. Dort dehnt sich die einzige nicht von Flüssen durchzogene Fläche aus, welche sich zum Kampfplatz eignen konnte.

Dieses Schlachtfeld hat in den Berichten der Zeitgenossen verschiedene Namen, es heißt: Feld von Benevent (Campus Beneventanus oder campus dominicus Beneventanus), oder Rosenfeld (campus rosarum), auch Blumenfeld (floridus), oder Rosenstein (pietra del Roseto), mit der näheren Bezeichnung einer dort gelegenen Kirche S. Maria della Grandella. Karl von Anjou selbst bezeichnete in seiner vor Lucera am 24. Juli 1269 erlassenen Schrift, welche den Bau eines Klosters auf dem Schlachtfeld anbefahl, dieses wörtlich so: „Auf dem beneventer Feld, wo wir den Sieg über Manfred gewannen, auf dem Territorium des heil. Marcus jenseit Benevent."

Die Tradition hat den Namen Roseto festgehalten, obwol jede Spur der Kirche verschwunden ist. Alle mit den Erinnerungen ihrer Vaterstadt vertrauten Bürger Benevents, die ich darum fragte, bezeichneten mir eine nordwärts von der Eisenbahnstation gelegene, zu sanften Hügeln ansteigende Fläche als das Feld der Rosen, wo Manfred gefallen sei. Nichts ist dort zu finden als Saatfelder und ein paar Wirtschaftshöfe. Vor sich nach dem Norden hin sieht man die großartigen Gebirgszüge von Vetulano, rückwärts die Stadt Benevent über dem

Calore und in ihrem Hintergrunde die blaue Bergkette mit dem hohen Taburno. Es ist ein blühendes Culturgefilde von Höhen und wasserreichen Tälern, und von mächtigen Bergen umfaßt, eines der schönsten Schlachtfelder der Geschichte, wenn auch von minder erhabener Natur als jenes bei Scurgola, wo der letzte Hohenstaufe, nur zwei Jahre nach Manfred, von demselben Anjou überwunden wurde.

Manfred hatte ein glücklicheres Los als Conradin. Statt dem blutgierigen Sieger in die Hände zu fallen und dann, gleich seiner Gemalin Helena und seinen Kindern, in langer Kerkerqual das Leben zu schließen, oder, wie ihm noch wahrscheinlicher geschehen wäre, auf Befehl Karls umgebracht zu werden, fand er den gesuchten Heldentod in der einen Schlacht, die sein Schicksal entscheiden mußte. Es ist allen Lesern wol bekannt, daß und wie sein Leichnam unter den Todten endlich aufgefunden und von gefangenen Ghibellinen unter heißen Tränen anerkannt und beglaubigt wurde, und wie er dann auf Befehl Karls wie ein einfacher Soldat auf dem Felde begraben ward, über welcher Stelle die französischen Krieger, den Heldenmut des Königs ehrend, ein Mal von Steinen zusammenhäuften.

Wo dieses Grab Manfreds lag, ist heute sehr fraglich. Nach den zeitgenössischen Berichten ergeben sich nicht übereinstimmende und nur ungenau bezeichnete Orte. Es werden als Grabesort genannt: ein Hügel auf dem Schlachtfelde, neben einer in Ruinen liegenden Kirche; eine Stelle am öffentlichen Wege bei Benevent; neben dem Flusse Calore; neben einer Brücke; am Haupte der Brücke bei Benevent (sagt Dante); an der Brücke Valentino (pons

Valentinus). Uebereinstimmend ist diese Angabe: daß Manfred bei Benevent, das heißt in nicht zu weiter Entfernung von der Stadt, begraben wurde; unzweifelhaft ferner, weil durch mehrfache und verschiedene Berichte beglaubigt, daß die Stelle an einer Brücke lag.

Die Leiche Manfreds wurde am Sonntag den 28. Februar auf dem Schlachtfelde gefunden, wo Karl von Anjou noch im Lager stand. Dieses befand sich nicht in der Stadt Benevent, welche die Sieger gleich nach der Schlacht mit allen Greueln der Plünderung und des Bürgermordes erfüllt hatten, sondern draußen im Bereiche des Schlachtfeldes, aber wol nicht zu weit von der Stadt und dem unter ihr strömenden Calore entfernt. Karl schrieb seine zweite Depesche an den Papst „aus dem Lager bei Benevent, am 1. März". In diesem Briefe schreibt er: „Am Sonntag den 28. Februar fand man Manfreds nackte Leiche unter den Erschlagenen. Um in einer Sache von solcher Wichtigkeit jeden Irrtum zu entfernen, ließ ich dem Grafen Richard von Caserta, meinem Getreuen, den ehemaligen Grafen Jordan und Bartholomäus und ihren Brüdern, wie anderen Personen, die einst Manfred im Leben persönlich nahe standen, den Todten zeigen; sie anerkannten ihn und erklärten, daß dies unzweifelhaft die Leiche Manfreds sei. Von dem Gefühle der Natur bewegt, habe ich hierauf den Todten mit Ehren, doch nicht in kirchlicher Weise, zu Grabe bestatten lassen."

Manfred wurde am 28. Februar oder 1. März begraben und ein allen sichtbares hohes Steinmal über ihm errichtet.

Da diese Stelle an einer Brücke bei Benevent zu

suchen ist, so können hier nur in Frage kommen: der Ponte de Benevento (Eisenbahnstation), der Ponte di Valentino (Eisenbahnstation), die große Brücke des Calore, hart unter der Stadt, und der Ponte de' Leprosi über dem Sabato, seitwärts von jener und ebenfalls ganz nahe bei Benevent gelegen.

Die nördliche und entfernte Lage der ersten dieser Brücken schließt dieselbe aus der Berechnung aus, aber einige Antiquare der Stadt entscheiden sich für den Ponte Valentino, obwol auch diese Brücke von Benevent entfernt ist. Sie liegt nämlich ostwärts auf der Straße nach Foggia, welche die fliehenden Trümmer von Manfreds Heer zum Rückzuge wählen mußten, um das von den treuen Saracenen besetzte Lucera zu erreichen. Manfred selbst aber suchte den Tod, als er seine Scharen erliegen und fliehen sah. Es war in der Nähe des Ponte Valentino, wo später Karl von Anjou zum Andenken seines Sieges ein Kloster stiftete: das haben Minieri Riccio und Del Giudice urkundlich nachgewiesen.

Zwischen dem Ponte Valentino und Benevent liegt ein Hügel, Capo di Monte genannt; auf diesem scheint Bartolommeo Capasso (in seiner kürzlich gedruckten Diplomatischen Geschichte Siciliens von 1250 bis 1266) den Grabesort Manfreds zu suchen. Ich fragte darum in Benevent den alten und kundigen Antiquar Giovanni Colle de Vita; auch er behauptete mit Entschiedenheit: daß an der Brücke Valentino Manfred begraben worden sei, weil in dieser Richtung dessen fliehendes Heer sich fortgezogen haben mußte, hier also die letzte Entscheidung stattgefunden habe und hier auch der König gefallen sei. Ich will die

Ansicht nicht bestreiten, daß die Schlacht in jener Richtung, ostwärts von Benevent, zur Entscheidung kam, und daß Manfred aus diesem Grund eher dort als anderswo bei Benevent den Tod gefunden hat; aber dies zugegeben, wird damit noch nicht festgestellt, daß er auch auf der Stelle begraben wurde wo er gefallen war.

Karl von Anjou hat die Leiche seines berühmten Feindes mit eigenen Augen gesehen, ehe er sie begraben ließ, und er hat sich nicht auf das Schlachtfeld und zu der Stelle hinbemüht, wo sie gefunden worden war, sondern der Todte wurde, als die kostbarste Trophäe des Sieges, nach seinem Lager gebracht. In dessen Nähe ließ ihn Karl begraben, wie ich annehme, absichtlich nahe bei der Stadt, im Angesicht vieler Zeugen, um dem gefährlichen Wahn zu begegnen, daß Manfred noch lebe, vom Schlachtfeld entronnen und noch nicht überwunden sei.

Die volkstümliche Tradition bezeichnet aber den Ponte de' Leprosi als die Stelle des Grabmales Manfreds, und es ist eher glaublich, daß die Berechnungen der Gelehrten irren, als daß die Erinnerung des Volks sich täuschte. Wenigstens war die Bestattung eines so erlauchten und großen Königs unter so merkwürdigen Umständen ein Ereigniß, welches sich und den Ort, wo sie auf freiem Felde geschah, dem Gedächtniß der Beneventer tief einprägen mußte. Sie bewahrten diese Stelle sicherlich in Erinnerung, auch nachdem später der rohe Erzbischof von Cosenza das Steinmal hatte auseinanderwerfen, die Gebeine Manfreds ausgraben und fern irgendwo am Ufer des Verde (d. i. des Liris) hatte hinwerfen lassen.

Für den Ponte de' Leprosi spricht, so scheint es mir

wenigstens, selbst der Name oder die Bestimmung des Locals, denn dort stand im Mittelalter eine Kirche und ein Hospital der Aussätzigen (Leprosi). Es müßte freilich nachgewiesen werden, was ich nicht weiß aber glaube, daß dieses Hospital schon zu Manfreds Zeiten bestand; dann aber konnte irgendein fanatischer Priester Karl von Anjou den Rat gegeben haben, den als Ketzer von der Kirche verfluchten König Manfred dort neben den Aussätzigen zu begraben. Ueber diese Brücke führte aber zu jener Zeit noch die Via Appia; es konnten daher alle die dort des Weges zogen das Steinmal sehen, worunter der einst so mächtige und furchtbare Feind des Papsttums bestattet lag.

Die Brücke liegt eine Viertelstunde unterhalb Benevent. Ein Weg geht neben antiken Ruinen und durch Gartenland hinab zu der kleinen Kirche S. Cosimo, hinter welcher einige Mühlen am Fluße Sabato stehen. Ueber diesen führt die lange steinerne Brücke, deren Grundmauern und Bogen zum Teil noch antik sind. Fragt man dort die Bewohner oder andere Leute nach dem Rè Manfredi, so wird man von ihnen naiverweise eine steinerne Mühle als das Grab des Königs bezeichnen hören. Hier fließt also der Sabato und nicht der Calore; aber nur zehn Minuten weiter abwärts ergießt sich jener in diesen, in einem schönen mit hohen Pappeln geschmückten Tale, wo dann der schon ansehnliche Fluß an sanften Höhen weiterzieht.

Die Erinnerung an den edeln Manfred ist in Benevent nicht erloschen. Ueberhaupt wacht jetzt in allen Städten Süditaliens, welche geschichtliche und monumentale Beziehungen zu den Hohenstaufen haben, das Andenken an diese großen Kämpfer gegen die angemaßte

Alleingewalt des Papsttums wieder auf. In vielen Städten Apuliens sind heute Plätze und Straßen mit Namen der Hohenstaufen genannt. Und auch in diesem bis vor kurzem noch päpstlichen Benevent las ich mit Genugthuung an der Ecke eines Hauses neben dem Castell den Namen Piazza Rè Manfredi.

Diese Burg von Benevent schützt die schwächste Stelle der Stadt. Ursprünglich stand sie unweit der Porta Summa über den Stadtmauern, welche später hier abgetragen wurden. Ein avignonischer Papst, Johann XXII., erbaute dieses Castell im Jahre 1321, sowol um die Bürgerschaft im Zaume zu halten, als um den Rectoren einen geschützten Wohnsitz zu geben. Diese Legaten hatten bisher im alten Palast der langobardischen Fürsten mitten in der Stadt gewohnt, wo sie bei Aufständen des Volks oftmals genötigt wurden sich in das Kloster Santa Sofia zu flüchten. Im Eingangstor der Burg liest man die in der Wand eingemauerte Inschrift: „Anno Domini MCCCXXI. Tpe: Dni Johis. PP. XXII. Inceptum Fuit Hoc Castrum Quod Construi Fecit Ven. Vir. Dns. Guilelmus De Balaeto.“ Andere Inschriften sind durch Uebertünchung unlesbar geworden.

Die kleine Burg macht den Eindruck eher eines Turms als einer wirklichen Festung. Sie wurde namentlich im achtzehnten Jahrhundert durch Umbau so stark verändert, daß nur noch ein Teil der Anlage aus der Zeit Johanns XXII. übrig geblieben ist. Dieser hat die Gestalt eines breiten, stumpfen, viereckigen Turms mit gothischem Gesims und gothischen Fenstern. Das Material ist gelblicher Kalkstein; der Bau aus geglätteten und fest gefügten

Quadersteinen so vorzüglich, daß er antik aussieht. Ursprünglich bildete dieser Turm zugleich ein Durchgangstor der Straße, welches später vermauert wurde. Man hat dasselbe gegenwärtig wieder frei gemacht, und so ist dieser Durchgang eben erst an den Tag gekommen. Es ist ein Tonnengewölbe von so fester und zugleich schöner Ausführung, daß ich es beim ersten Anblick für römischen Ursprungs gehalten habe, bis der Vergleich mit dem Mauerwerk der Burg überhaupt mich von meinem Irrtum überzeugte. Eine Wendeltreppe von Stein führte daraus zu dem obern Geschoß; sie ist erst bis zur Hälfte vom Schutt befreit.

Vor dem Castell steht auf einer Säule ein altertümlicher steinerner Löwe. Eine Inschrift nennt diese Figur unsinnigerweise das Sinnbild der Wachsamkeit, Majestät und Stärke des alten Samnitervolkes, und sagt daß dieselbe unter Trümmern der Burg gefunden und im Jahre 1640 zu Ehren des Papstes Urban VIII. vom Senat und Volk Benevents aufgerichtet worden sei.

Der Löwe scheint ein Werk des hohen Mittelalters zu sein; er zierte wol die alte Burg der Langobardenfürsten; denn daß eine solche hier vorhanden war, ist sehr wahrscheinlich. Reste von Gemäuer unter der Plattform des Castells und viele Mamorstücke, die bei der Aufmauerung des Hügels verwendet worden sind, lehren daß die Burg über den Trümmern antiker Bauten steht.

Dort wohnten die Cardinallegaten Benevents nach dem Bau der Burg noch länger als fünfhundert Jahre, wie jene im Schlosse zu Avignon. Ein halbes Jahrtausend ist ein recht ansehnlicher Zeitraum für die Fortdauer

eines so kleinen Zustandes, als ihn diese inselartig abgeschlossene römische Priestercolonie darbietet. Vorübergehend haben sich einige eroberungslustige Könige Neapels, wie Ladislaus und Alfonso von Aragon, Benevents bemächtigt, aber die Päpste stellten den Besitz dieser Stadt immer wieder her, und selbst Karl V., welcher sie im Jahre 1527 besetzte, vermochte nicht sie festzuhalten und mit Neapel zu vereinigen.

So dauerten hier die Verhältnisse fort, bis die französische Revolution das Königreich Neapel umwälzte. Im Jahre 1799 wurde Benevent der parthenopäischen Republik einverleibt; dann gab es Napoleon als Fürstentum an Talleyrand. Die Restauration im Jahre 1815 lieferte es wieder der Kirche aus, und erst in unserer Zeit erlosch hier deren Gewalt. Ein Decret Garibaldi's, welches wenige Freischaren und die Erhebung der nationalen Partei in der Stadt zu schneller Ausführung brachten, erklärte (im Jahre 1860) die Regierung des Papstes für abgeschafft. Durch allgemeine Abstimmung vollzog sodann Benevent seine Einverleibung in das Königreich Italien. Die letzte Umwälzung dieses alten langobardischen Fürstentums bewirkte demnach durch einen seltsamen Zufall ein Bandenführer mit langobardischem Namen, dessen Vorfahren in demselben Volke zu suchen sind, dem einst die Arichis, Romuald, Grimoald und Garibald angehört hatten.

Heute bewohnt den Palast des ehemaligen Cardinallegaten der Präfect der Provinz Benevent, und schwerlich werden die vertriebenen Monsignoren jemals wieder dort ihren Einzug halten.

Die Stadt ist aus einem langen Scheintode aufgewacht, aus ihrer Vereinsamung erlöst und dem gemeinsamen Vaterlande wieder zurückgegeben. Man mag sich vorstellen, wie hier, unter so langer und ausschließlicher Verwaltung von Priestern, alles bürgerliche und geistige Leben verfallen und eine dumpfe Grabesstille sich darüber verbreiten mußte. Jahrhunderte hindurch waren die einzigen Ereignisse öffentlicher Teilnahme für Benevent nur der Wechsel des Cardinallegaten auf der Burg und des Erzbischofs in der Kathedrale. Dogana und Polizei sperrten die Stadt von dem Königreich Italien ab; weder Handel noch Industrie konnten sich emporschwingen, und selbst der große Reichtum an Wasserkraft, welchen zwei ansehnliche Ströme darbieten, ist bis auf den heutigen Tag unbenutzt geblieben. Feldbau und Weincultur (der Taurasо Benevents ist in ganz Apulien berühmt) sind die einzigen Erwerbsquellen des Volks.

Ein großer Teil der Einwohner, deren man etwa 18000 zählt, besteht aus Ackerbauern. Bei meiner letzten Anwesenheit in Benevent erfuhr ich dies auf folgende Weise. Des Morgens um 2 Uhr weckte mich in dem schmuzigen Gasthause der Stadt am Corso (die Wirtschaft ist dort noch langobardisch zu nennen) ein Lärmen auf der Straße. Ich hörte Volk von allen Seiten zusammenlaufen, schreien, Namen rufen und das Getöse flutgleich strömen und wachsen. Ich trat an das Fenster und sah auf das Gewühl hinab, doch niemand antwortete auf meine Fragen. Später erklärte man mir die Ursache dieses Zusammenlaufs. Es sind die Feldarbeiter, die sich in der Frühe erheben, sich am Dom sammeln und dann

massenweise zu ihren friedlichen Geschäften aufbrechen. Weil nun diese Ackerbauer mit ihren Thieren in der Stadt selbst und nicht im Felde wohnen, so sind die Straßen Benevents so schmuzig.

Der Schmuz ist hier sprichwörtlich. Ich fand Straßenviertel, zumal rings um die Stadtmauern her, die ich kaum zu durchschreiten wagte. Aber im ganzen ist Benevent doch besser als sein Ruf, und jedenfalls ist ein Fortschritt sichtbar. Der Corso, welcher sich von der Brücke des Calore aufwärts nach dem Castell hinzieht, hat einige schöne Gebäude, und es gibt Paläste aus der Spätrenaissance reicher Patricierfamilien, wie der Simeoni und Pacca. Aus der letzten stammte der bekannte Cardinal, welcher Pius den VI. in die Gefangenschaft begleitete und über sein Exil Memoiren geschrieben hat. Die Häuser sind in der Regel einstöckig gebaut, wahrscheinlich aus Rücksicht auf den besseren Widerstand bei Erdbeben, von denen Benevent mehrmals heimgesucht worden ist. Die ärgsten Verwüstungen richtete das Erdbeben im Jahre 1688 an; denn damals wurde fast ganz Benevent zerstört, sodaß der mittelalterliche Baustil der Stadt verschwunden ist.

Die Klöster sind aufgehoben. In dem ehemaligen Jesuitenhause, einem sehr großen Gebäude, hat man seit kurzem ein Schülercollegium eingerichtet, welches den Namen Giannone trägt. Dieser berühmte Geschichtsschreiber Neapels war nicht in Benevent, sondern in dem kleinen Ort Ischitella am Vorgebirge Garganus geboren. Es fehlt an Lehranstalten. Denn unter der päpstlichen Regierung wurde nur für das Priesterseminar gesorgt, wel-

ches noch in dem dafür errichteten Palast am Platze Papiniano besteht.

Ich suchte die öffentliche Bibliothek auf; man wies mich in ein altes graues Haus in einer entsetzlich schmuzigen Gasse, wo ich eine kleine Büchersammlung vorfand, die einen mäßigen Saal füllt. Darin saß einsiedlerisch der Bibliothekar, ein Geistlicher; ich glaube daß seine tiefe Ruhe nur selten gestört wird. Die Bibliothek gehört dem Erzbistum. Benevent besitzt außer ihr einen literarischen Schatz von großer Wichtigkeit, das Archiv der Kathedrale, eine an langobardischen Urkunden und Handschriften reiche Quelle mittelalterlicher Geschichte.

Aus den Urkunden dieses Archivs hat der Cardinal Stefano Borgia zum Teil das Material für seine Geschichte Benevents gezogen. Dieses Werk erschien zu Rom im Jahre 1763. Es ist, außer den Arbeiten Pellegrino's, noch immer das umfassendste was wir über Benevent besitzen, obwol eine formlose Compilation und den heutigen Forderungen der Wissenschaft nicht mehr genügend.

Während Borgia wesentlich die kirchliche Geschichte Benevents behandelte, beschäftigten sich zu derselben Zeit Antiquare mit dem Studium der Altertümer der Stadt, und so entstand das im Jahre 1754 in Rom gedruckte Werk „Thesaurus Antiquitatum Beneventanarum", 2 Bände in Folio. Sein Herausgeber war der Canonicus Johannes de Vita. Der erste Teil dieser Arbeit ist der römischen, der zweite der langobardischen und mittelalterlichen Epoche gewidmet. Auch dieses Werk enthält ein schätzbares Material, aber ihm fehlt Kritik und wirkliche Gelehrsamkeit.

Weil es, nach meinen langen Erfahrungen, kaum einen irgend namhaften noch so kleinen Ort in Italien gibt, der nicht unter seinen lebenden Bürgern einen Antiquar als verkörperte Chronik der Vaterstadt aufzuweisen hätte, so war es eine meiner ersten Bemühungen, in Benevent diesen genius loci aufzusuchen. Man führte mich durch viele finstere Winkel und Gassen in ein altes Haus von patricischem Aussehen, und hier kam mir der Gesuchte entgegen, ein alter Mann, welcher sich mühsam auf Krücken fortbewegte. Hr. Colle de Vita ist aus der Familie jenes verdienten Herausgebers der Altertümer Benevents, und so haben sich die gelehrten Ueberlieferungen seines Hauses in ihm fortgeerbt. Die Kenntnisse dieses Stadtantiquars von allen Epochen der Geschichte Benevents und ihren Localen und Monumenten sind so gründlich, daß wol kein anderer Bürger mit ihm wetteifern kann. Seit seiner Kindheit hat er die Denkmäler seiner Vaterstadt durchforscht und alles darauf Bezügliche zu sammeln gesucht. Sein größter Stolz und Schatz scheint ein antiker Sarkophag zu sein, den er in einem kellerartigen Verschlag aufbewahrt, wo ich ihn, doch nur im Halbdunkel, gesehen habe.

Solche Antiquare sind die natürlichen Erzeugnisse ihrer von Ruinen, Inschriften und Erinnerungen erfüllten Städte; oft sind sie Patricier, häufiger Geistliche. Sie lassen selten ein zusammenhängendes Werk zurück, denn wer würde dessen Druck bezahlen? Sie schreiben Dissertationen. Mitten in der Unwissenheit welche sie umgibt, steht doch immer um sie her ein teilnehmendes, lernendes, mitwissendes Häuflein von Adepten, unter welchen niemals ein Canonicus fehlen wird. Wenn der wackere Antiquar,

das Orakel seiner Vaterstadt, todt und begraben ist, so ist in der Regel schon ein anderer da, der seinen bestaubten Lehnsessel einnimmt.

Auf meine Frage nach einem Münzcabinet in Benevent sagte mir Hr. Colle de Vita: daß sich die einzige Sammlung dieser Art, zumal von langobardischen Münzen, im Privatbesitze des Marchese Pedicini befunden habe, und daß dieselbe unglücklicherweise im Jahre 1857 gestohlen und spurlos verschwunden sei. Hr. de Vita hat den Katalog davon veröffentlicht, und dieser ist keineswegs sehr reich an Nummern.

Ich lernte in Benevent noch einen Pfleger der Geschichte seiner Vaterstadt kennen, den ich aber nicht Antiquar nennen darf. Es ist ein jüngerer Mann, der Advocat Graf Isernia. Er schreibt gegenwärtig die Civilgeschichte seiner Vaterstadt, wovon ich das erste Heft sah. Es ist schon aller Anerkennung wert, daß sich in Benevent selbst eine Buchhandlung bereit gefunden hat, diese Arbeit zu drucken. Wie Graf Isernia mir sagte, beabsichtigt er nur eine übersichtliche Darstellung der Geschichte Benevents zu geben. Es ist aber sehr wünschenswert, daß die gesammte Geschichte der Langobarden Süditaliens aus den Quellen neu bearbeitet werde.

Benevent hat im Altertum einen großen Juristen hervorgebracht, Papinian, der hier soll geboren sein. Seinen Namen trägt ein Platz der Stadt. Im Mittelalter war sie der Geburtsort eines andern berühmten Juristen Rofred, eines genialen Mannes aus langobardischem Geschlecht, wie das sein Name beweist; er diente lange Zeit dem Kaiser Friedrich dem Zweiten als Secretär, bis er sich

von der Curie gewinnen ließ und in den Dienst des Papstes trat.

Drei Päpste waren Beneventer von Geburt, Felix IV. Fimbrius, Victor III., ein Prinz des langobardischen Fürstenhauses, und Gregor VIII. vom Geschlecht Morra.

Die Geschichtschreibung in Benevent ist durch einige Chronisten vertreten, einen Ungenannten, welcher die kurze Chronik des Klosters Santa Sofia schrieb, und durch den Notar Falco, der im zwölften Jahrhundert eine äußerst schätzenswerte Chronik verfaßt hat.

Der größte Ruhm Benevents im Mittelalter ist Paul Warnefried, oder Paulus Diaconus. Dieser ausgezeichnete Mann stammte zwar aus einer langobardischen Familie Friauls, aber er kam von Pavia an den Hof nach Benevent, wohin ihn entweder der Untergang des Desiderius trieb oder seine gelehrte Schülerin Adalberga, dieses Königs Tochter, berief. Denn nach dem Falle des langobardischen Trons in Pavia fanden langobardische Patrioten nur in Benevent ein Asyl, und dort lebte auch Warnefried mehrere Jahre, bis er Benedictiner in Monte Casino wurde. Er söhnte sich jedoch mit den neuen Verhältnissen unter der Frankendynastie aus; Karl der Große selbst berief ihn an seinen Hof als Zierde des Gelehrtenkreises, den er dort versammelte. Nach mehreren daselbst zugebrachten Jahren kehrte Warnefried nach Benevent und Monte Casino zurück. Dort starb er, nachdem er den Tod seines Beschützers Arichis im Jahre 787 erlebt hatte. In der Stille jenes Klosters Monte Casino, welches von Langobarden erfüllt war, und wo er vielleicht selbst den ehemaligen König dieses Volkes, den ihm persönlich be-

freundeten Rachis noch als Mönch umhergehen gesehen hatte, schrieb Warnefried die Geschichte der Langobarden. Er setzte in dieser seinem politisch untergehenden Volk ein dauerndes, ganz unschätzbares Denkmal. Denn ohne sein aus Sagen, Liedern, Traditionen und vielen seither verlornen Schriften geschöpftes Werk würde uns heute die Geschichte dieses merkwürdigen deutschen Volksstammes, welcher Italien umgewandelt hat und aus dessen Vermischung mit den Lateinern die italienische Nation entstanden ist, fast gänzlich unbekannt geblieben sein.

Langobardische Geschlechter und Namen erfüllten das ganze Mittelalter hindurch die Geschichte Italiens, wo bekanntlich eine große, vielleicht die größte Zahl der angesehensten historischen Familien langobardischen Ursprungs ist. Es ist ein unnützes und auch kindisches Bemühen, das wegleugnen zu wollen, denn die Italiener sind ebensogut ein Mischvolk wie die Franzosen. Es würde den Ruhm Dante's und der italienischen Literatur schwerlich mindern, wenn man etwa, was ich nicht behaupten will, nachweisen könnte, daß er von einem langobardischen Geschlecht Aligern hergekommen ist; noch wird es die Napoleoniden kränken, wenn ihr Stammvater ein toscanischer Langobarde aus dem zahlreichen Geschlechte der Bonipert gewesen ist.



Lucera,

die Saracenen-Colonie der Hohenstaufen in Apulien.

1874.



Seit langen Jahren hatte ich den Wunsch, Lucera, Manfredonia und den Gargánus in Apulien zu besuchen, jenen weltberühmten Pilgerberg am adriatischen Meere, das Hagion Oros des Abendlandes. Erst im Mai des Jahres 1874 konnte ich meinen Plan ausführen.

Meine Gefährten auf der schönen Fahrt durch Apulien waren mein Bruder und Rafael Mariano von Capua, den wir, von Rom kommend, der Verabredung gemäß in Caserta aufnahmen.

Manchem Deutschen ist der Name dieses talentvollen jungen Mannes bekannt als eines der wärmsten Verehrer Deutschlands und seiner Cultur. Oft hat er als solcher seine Stimme erhoben. Die besten Artikel im „Diritto", der angesehenen Zeitung, welche die deutschen Sympathien unumwunden bekennt und das Bündniß Italiens mit Deutschland verficht, stammen aus seiner Feder oder aus der seines geistreichen Freundes Maraini, des Eigentümers desselben Journals. Mariano ist Schüler Vera's, des Hauptes und Stifters der Hegel'schen Schule in Neapel. Er hat eine Reihe von Schriften und Abhandlungen in

französischer und italienischer Sprache verfaßt, von denen besondere Auszeichnung verdient seine kritische Beleuchtung der modernen italienischen Philosophie — eine Schrift, die er meinem verehrten Lehrer Karl Rosenkranz gewidmet hat.

Vera selbst hat, soviel ich weiß, noch keine angemessene Würdigung seiner Verdienste in Deutschland gefunden, und doch ist die Schule der Hegelianer, die er gegründet hat, schon ein Factor in der modernen Cultur Italiens. Alles was hier der Theologie und Scholastik das Bewußtsein, die Selbstthat des freien Geistes entgegenstellt, und was dem reformatorischen Gedanken Deutschlands eine Bahn zu öffnen sucht, um jenes in religiösem Indifferentismus versunkene Land moralisch zu erneuern und zu befreien, hat seinen Ausdruck zum großen Teil in der Schule Vera's gefunden. Ich traf auf meiner apulischen Reise dessen begeisterte Schüler und somit auch leidenschaftliche Freunde Deutschlands selbst am adriatischen Meer in Barletta und in Trani.

Am 15. Mai fuhren wir von Caserta über Benevent nach Foggia: eine herrliche Fahrt durch das Berggebiet der Flüsse Volturno und Calore, wo die geschichtlichen Gestalten aus dem großen Drama des Untergangs der Hohenstaufen überall der Phantasie entgegengetreten: die Märsche des Heeres Karls von Anjou, zumal bei Telese, dann das Schlachtfeld bei Benevent.

Je näher man Foggia kommt, nachdem man jenes Berggebiet verlassen hat, desto übersichtlicher breitet sich vor den Blicken der Tavoliere di Puglia aus, der Tummelplatz italischer Hirten und Herden seit unvordenklichen Zeiten. Er dehnt sich bis zum adriatischen Meere fort, aber dieses

ist noch nicht sichtbar; denn es liegt viele Millien weit von Foggia entfernt und wird von einer Bodenaufschwellung verdeckt.

Schon stundenlang hat man eine lang hingestreckte azurblaue Gebirgsmasse vor sich, die sich nordostwärts wie eine riesige Felsenmauer hinzieht. Dies ist der Garganus, das vorläufige Ziel unserer Fahrt.

Gegen Westen umstellt diese apulische Ebene ein Halbkreis von Hügeln und Höhen die der Apennin aussendet; sie scheiden die Wassergebiete des Candelaro und Cervaro von dem des nordwärts strömenden Fortore. Man sieht auf ihnen viele Städte und Castelle schimmern. Zwei davon betrachten wir von fern mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit, Troja und Lucera, jenes ein Denkmal der byzantinischen Herrschaft in Apulien, dieses die berühmte Saracenen-Colonie der Hohenstaufen.

Foggia liegt schon im Tavoliere, in ganz flacher Gegend. Es ist die Hauptstadt der Capitanata und war schon im Mittelalter eine der ansehnlichsten Städte Apuliens. Sie verdankt dem Kaiser Friedrich II. ihre Bedeutung. Sie war seine bevorzugte Residenz in Apulien. Nicht die Schönheit der Natur, sondern ihre geographische Lage machte sie für ihn wichtig. Zwar kann die Umgebung Foggia's ohne Mühe in das schönste Gartenland umgeschaffen werden, und rings breitet sich ein weiter und glänzender Horizont aus; aber doch liegt die Stadt schon in der fast baumlosen und wasserarmen Ebene des Tavoliere, wo die Sonnenglut vom Mai bis zum October geradezu unerträglich sein muß. Mit wenigen Schritten befindet man sich hier in einer von Herden bevölkerten grasbedeckten Einöde, die man erst

stundenlang durchzieht ehe man an den Golf von Sipontum und Manfredonia oder in die üppigen Gefilde von Cerignola, Canosa und Barletta gelangt. Jedoch Foggia war schon in der Hohenstaufen-Zeit ein Knotenpunkt der großen Straßen, die nach Ancona, Neapel und Rom, nach Bari und Brindisi führen. Heute ist es der Centralpunkt ebenso vieler Eisenbahnen, und diese Lage macht die Stadt zu einem der Stapelplätze für den Handel und Verkehr Süditaliens, daher sie im raschen Emporblühen begriffen ist und einer bedeutenden Zukunft entgegengeht.

Gerade in den Tagen unserer Anwesenheit war die Stadt in voller Bewegung, weil eine industrielle und agrarische Ausstellung eröffnet werden sollte, wozu man ein großes Gebäude aufgeführt hatte. Der Eröffnung sollte der Kronprinz Umberto beiwohnen. Es scheint überhaupt, daß man Foggia zu einem landwirthschaftlichen Mittelpunkt Süditaliens machen will. Die Fülle aller Naturproducte der Provinz strömt hier auf den Markt, und der Kaufmannstand ist sehr zahlreich. Heute hat Foggia bereits 30000 Einwohner und ist ein großer schön gebauter Ort mit modern aussehenden Straßen und Plätzen, die stets vom Gewühl des Volkes belebt sind.

Das Mittelalter ist hier bis auf einige Kirchen verschwunden, unter denen der Dom Santa Maria als ein merkwürdiges Gebäude des dreizehnten Jahrhunderts hervorragt.

Von dem großen Schloß und Residenzpalast Friedrichs II. hat sich nur ein dürftiger Ueberrest erhalten, eingemauert in der Façade eines Privathauses. Es ist ein Bogen romanischen Stils. Wo er auf den Pfeilern an-

setzt, stehen zwei Kaiser-Adler von Stein. Die wolerhaltene Inschrift auf einer Marmortafel besagt, daß Friedrich II. diesen Palast im Jahre 1223 erbauen ließ: Hoc Fieri Jussit Fredericus Cesar Ut Urbs Sit Fogia Regalis Sedes Inclita Imperialis. Der Baumeister desselben hieß Bartholomäus, wie das eine andere Inschrift besagt: Sic Cesar Fieri Jussit Opus Istum Proto Bartholomeus Sic Construxit Illud. Eine dritte Inschrift lautet: A. Ab Incarnatione MCCXXIII. M. Junii XI. Ind. R. Dno. N. Frederico Imperatore R. Sep. Aug. A. III. Et Rege Sicilie A. XXVI. Hoc Opus Feliciter Inceptum Est Prephato Dno. Precipiente.

Mit tiefer Erregung wird jeder Deutsche vor diesem letzten Rest des kaiserlichen Palastes stehen, in welchem der genialste der Hohenstaufen so häufig wohnte, versenkt in seine das Abendland und Morgenland umfassenden Herrscherideen und ratschlagend mit seinem vertrauten Kanzler Piero delle Vigne über die Plane und Mittel für seinen ungeheuern Kampf mit den Guelfen Italiens und mit dem römischen Papsttum. Im Jahre 1241 starb in diesem Palast die Gemalin des Kaisers, Isabella von England. Sie wurde nicht in Foggia, sondern in der Krypta des Doms zu Andria begraben, wo auch die erste Gemalin Friedrichs, Iolanta von Jerusalem, ihre Gruft gefunden hatte.

So oft die Verhältnisse, die vielen Kriege zumal, es gestatteten, die ihn rastlos hin und her von den Alpen bis nach Sicilien trieben und immer wieder aus seinem geliebten Paradies Apulien entführten, wohnte der große Kaiser in seinem Palast zu Foggia. Sein erstes in dieser

Stadt erlassenes Schreiben ist aus dem Februar 1221. Sodann verlebte er die Monate Mai und Juni des Jahres 1225 dort in seinen neugebauten Schlosse. Von 1228 an sind es nur wenige Jahre, in denen seine dortige Anwesenheit nicht durch Urkunden festgestellt werden kann. Von Foggia aus konnte er seine andern Residenzen, seine Jagd- und Lustschlösser in Apulien leicht erreichen, wie Andria, wie sein herrliches Schloß Castel del Monte, und die auf der andern Seite Foggias gelegenen Schlösser von Fiorentino und Lucera.

Es war außer dem Vergnügen der Jagd wol die ausgezeichnete Lage des Orts, welche auch die Nachfolger Friedrichs bewog, Foggia als Residenz auszuzeichnen. Sowol Manfred, welcher die Stadt dem Papst entriß, als auch später sein Besieger Karl von Anjou waren oft in Foggia. Karl I. erbaute sich dort in der Nähe ein Jagdschloß (in pantano); er vermälte in der Kathedrale seine Tochter Beatrix mit Philipp dem Sohne des Kaisers von Constantinopel Balduin, und er starb auch in Foggia.

Wir mieteten einen Wagen, der uns zunächst nach Lucera und dann über Foggia zurück an den Golf von Manfredonia bringen sollte.

Lucera ist nur zwei Stunden von Foggia entfernt. Die vortreffliche Straße führt dorthin durch die meilenweite Ebene, bis diese allmälich zu einer Hügelreihe aufsteigt. Wir kamen nur an wenigen Villen und Maierhöfen vorüber in unbelebter Landschaft, deren Horizont in der Ferne prachtvolle Gebirge umschließen, während zur Linken auf grünen Höhen sich das byzantinische Troja zeigt. Auf unserer Fahrt begegneten wir nur einem Trupp von Poli-

zeisoldaten, welche auf Wagen sitzende Verbrecher begleiteten, die ihr Urteil vor dem Tribunal in Lucera empfangen hatten. Sonst war die Straße vollkommen todt. Nach mehr als einer Stunde steigt sie leise an.

Lucera selbst liegt auf einer Höhe, welche, einem Vorgebirge ähnlich, sich aus dem Flachland erhebt und an einigen Stellen schroff in dasselbe niederfällt. Dieser den Tavoliere Apuliens abschließende und beherrschende Höhenzug forderte durch seine Natur zur Erbauung einer festen Stadt auf; so entstand im Altertum das samnitische Lucera Apulorum. Nach dem Falle des römischen Reichs war dieser Ort erst gothisch, dann ein Zankapfel zwischen Byzantinern und Langobarden. Den langobardischen Herzogen in Benevent entrissen ihn die Normannen. Endlich machte Friedrich II. dieselbe Stadt zur stärksten Burg seines Königreichs.

Sie lag vor uns als ein ansehnlicher Ort (von etwa 15000 Einwohnern) auf dem von Weinreben und Fruchtbäumen grünenden Hügel, mit Resten der alten Stadtmauer, mit einigen Türmen der Feudalzeit und mit kleinen Kirchenkuppeln in buntschillernden Farben, die uns nur deshalb arabisch anmuteten, weil wir eben wußten, daß Lucera achtzig Jahre lang von den Saracenen Siciliens bewohnt gewesen war. Wir hätten durch die Porta di Foggia in die Stadt und ihre Hauptstraße einfahren sollen, aber diese war nicht passirbar, weil man sie neu pflasterte; wir fuhren deshalb um die Stadtmauer und durch die Porta di Troja in Lucera ein.

Drinnen empfing uns jene Stille historischer Landstädte Italiens, deren Zauber so wunderbar anmutet und nirgends

in der Welt seines gleichen hat. Die warme sonnige Luft weht und wittert vom Hauche der Vergangenheit; die Zeiten und Culturen, welche nicht mehr sind, strömen aus ihren Monumenten eine elektrische Kraft aus: es ist Magnetismus der Geschichte. Nichts Nebelhaftes und Romantisches hier wie im Norden. Alles Ereigniß liegt so ruhig und klar vor der Phantasie wie die blaue Ferne dort und die purpurnen Berge am Horizont.

Lucera, mit freundlichen Straßen und Plätzen, die meist eng und klein sind, ist wie die meisten süditalienischen Orte gebaut und wie solche fast durchweg weiß übertüncht. Der Süditaliener liebt nicht, wie der Lateiner, die schwärzliche Naturfarbe des Steins an den Häusern; er überweißt sie, unbekümmert um den blendenden Sonnenreflex. Dadurch geschieht es, daß der Charakter altertümlicher Gebäude von der Tünche verschleiert wird. Es ist wie wenn man vornehme Möbel mit Leinwand überzieht. Die bedauerliche Manie, ehrwürdige alte Paläste mit weißer Farbe anzustreichen, ist jetzt in Italien allgemein, und als Misverstand des gegenwärtigen Triebes der Erneuerung zu erklären. In Bari fand ich den alten malerischen Palast des Großrichters Roberto vom einst mächtigen Geschlechte der Chyurlia — er war der richterliche Henker Konradins — mit Kalk angestrichen und dadurch aller architektonischen Wirkung beraubt. Dieselbe Wut des Uebertünchens ist seit dem Jahre 1871 auch in Rom eingedrungen, wo schon manche alte Paläste ihre historische Patina verloren haben. Es fehlt nur noch, daß man das Colosseum und die Engelsburg von Kopf bis zu Füßen weiß anstreicht; dann würde das alte Rom recht schön und nagelneu aussehen.

Im übrigen darf man sich nicht vorstellen, daß Lucera an sich einen besonders fremdartigen oder altertümlichen Eindruck macht. Der moderne Stil ist auch in dieser apulischen Stadt längst zur Macht gelangt. Aber Kirchen und Klöster und die bewunderungswürdigen Trümmer des Castells sind hier Denkmäler alter Zeiten von originalem Gepräge.

Die berühmte Saracenenburg steht nur eine Viertelstunde von der Stadt entfernt. Der Anblick ihrer langen und hohen gewaltigen Mauern von tiefbrauner Farbe und ihrer Türme, die noch zum Teil aufrecht stehen, macht eine großartige Wirkung, zumal dieses Schloß in feierlicher Einsamkeit auf einer kahlen Höhe sich erhebt, deren Abhänge, von Gras bekleidet oder gelbe Steinflächen darbietend, sich in kühnen oder langen Linien niedersenken. Als noch alle zwanzig Türme und die Umfassungsmauern ganz aufrecht standen, muß diese Burg eine Festung ersten Ranges gewesen sein; sie war der Schlüssel Apuliens und der Stützpunkt der hohenstaufischen Herrschaft in Süditalien, sowol zu Friedrichs II. als zu Manfreds und Konradins Zeit.

Die Anlage derselben ist folgende. Die Hochfläche des Hügels umschließt eine Umfassungsmauer aus Ziegeln und Steinen, aus welcher sich fünfzehn rechteckige Türme in gleicher Entfernung voneinander erheben. Dies war die Citadelle oder das befestigte arabische Quartier. An sie schloß sich nach der Stadtseite zu, eine Ecke einnehmend, der Kern der Festung, die Schloßburg oder der Palast des Kaisers, worin derselbe wohnte so oft er in Lucera war, oder wo der saracenische Burgvogt seine Wohnung hatte.

Diese Burg war in einem vollkommenen Viereck gebaut. Sie stand der Stadt Lucera zugewendet; ein Graben mit Fallbrücken verteidigte ihren Eingang nebst mehreren Türmen, von denen zwei runde Form hatten. Von diesen beiden ist der eine Turmkoloß fast vollständig erhalten. Der Zugang zur Burg überhaupt lag auf der Stadtseite, denn auf den andern Seiten fällt der Hügel schroff und unzugänglich ab.

Heute stehen von diesem großartigen Bau nur die Umfassungsmauern, und kaum erkennt man von den kaiserlichen Gemächern im Palast mehr als den Plan eines Hauptsaals. Hie und da sieht man Reste von Treppen in der Front und von verschütteten Kammern. Drinnen ist alles leer und öde; der ganze große Bau dient schon seit vier Jahrhunderten als Hürde für Ziegen und Schafe.

Friedrich II. erbaute die Burg im Jahre 1233, nachdem er den verzweifelten Aufstand der Saracenen in Sicilien unterdrückt hatte. Wenn er ein Fanatiker gewesen wäre, wie Ferdinand der Katholische oder wie Philipp von Spanien, so würde auch er diese Mohamedaner entweder nach Afrika zurückgetrieben oder zur Ehre Gottes sammt und sonders umgebracht haben. Aber statt dies zu thun, verpflanzte er die tapfern, fleißigen und kunstfertigen Kinder des Orients auf das Festland nach Apulien.

Ihre Ueberführung dorthin geschah zu wiederholten malen. Der Kaiser gab ihnen einige Städte zur Wohnung, wie Lucera, Girofalco und Acerenza. Sehnsüchtige Liebe zu ihrer schönen Heimat, der sie gewaltsam entrissen worden waren, trieb diese Saracenen heimlich nach Sicilien

zu entweichen. Hierauf vereinigte Friedrich, um dieses ihr Entrinnen zu verhindern, alle Mohamedaner aus den Orten Apuliens in dem einen Lucera. Dies geschah im Jahre 1239. Die letzten Saracenen Siciliens wurden noch im Jahre 1245 eben dorthin gebracht. So entstand die Colonie Lucera Saracenorum. Nur aus Irrtum verwandelte man den Namen Lucera in Nucera, wo niemals Saracenen gewesen sind.

In Apulien fanden sich diese Fremdlinge auf einem Boden, welchen ihre Stammesgenossen schon vor Jahrhunderten betreten und teilweise beherrscht hatten, als nämlich noch ein arabischer Sultan in Bari wohnte und das Gargánusland von Saracenen besetzt war. Sie richteten sich fortan in Lucera bleibend ein, erst widerwillig und voll Haß gegen den Kaiser, welchen sie nur als den Usurpator und Tyrannen des rechtmäßigen Besitztums ihrer Vorfahren, des schönen Siciliens betrachten mochten, dann mit orientalischer Resignation in das Fatum, endlich mit wahrhafter Liebe und Treue zu ihrem Sultan, dem großen Kaiser, dem erbitterten Feind des Papstes, dem freisinnigen Freunde des Morgenlandes und seiner gebildeten Herrscher. So ward Lucera das Grabmal der Araber Siciliens, deren Geschichte hier ihr Ende nahm.

Diese alte Stadt war um die Zeit der Ansiedlung der Saracenen im tiefsten Verfall, obwol ein Bischof fortfuhr in ihr neben der Kathedrale zu wohnen. Ihre christliche Einwohnerzahl konnte nur sehr gering und den heidnischen Eindringlingen gegenüber nur machtlos sein. Trotzdem trennte Friedrich anfangs beide Volks- und Glaubensgemeinden von einander; er legte neben der alten die neue

Stadt Lucera an, das befestigte Saracenenquartier, zu dessen Bau die damals noch zahlreichen Trümmer des Altertums das Material hergaben.

Amari, der Geschichtschreiber der Saracenen Siciliens, ist der Ansicht, daß es durchaus arabische Ingenieure waren, welche diese Burg erbauten. Doch das läßt sich nicht beweisen, und ist auch wenig wahrscheinlich, da Friedrich II. über so viele einheimische Architekten zu verfügen hatte.

In der Citadelle muß man sich die Waffenplätze und Kasernen der saracenischen Krieger denken, die Arsenale und Fabriken mancher Art, wie auch die Moscheen. Sodann werden sich auch außerhalb Wohnungen arabischen Volks vorstadtartig ausgebreitet haben. Diese bürgerlich von dem Kadi Lucera's regierte Colonie war zahlreich, auch wenn die zeitgenössischen Angaben, daß sie 60000 Seelen gezählt habe, übertrieben sind. Sie blühte unter dem Schutze des Kaisers so sehr auf, daß sie eine nicht geringe Gewerbthätigkeit entwickelte. Denn die Araber hatten aus ihrer sicilischen Heimat eine reiche Industrie mit sich gebracht; es gab in Lucera Fabriken von Waffen, von Webereien und von ausgezeichneten Tischlerarbeiten.

Der Kaiser legte Gestüte arabischer Pferde an, und man züchtete Kamele. Er hatte daselbst auch Menagerien wilder Thiere, welche er aus Afrika herbeibringen ließ; namentlich wurden Leoparden zu Jagd abgerichtet. Der Burgpalast Friedrichs war sicherlich mit orientalischem Luxus eingerichtet, denn die Formen des kaiserlichen Hofes in Apulien blieben so gut saracenisch, wie es jene der Normannenkönige in Palermo gewesen waren. Man will noch heute die Stelle in Lucera zeigen, wo der wolversorgte

und von Eunuchen bewachte Harem des Kaisers stand. Er zierte seine Colonie auf jede Weise und gedachte ihrer selbst auf seinen fernen Kriegszügen. Als er im Jahre 1243 vom Albanergebirge aus Rom belagerte, nahm er aus Grotta Ferrata zwei antike Figuren von Bronze mit sich, um sie in Lucera aufzustellen, und auch aus Neapel ließ er Statuen dorthin bringen.

Von Foggia her wird der Kaiser öfter nach Lucera gekommen sein, um die Fortschritte seiner arabischen Colonie zu sehen und in dem schönen Schlosse zu wohnen, wo sich auch seine Schatzkammer befand. Zwar ergibt sich aus seinen Regesten, welche Huillard-Breholles herausgegeben hat, seine Anwesenheit in Lucera nur für den April 1231, den April 1240 und den November 1246; aber desto häufiger sind die Data seiner Residenz im nahen Foggia.

Die Gründung dieser Saracenenburg mitten in Apulien war begreiflicherweise ein Dorn im Auge des Papstes. In früheren Jahrhunderten hatte die römische Kirche und hatten die germanischen Kaiser nur mit der größten Anstrengung den Raubzügen der Araber in Italien ein Ende gemacht und ihre festen Burgen in Campanien zerstört; jetzt war es der Kaiser selbst, der diese Heiden in das Herz Italiens verpflanzte, um sich ihrer wider die Kirche oder den Papst zu bedienen. Von Lucera her nahmen seine erbitterten Gegner wesentlich alle die Beschuldigungen und Anklagen, welche sie gegen den großen Kaiser als einen gottlosen Heiden und Feind Christi schleuderten. Der Papst erhob vor der ganzen Welt ein Geschrei, daß Friedrich die christliche Religion absichtlich zerstöre und das Heiden-

tum in eine alte bischöfliche Stadt Italiens verpflanzte. Die Araber scheinen in der That sich manche Gewaltsamkeiten gegen die christliche Bevölkerung in Lucera wie in den umliegenden Landschaften erlaubt zu haben; sie zerstörten sogar, so meldete man nach Rom, die Kathedrale des Ortes, und überhaupt mußten sie sich Luceras ganz bemächtigt haben, sodaß die christliche Gemeinde fast verschwand.

Nie besaß ein Monarch dankbarere und treuere Untertanen als Friedrich II. an den Saracenen Luceras hatte. Sie waren seine Prätorianer, seine Zuaven und Turcos. Ihre leichte Reiterei, welche mit Speeren und vergifteten Pfeilen kämpfte, bildete den allein stehenden Teil seines Heeres. Die große Saracenenkaserne hier war das immer gerüstete Arsenal für seinen Kampf mit dem Papsttum. Diese Moslem plünderten und verbrannten auf manchem Kriegszuge christliche Bistümer und Klöster, und gegen sie half kein päpstlicher Bannstral.

Unablässig forderte die Kirche die Bekehrung dieses furchtbaren Heidenvolkes, und Friedrich ließ sogar Franciscaner-Missionäre in Lucera zu, wo er mit ironischem Lächeln Bischöfe an derselben Tafel mit vornehmen und verdienten Saracenen speisen ließ. Aber er zwang seine treuesten Krieger nicht ihren Glauben zu ändern, denn ihr Uebertritt zum Christentum würde ihre Waffen im Kampfe mit dem Papst abgestumpft haben. Friedrich ehrte vielmehr die Religion dieser Araber, deren Cultus er vielleicht weniger götzendienerisch fand als den römischen, und sicherlich der Staatsgewalt minder feindlich.

„O glückliches Asien, o glückliche Monarchen des

Orients, denen die Erfindungen der Päpste keinen Kummer machen", so schrieb einmal Friedrich II. an seinen Schwiegersohn Batazes.

„O glücklicher Saladin", so rief auch später der König Philipp von Frankreich aus, „weil er nichts von den Päpsten zu leiden hat."

Jahrhunderte sind seit jenen Zeiten dahingegangen, und trotzdem könnte derselbe Ausruf noch am heutigen Tage gehört werden, aus dem Munde nämlich des deutschen Kaisers.

An große Zeiten erinnert dieses Saracenenschloß Lucera. Berührt man seine Mauern mit dem Zauberstabe der Phantasie, so beleben sie sich von historischen Gestalten einer der merkwürdigsten Epochen Europas überhaupt. Dort umherkletternd bei einem heftigen Winde, der uns von den Zinnen herabzuwerfen drohte, waren wir drei Gefährten auch die Repräsentanten des neuen Deutschlands und des neuen Italiens. Ich bedachte mit Vergnügen, daß mein italienischer Freund ein Sohn desselben Capua ist, aus welchem der geniale Pier delle Vigne stammte, während mein Bruder die großen deutschen Schlachten in Frankreich mitgeschlagen hatte, welche dem Guelfentum in der Welt den Todesstoß gegeben, und das weltliche Reich der Päpste für immer zerstört haben.

Aber mit uns ging ein junger Priester Luceras, der sich uns zufällig angeschlossen hatte und unsern Führer machte. Wenn ich auf seine Gestalt blickte, erschien er mir trotz seiner liebenswürdigen Zuvorkommenheit als der Repräsentant des Lagers der wutentbrannten Feinde Friedrichs II., und als der dunkle Schatten, welcher neben der

Freiheit des Geistes einherschreitet, und noch lange neben ihr wandern wird.

Auf einmal entführte mich die Phantasie vom Castel Lucera über die sonnigen Berge Apuliens hinweg nach einer Burgruine im fernen Deutschland, nach dem Hohenstaufen im sagenreichen Schwabenland, und ich durchmaß mit Verwunderung die weiten Wege der Geschichte, welche das Heldengeschlecht Friedrichs von Büren aus der schwäbischen Stammburg in dieses apulische Land geführt, und jene auch mit der Burg Lucera in Verbindung gesetzt haben.

Nur wenige Stunden Wegs trennen den Hohenstaufen vom Hohenzollern, aber die Geschichte des deutschen Reiches brauchte sechs volle Jahrhunderte um diese Strecke zurückzulegen. Im Jahre 1870 langte sie dort an. Da stand das deutsche Reich in der Dynastie der Hohenzollern neu gegründet und die Fortsetzung der Mission der Hohenstaufen wurde auf jene übertragen.

Derselbe Kampf, welchen die Schwabenkaiser mit Rom gekämpft haben, ist alsbald mit gleicher Leidenschaft wieder entbrannt, und Deutschland, kaum zu einem nationalen Reich erstanden, ist wiederum gespalten in die Parteien der Guelfen und Ghibellinen, in Anhänger des Reiches und der Kirche. Diese Thatsache erscheint erstaunlich, doch sie befremdet nur denjenigen, welcher die Zusammenhänge des geschichtlichen Processes nicht kennt. Die beklagenswerte Renaissance dieses Streites erschwert die ruhige Ordnung des deutschen Nationalreiches, welches offene oder maskirte Feinde umlagern und umlauern, aber sie ist eine geschichtliche Notwendigkeit. Vielleicht wird es Deutschland nicht

beschieden sein, ein friedliches nationales Glück auf lange zu erreichen, wie es England nach dem Abschlusse seiner Revolutionen darzustellen vermocht hat. Denn die deutsche Nation ist durch das reformatorische Princip dazu berufen die Gegensätze auszutragen, auf welchen die Entwickelung des innern Lebens Europas beruht. Dieses Princip hat bei ihr seinen Sitz und Mittelpunkt genommen, wenn nicht geradezu auf Grund ihrer geistigen Eigenart, so doch sicherlich auf Grund der ihr seit Karl dem Großen und den Ottonen für lange Jahrhunderte zugeteilten Reichsgewalt, wodurch das deutsche Volk ebenso lang in Kampf mit der Papstgewalt und dem römischen Christentum geraten mußte.

Die Strömung der Geister in Europa scheint einen ewigen Kreislauf zu beschreiben, innerhalb dessen Reich und Kirche, Kaiser und Papst, noch immer denselben Standpunkt halten, wie zur Zeit Friedrichs II. und Gregors IX. In Wahrheit, es liegen in unserer Cultur alte organische Grundgedanken fest, um welche sich dieselbe noch bewegt, obwol die politische und die kirchliche Verfassung der Welt sich vielfach verändert haben. Der deutsche Kaiser, welcher heute das hierarchische Princip des Nachfolgers Gregors IX. und des Innocenz IV. bekämpft, steht nicht mehr wie der geniale Friedrich II. von der Zeit unbegriffen und allein da. Der hartnäckige Feind, den er bestreitet, gebietet nicht mehr über die unermeßlichen Mittel und die vielen Bundesgenossen wie damals, wo die Kirche seit Gregor VII. und Innocenz III. die Idealmacht der Welt, ihr allgemeiner geistiger Organismus war, wo die Theologie die unumschränkte Herrschaft im Reiche des Wissens führte,

wo die neuen Orden der Franciscaner und Dominicaner die ganze menschliche Gesellschaft mit fieberhafter Glaubensglut erfüllten, und wo selbst noch die Kreuzzüge als höchste politische Aufgabe der Fürsten und Völker galten. Dieser römischen Kirche, einer die Welt umfassenden Zaubermacht, welche über alle jene Elemente gebot und obenein den demokratischen und nationalen Geist Italiens zu ihrem Bundesgenossen hatte, mußte sich der große Hohenstaufe entgegenstellen, allein auf sein Genie gestützt und nicht einmal getragen von Deutschland, seiner naturgemäßen Basis. Man stelle sich vor, wie schwer und furchtbar der Kampf mit Rom für diesen Kaiser sein mußte, wenn die Schwierigkeiten des kirchlichen Streites, in welchem sich heute sein mächtiger Nachfolger im deutschen Reiche befindet, noch immer groß erscheinen.

Denn die römische Kirche von heute ist nur noch eine entseelte Maschinerie im Vergleich zu der alles Leben durchströmenden Macht, die sie im Zeitalter der Hohenstaufen war. Die deutsche Reformation, für welche das ghibellinische Princip Friedrichs II. die Voraussetzung gewesen ist, hat ihr mehr entzogen als ein großes Länder- und Völkergebiet. Sie hat sie innerlich verarmen gemacht. Alles was ehemals ihre Größe bildete, die Wissenschaft, die humanen und fortbildenden Ideen jeder Richtung sind das Eigentum der Reformation geworden. Alles was die europäische Menschheit seit drei Jahrhunderten geistig entwickelt und vorwärts treibt, ist die Wirkung des reformatorischen Princips allein.

Das römische Papsttum, in welchem sich jetzt die katholische Kirche vollkommen centralisirt hat, ist als Welt-

macht und Führer der Cultur erloschen, und kein die Menschheit begeisternder und mit sich fortreißender, kein prophetischer und zukunftsvoller Gedanke kann irgend mehr im Vatican entdeckt werden. Der Glaube hat seine Macht verloren: die Wissenschaft und die Kritik zersetzen täglich mehr das historische und dogmatische Christentum. Was ist heute die Bedeutung der Theologie im Vergleich zu den Zeiten des Thomas von Aquino? Die geistlichen Orden, durch welche ehemals das Papsttum seine Gewalt über die Völker Europas wesentlich errang, sind geschwunden; der letzte in der Reihe, der Orden Jesu, irrt zum Teil verbannt und im Exil. Wenn man den Ideengehalt der jesuitischen Doctrin mit den Regeln jener Franciscaner vergleicht, so wird man sehen, daß seinen Kern nicht mehr die christliche Religion, sondern die römische Politik bildet. Es ist das Programm der päpstlichen Absolutie. Kann das Princip der Infallibilität des Papstes, der Ertödtung der Vernunft in der Kirche und der Knechtung des Gedankens überhaupt als eine Idee begriffen werden, welche die Menschheit begeistern muß, weil sie ihr das hohe Ziel ihrer Entwicklung in der Zukunft vor Augen stellt? Nur mit Lächeln wird man diese Frage anhören und beantworten.

Aber wol, dieses römisch-jesuitische Papsttum ist noch sehr stark durch die Tradition, durch das bewundernswürdige System der Einheit und durch die große Zahl der ihm Ergebenen und Gehörigen. Seine Kraft ist eine politisch-sociale Kraft. Es ist der traditionelle Einheitspunkt für eine dogmatische Ansicht der Weltverfassung und für die große Menge der Menschen die sich dazu bekennt.

Es sammelt um sich her alle Anhänger des in seinen alten Formen vergehenden Christentums, alles Conservative und Legitime, alles was sein Ideal im Autoritätsglauben der Vergangenheit sucht. Ihm gegenüber steht die andere Verfassungspartei, die von der Selbstbestimmung des Einzelnen ausgeht, dessen politische Gemeinde der moderne, sich frei entwickelnde confessionslose Staat ist.

An die Stelle der Guelfen und Ghibellinen sind so heutzutage die Kirche und der Staat überhaupt getreten, oder in Bezug auf Deutschland die römische absolute Papstkirche und das moderne nationale Reich.

Das deutsche Reich ist trotz Rom und den Jesuiten in der protestantischen Dynastie der Hohenzollern hergestellt worden, und auf dem festen Boden dieses erst heute national geeinigten Deutschlands kann der neue Kaiser mächtiger dastehen, als es die größten Hohenstaufen und selbst Karl V. gewesen sind. Er ist es gerade deshalb weil das Dogma von der römischen Weltherrschaft im deutschen Reiche für immer erloschen ist. Dieses Dogma lebt aber noch fort im römisch-jesuitischen Papsttum, und dasselbe auch hier für immer auszulöschen, darin besteht zum Teil der Kampf unserer Gegenwart, der neuen Welt mit der alten Welt.

Ehemals hatten die Ghibellinen diese Aufgabe übernommen, aber nicht durchgeführt, denn sie beanspruchten das Princip der Universalmonarchie für sich selbst, und die Hohenstaufen gingen unter, weil sie das fremde Italien zur praktischen Basis für ein weltgebietendes Kaisertum machen wollten. „Italien ist mein Erbteil!“ dies war das Wort Friedrichs II. Dasselbe aber sagte der Papst

von sich. Rom, der Kirchenstaat, Italien waren seit den Zeiten der fabelhaften Schenkung Constantins die von den Päpsten erstrebte, mehr oder weniger erlangte und behauptete Grundlage für ihre Weltherrschaft, und man muß sagen, daß diese Grundlage für sie mindestens eine nähere und natürlichere war, als sie es für die deutschen Kaiser sein konnte. Die Kaiser des Mittelalters wußten, daß ihre Weltmonarchie ohne Italien unmöglich war. Die Päpste wußten, daß ihre Weltmonarchie ohne Italien unmöglich war. Nun, diese Grundlage ist ihnen für immer entrissen worden: sie fiel im Jahre 1870; die Ghibellinen haben sie doch vernichtet, die Hohenzollern haben den Kirchenstaat für immer zerstört.

Auf der Burg Lucera erwog ich die Entwicklung dieses großen Weltprocesses, und ich grüßte freudevoll den Schatten des unsterblichen Hohenstaufen, den selbst noch Dante, obwol das Kaisertum und seine Weltmonarchie vergötternd und Feind der weltlichen Priesterherrschaft, aber ein frommer Katholik, als Heiden und Saracen in den Flammen-Sarkophag der Ketzerhölle zu versenken wagte.

Wie würde Friedrich II. staunen, gewahrte er heute Rom, wo jener unchristliche weltliche Priestertron, welchen umzustürzen ihm nicht gelingen konnte, jetzt endlich am Boden liegt, und wo der Papst im Vatican sich verschlossen hält, heute von den Mächten der Zeit so verlassen wie es einst Friedrich war: ein freiwilliger Gefangener und doch zugleich auch der wirkliche Gefangene der neuen Zeit selbst, welche ihn dorthin verbannt hat. Wenige Schritte aber von diesem Papst entfernt sitzt als König Italiens ruhig auf dem Tron in Rom der Stammfürst des kleinen

Savoyens, von allen Staaten und Völkern der Welt darob beglückwünscht und freudig anerkannt.

Auch nach dem Tode Friedrichs II. blieben die Saracenen in Lucera dem Hause Schwaben unerschütterlich treu, während der Papst eilte, diesem Apulien zu entreißen. Manfred verdankte es nur ihnen, wenn er sich auf den Tron seines Vaters zu schwingen vermochte. Seine glänzende Heldenlaufbahn begann er ganz eigentlich in dieser Burg Lucera. Er rettete sich hierher im November 1254 auf seiner kühnen Flucht von Acerra durch die Gebirge Samniums. Am Tore Luceras angelangt, gab er sich den Moslem zu erkennen, und diese trugen ihn mit Frohlocken in die Burg und riefen ihn zu ihrem Herrn aus. So faßte er hier zuerst festen Fuß. Dann vertrieb er die Feinde aus dem nahen Foggia, sodann aus Troja, wo der Cardinallegat Guglielmo Fieschi die Flucht ergriff und nach Neapel zum Papst entrann.

Nichts erbitterte diesen so sehr als die Fortdauer der Saracenencolonie Luceras; vergebens waren die Bekehrungsversuche der Kirche, vergebens die an Manfred gestellte Forderung, diese Mohamedaner nach Afrika fortzuschaffen. Er aber ehrte in ihnen seine treuesten Bundesgenossen und Krieger. Wie sein Vater umgab er sich mit Saracenen; den Sultan von Lucera nannten ihn die Priester und Karl von Anjou.

Auf dem Schlachtfelde bei Benevent kämpften diese Araber tapfer, und dort fielen sie auch zu Tausenden. Ehe der König Manfred dem Anjou entgegenzog, hatte er sein junges schönes Weib Helena von Epirus und seine Kinder den saracenischen Wachen in der Burg Lucera zur

Obhut anvertraut. Und es war hier, wo die Unglückselige erfuhr, daß ihr Gemal bei Benevent gefallen sei. In tiefer Verzweiflung raffte sie sich mit ihren Kindern auf und floh nach Trani, um sich dort einzuschiffen und nach Epirus zu retten. Aber der Castellan der dortigen Burg lieferte diese Opfer den nachsetzenden Verfolgern aus.

Die Saracenen Luceras schlossen in ihrer Bestürzung mit dem siegreichen Usurpator einen Vertrag, wodurch ihnen gestattet wurde, als seine Untertanen mit den Einrichtungen und Gesetzen fortzuleben, die ihnen die Hohenstaufen gegeben hatten. Aber schon im Jahre 1267 pflanzten sie wieder die Fahne des Hauses Schwaben auf den Zinnen ihrer Burg auf, als der junge Konradin sich zum Zuge nach Italien anschickte. Lucera war damals der Sammelplatz und Stützpunkt der Ghibellinen Süditaliens und die größte Sorge des Papstes wie Karls von Anjou.

Auf das dringende Begehren jenes hatte dieser eine Armee zur Belagerung der Saracenenburg abgeschickt, welche jedoch alle Stürme siegreich abschlug. Er kehrte dann in Person aus Toscana im April 1268 nach Apulien zurück, um Lucera zu unterwerfen, wie das der Papst forderte; aber er hob die Belagerung wieder auf und zog Konradin entgegen, als dieser letzte der Hohenstaufen auf der valerischen Straße zum Lago Fucino herabkam.

Die Schlacht bei Scurgola entschied das Schicksal des Unglücklichen, und nach seinem Fall wurde Lucera von neuem belagert. Die Saracenen verteidigten sich mit verzweifeltem Mut, bis sie am 28. Aug. 1269, ein Jahr nach der Niederlage Konradins, der Hunger zur Ergebung

zwang. Ihre Anzahl war zusammengeschwunden, doch behaupteten sie sich in Lucera auch jetzt, wennschon ihrer Freiheit beraubt. Sie erhoben sich sogar noch einmal wider den verhaßten Anjou, den Vasallen des Papstes, im Jahre 1271, und sie stellten sogar einen falschen Konradin in Lucera auf. Nochmals zur Unterwerfung gezwungen und grausam bestraft, blieben sie gleichwol in ihrer Citadelle wohnen. Denn auch der Anjou erkannte die Wichtigkeit dieser Colonie tapferer Krieger: er baute die Burg noch fester aus. Ein großer Teil der heute noch stehenden Mauern und Türme rührt geradezu von Karl I. her; eine große Zahl von Decreten dieses Königs bezieht sich auf den Ausbau der Festung Lucera, wo auch der königliche Schatz verwahrt lag.

Seit jener Zeit, wo die Hoffnung auf eine Wiederherstellung der Ghibellinen entschwunden war, während die unglücklichen Kinder Manfreds in den tiefsten Kerkerverließen begraben lagen, traten die Saracenen aus Selbsterhaltung in die Dienste der Anjou, welche sich ihrer gerade so bedienten, wie es die Hohenstaufen gethan hatten. Karl II. gebrauchte sie im Kriege der sicilianischen Vesper, wo sie unter dem Kreuzesbanner und unter den Augen päpstlicher Legaten gegen Aragon kämpften.

Indeß forderte der Papst mit Entschiedenheit die Ausrottung dieser Heiden, und Karl II. fügte sich endlich in sein Gebot. Ohne andere Veranlassung ließ er die Burg Lucera überfallen und die Saracenen darin niederhauen. Was verschont ward und übrigblieb mußte das Christentum annehmen. Die Moscheen wurden dem Erdboden gleich gemacht, die christliche Kathedrale ward neu gebaut

und selbst der uralte Name Lucera wurde in den von S. Maria verwandelt. Doch dieser behauptete sich nicht.

So erlosch die Saracenenstadt im Jahre 1300, nachdem sie fast 80 Jahre gedauert hatte. Schon um 1525 fand Leandro Alberti die Citadelle Lucera in Trümmern und von Vieh bewohnt. Ihre Geschichte verdiente wol von einem gründlichen Kenner des Arabischen besonders behandelt zu werden. Wenn sie auch an sich von geringer Bedeutung ist, so würde sie doch immer ein anziehendes Kapitel in der Geschichte der Saracenen Siciliens bilden. Es ist deshalb zu bedauern, daß Michele Amari seine ursprüngliche Absicht nicht ausführte. Als er sein gründliches Werk über die Muselmanen Siciliens begann, war ihm das Staatsarchiv Neapels noch nicht vollkommen zugänglich, und dort liegen, wie er selbst in der Einleitung zu jenem versichert, in den Registern des Hauses Anjou viele hundert Urkunden, welche sich auf die Saracenen Luceras beziehen. Für einen Mann von so seltener Arbeitskraft, wie Amari sie besitzt, würde es auch heute nicht zu spät sein aus jenen Urkunden eine Geschichte der Araber Luceras zusammenzustellen.

Blickt man von den Mauern dieser Burg rings um sich in die schönen Landschaften Apuliens, über welchen ein blauer elysischer Aether glanzvoll schwebt, so hat man in Wahrheit ein unvergleichliches Theater von Ereignissen um sich her, welches die Geschichte Süditaliens wie in einem Spiegel zurückstralt. Römer, Karthager — denn tief unten sieht man die Gefilde der Hannibalschlacht von Cannä — Gothen, Langobarden, Saracenen, Byzantiner und Normannen, die Kreuzfahrer, welche zuerst von jenen

Küsten ihren Lauf nahmen, die Hohenstaufen, die Anjou, die Aragoner, die Spanier und Franzosen: alle diese Erscheinungen ziehen hier am Blick vorüber.

Der Horizont rings umher ist wundervoll. Nordwärts steht die purpurne Gebirgskette des Garganus: das Meer schimmert links von ihm aus der Ferne, und die Eilande Tremiti tauchen aus seinem silbernen Spiegel auf. Ostwärts über Foggia hinweg dehnt sich Apulia Plana bis zum Golf von Manfredonia hin, in weiten sonnigen Flächen ausgebreitet. Gegen Westen und Süden steigen die Apenninen Benevents und die Berge von Campobasso und Bojano in schönen Reihen auf. Dort tritt auch ein grüner Höhenzug, nur einige Millien entfernt, gegen die Landschaft Luceras vor, und auf ihm stellt sich deutlich Troja dar.

Der classische Name dieser Stadt entführt uns weit hinweg zu homerischen Küsten und Zeitaltern, aber ihre Gründung fällt in den Beginn des elften Jahrhunderts. Troja ist eine der Städte, welche die Byzantiner in Apulien gebaut haben. Der Katapan Bugianus erbaute sie in jener Zeit, wo sich der von den Griechen unterdrückte Langobarden-Stamm Apuliens erhoben hatte, und schon im Jahre 1022 war das junge Troja ein so fester Ort, daß ihn der Kaiser Heinrich II. auf seinem Zuge nach Süditalien belagern und erstürmen mußte. Heute zählt die Stadt 6000 Einwohner. Sie ist besonders merkwürdig durch ihre altertümliche Kathedrale.

Rückkehrend vom Castell besuchten wir einige Kirchen: Sant Antonio Abbate, ehemals das Besitztum des deutschen Ritterordens, welcher in der Hohenstaufenzeit reiche Güter in Apulien erwarb, S. Domenico und den Dom.

Diese Kathedrale ist ein Bau der Anjou. Denn da der alte bischöfliche Dom der Stadt in Trümmern lag, (aus ihnen hatten die Saracenen Friedrichs ihre Moschee erbaut), so beschloß der Nachfolger Karls von Anjou im Jahre 1300 die Kathedrale S. Maria neu zu bauen. Sie wurde schon zwei Jahre später eingeweiht, obwol sie noch nicht vollendet war. Diese Kirche ist neben dem Castell das ehrwürdigste Monument der Stadt und ihr architektonischer Mittelpunkt, ein gothischer Bau von drei Schiffen, in mäßigen Verhältnissen, einfach und würdevoll. Die Façade hat einen stumpfwinkeligen Giebel mit großer Fensterrose und drei gothische Portale von schwärzlichem Kalktuf. An sie lehnt sich der nicht hohe Turm, welchen ein achteckiger Aufsatz krönt.

Im Innern suchte ich vergebens nach Monumenten und Inschriften vergangener Zeit; überall in Italien verschwinden solche aus den Kirchen. Nur im Baptisterium steht noch die marmorne Statue des Erbauers der Kirche, eines jungen Mannes von anmutigem Gesicht. Er hält die Arme gekreuzt auf der Brust, und seine Füße treten, wunderlich genug, auf zwei sich krümmende Hunde. Auf dem Postament steht in moderner Schrift geschrieben: „Carolus II. Andeavensis A. S. MCCC. Templum Deo et Deiparae Dicavit.“ Der Sarkophag, zu welchem diese Grabfigur ursprünglich gehört hat, ist leider verschwunden.

Unser Führer im Castell, jener junge Priester, brachte uns auch nach der Gemeindebibliothek, welche im Stadthaus aufgestellt ist. Dort nimmt sie zwei saubere Zimmer ein. Man zeigte mir hier unter anderm eine Reihe von Manuscripten, moderne Compilationen von Urkunden, die

sich auf die Geschichte Luceras beziehen. Diese selbst ist noch nicht ausreichend geschrieben worden. Im Jahre 1861 erschien zwar in der Druckerei des Salvatore Scepi in Lucera die Geschichte dieser Stadt von Giambattista d'Ameli Baron v. Bineto und Meledugno, aber dieses Buch genügt in keiner Weise den Forderungen der Wissenschaft. Wir fanden im Bibliothekzimmer nur einen einzigen Leser, woraus ich indeß keine übeln Schlüsse auf die städtischen Studien ziehen will. Sehr lebhaft werden diese freilich nicht sein, obschon das Lyceum Luceras in gutem Rufe steht.

Manfredonia.



Nach Foggia zurückgekehrt machten wir uns auf, nach Manfredonia zu fahren, dieses einzige noch fortdauernde Denkmal des Heldenkönigs Manfred zu sehen. Die Entfernung beider Städte voneinander ist genau die von Rom und Tivoli. Die Fahrstraße führt durch die Ebene fort, welche zur Linken von dem langen Bergrücken des Garganus abgeschlossen wird, während sie sich zur Rechten unabsehbar ausdehnt und am Horizont verliert.

Diese Ebene rings um Foggia ist der obere Teil des Tavoliere Apuliens. Sie erinnert an die Campagna Roms, wo auch vom October bis in das Frühjahr hinein Tausende von Schafen weiden, die vom Abruzzenland und der Sabina dorthin getrieben werden. Aber sie ist grasreicher und steppenartiger und weniger malerisch, weil sie eine vollkommene Fläche für das Auge darbietet.

Nach dem Garganus hin und vorwärts gegen Manfredonia ist der Tavoliere fast ganz baumlos. Die Stelle von Bäumen und Sträuchern nehmen die hohen Schäfte des Fenchels ein, welche schöne Blütenbüschel von goldgelber Farbe tragen. Wie auf dem römischen Gefilde wuchern

auch hier die Asphodelen, die Labien und die Menthe, und all das balsamische Kraut, welches Schafe und Rinder lieben. An manchen Stellen war es wie ein wogendes Blumenmeer.

Die grüne Steppe ist, soweit das Auge reicht, mit gemauerten Höfen überstreut. Sie enthalten Vorratshäuser, Wohnungen für Hirten und Verwalter, Hürden, eine Halle für Fuhrwerke und Gerätschaften, und dergleichen mehr. Aus jeder solcher Wirtschaft ragt eine kleine Pyramide hervor, deren Spitze ein Schornstein ist. Das sind Oefen, worin der Schafkäse bereitet wird; sie sind die charakteristischen Gestalten dieser endlosen Triften, wie es für die Campagna von Rom die mittelalterlichen Türme und die antiken Grabmäler sind. Auf der ganzen Strecke bis nach Manfredonia hin bemerkte ich nur einen einzigen alten Turm, und dieser stand an der Straße selbst, ehemals ihr Wacht- und Zollturm und dann eine Soldatenstation, als das ganze Gebiet des Garganus von Briganten voll war.

Die warme Jahreszeit hatte sich diesmal auch in Apulien verspätet, denn der Mai war auffallend kalt. Deshalb mochten noch viele Herden auf dem Tavoliere zurückgeblieben sein, statt ihre Sommerquartiere in den Bergen zu beziehen. Wir sahen davon genug, und von jeder Sorte: Rinder, Schafe, Ziegen, Büffel, Rudel von verwilderten dickbehaarten Eseln und von Pferden. Die Hirten zu Roß, die Lanze in der Hand, und zottige Hunde, wie in Etrurien und in Latium.

Der Anblick dieser apulischen Steppe versetzt den Reisenden in weit entlegene Länder und in eine vergan-

gene Civilisation, und doch ist diese wesentlich italisch und schon den Zeiten angehörig, als das apulische Land noch Daunia hieß. Durch alle Jahrhunderte erhielt sich hier der Urzustand des Hirtenlebens; er begleitete als ein kaum veränderter Naturbestand alle politischen und socialen Wandelungen Italiens, und dauert noch in der Gegenwart fort.

Der Tavoliere umfaßt 800 italienische Quadratmeilen oder 300000 Hektaren. Er dehnt sich durch die ganze Capitanata aus und setzt sich südwärts fort bis in die Provinzen von Bari, in die Basilicata und die Terra von Otranto. Dieses Weideland ist nicht in solcher Ausdehnung, wol aber zu einem großen Teil, seiner Bestimmung nach älter als die Zeit der Eroberungskriege der Römer in jenen Gegenden, welche sodann, wie man annimmt, uncultivirtes Eigentum des Staates blieben, und dazu bestimmt wurden, die Zölle der öffentlichen Weiden zu vermehren. Wie weit der Tavoliere noch während des römischen Kaiserreichs, sodann zur Zeit der Herrschaft der Gothen und der Byzantiner dem ager publicus zugehörte, oder ihm entzogen ward, kann nicht ermittelt werden. Im späteren Mittelalter, zur Zeit der Normannen und der Hohenstaufen, erscheint das apulische Weideland durchaus wieder als königliche Domäne, unter dem Begriff Regie Difese.

Doch erst am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wurde die Verpachtung der königlichen Weiden systematisch eingeführt. Alfonso I. von Aragon gab das Gesetz, wonach alle Besitzer von Herden in den Berglandschaften gezwungen wurden, jene gegen Abgabe auf dem Tavoliere überwintern zu lassen. Eine darauf bezügliche Verwaltung

wurde eingesetzt unter dem Titel Dogana della mena delle pecore in Puglia. Sie soll dem Fiscus die jährliche Summe von 300000 Goldfloren eingebracht haben.

Wanderstraßen für die Herden wurden durch den Tavoliere abgesteckt und wie Chausseen mit Grenz- und Meilensteinen versehen. Sie heißen Tratturi.

Nichts ist sonderbarer als diese Tratturi. Sie durchziehen einen großen Teil Süditaliens von den Abruzzen Aquilas, vom Gran Sasso und vom Monte Majella bei Sulmona herab bis zu den Bergen in Calabrien, wo sie ihr Ende nehmen. Seit Jahrhunderten sind sie dieselben geblieben, und es haben sich Millionen von Schafen und Rindern auf ihnen bis zum heutigen Tage gleichmäßig fortbewegt, wie nur immer die Armeen Roms es auf der Via Flaminia oder Appia gethan haben.

So zieht sich der Tratturo hin als ein grüner Streif Erde von 40 bis 80 und 120 Metern Breite. Auf ihm wandern die Herden fort, im Herbst in die Ebene herabsteigend, im Mai zu den heimatlichen Bergen zurückkehrend. Ich bin oft in Etrurien und in Latium solchen Wanderzügen von Herden begegnet, wenn sie, zuweilen bis 5000 Köpfe stark, die gewöhnliche Fahrstraße anfüllten, alles hemmend was ihnen entgegenkam. Ihr Anblick war seltsam und bisweilen furchterregend, wenn die Herde aus Rindern bestand. Ich werde nie eine Hirtenscene in Cervetri vergessen, wo ich ein paar tausend hochgehörnte Rinder vorüberstürmen sah, hinter sich die mit Lanzen hoch zu Roß einhersprengenden Hirten, ihre Generale.

Wie sonderbar muß erst der Anblick der einher-

ziehenden Herden auf dem Tratturo Apuliens sein. Zu ihren Zeiten wandern sie hier Tag für Tag fast ohne Unterbrechung fort. Eine zusammengehörende Herde nennt man hier punta; sie besteht aus einer Menge von bisweilen 10000 Stück. Jede punta ist eine wolgeordnete wandernde Republik; denn sie zerfällt wieder in Unterabteilungen von 300 bis 400 Stück, von denen jede sechs und mehr gewaltige Hunde bei sich hat. Zur Seite reiten die Hirten; den Zug schließt eine Menge von beladenen Maulthieren und Pferden. So bewegen sich diese geregelten Massen auf dem Tratturo fort, wo das Vieh auch wandernd immer etwas Gras und Kraut abzurupfen findet.

Von Manfredonia her begleitet ein Zweig des Tratturo in einiger Entfernung die Fahrstraße. Wir fuhren dort auf ihm eine Strecke entlang, um den Weg abzukürzen. Dann sah ich später den großen Tratturo Apuliens, wo er, von den Abruzzen kommend, an den Mauern der Stadt Andria vorbeizieht und südwärts sich in die Provinz Bari wendet. Dort steht ein Grenzstein mit der Inschrift: P. T. 1810, das heißt Pubblico Tratturo. Er stammt demnach aus der Zeit, wo Murat König von Neapel war. Ich betrachtete diesen Stein mit Respect, wie ein geschichtliches Monument, und zeichnete seine Ziffern in meine Schreibtafel ein.

Dieses Zwangsystem der öffentlichen Weiden im Tavoliere (pastorizia sforzata) wurde übrigens schon im vorigen Jahrhundert als ein den Interessen des Ackerbaues schädliches Institut wiederholt angegriffen, und die Ansicht aufgestellt: daß jene ausgedehnten Triften in Culturland zu verwandeln und den Pächtern im Wege des Abkaufs

als Privateigentum zu überlassen seien. Unter dem französischen Regiment wurde in der That jenes System aufgehoben durch ein Gesetz vom 21. Mai 1806. Aber die bourbonische Regierung führte im Jahre 1817 den alten Zustand im Tavoliere wieder ein. Endlich wurde nach der Annexion Neapels an das Königreich Italien durch das Gesetz vom 26. Februar 1865 das Edict von 1817 wieder aufgehoben und die Befreiung der Weidetriften durch Abkauf festgestellt.

Der Weidezwang soll demnach aufhören, die Tratturi sollen verschwinden, die Pächter Eigentümer werden, und der Hirte soll sich in den Bauer verwandeln. Dieser Plan kam bereits teilweise zur Ausführung, aber er stößt auf vielen Widerspruch und große Hindernisse. Eine Reihe von Schriften ist darüber veröffentlicht worden, von denen ich nur zwei nenne: „Studien und Vorschläge über das Gesetz der Befreiung des Tavoliere Apuliens“ vom Deputirten Giuseppe Andrea Angeloni (Neapel 1872), und „Der Tavoliere Apuliens oder die ökonomisch-industrielle Zukunft Italiens und Deutschlands“ vom Ingenieur Consolini (Neapel 1872), ein Programm und Statut der internationalen Creditbank, welches dem Fürsten Bismarck gewidmet ist. Diese beiden Schriften verteidigen die Aufhebung des Weidezwangs, aber andere Stimmen haben sich erhoben und erheben sich noch täglich gegen den Plan der Regierung. So brachte die „Unità Nazionale“ Neapels am ersten Juli dieses Jahres einen bemerkenswerten Aufsatz „über die Aufhebung der Tratturi“, worin der Verfasser nachweist, daß diese Maßregel die Viehzucht Süditaliens zerstören, mit ihr auch den Ackerbau

beeinträchtigen und ein Chaos von Rechtsverletzungen, von Streitigkeiten und Processen erzeugen müßte.

Die große Lebensfrage des Tavoliere, schon seit zehn Jahren Gegenstand des Studiums für die italienische Regierung und der Debatten im Parlament, schwebt demnach noch unentschieden. Da wir keine berufenen Richter darüber sein können, so wollen wir uns mit dieser Frage nicht den Kopf zerbrechen, sondern unsere Straße weiter ziehen und beobachtende Blicke auf die Gefilde werfen. Sie sind in Wahrheit vollkommene Einöden.

Auf der ganzen Strecke von drei Stunden Weges bis nach Manfredonia berührten wir keinen Ort, es sei denn hie und da ein vereinzeltes Hirtengehöfte. Die Via Appia von Cisterna bis Terracina und das pontinische Sumpfland zu ihrer Seite sind zehnmal belebter als diese apulische Landschaft. Auf der übrigens sehr gut gehaltenen Fahrstraße begegneten wir kaum drei bis vier Wagen, worunter sich die Post befand, und nur ein paar Reiter trabten sie entlang, um einer mitten in der Wildniß gelegenen Meierei zuzueilen.

Doch kamen uns hie und da Gruppen von Menschen zu Pferd und zu Fuß entgegen, anscheinend tief ermüdet von langer Wanderung. Weiber und Männer trugen den herkömmlichen langen Pilgerstab (bordone) in der Hand, an dessen Spitze ein grüner Fichtenzweig mit Pinienzapfen und ein in brennend roten Farben gemaltes Heiligenbild befestigt waren. Sie sahen seltsam und fremdartig aus. Woher sie kamen, zeigten sofort jene Symbole; denn der Pinienzweig war ohne Frage dort oben auf dem Garganus gewachsen, und das Heiligenbild stellte den geflügelten

Drachentödter Sanct Michael dar. Diese Pilger kamen hoch vom Vorgebirg aus der wunderbaren Capelle des Erzengels herab, wo am 8. Mai das große Pilgerfest gefeiert worden war und sich noch den ganzen Monat hindurch fortsetzte. Noch viele Tage später, selbst noch bei unserer Rückreise von Tarent her, begegneten wir an den lachenden Ufern des Aufidus solchen Scharen der vom Garganus heimkehrenden Pilger.

Wir näherten uns unterdeß immer mehr diesem Gebirge, welches wir stets zur Linken hatten. In meilenweiter Linie, wie eine unübersteigliche chinesische Mauer emporgetürmt, streckt es sich nach dem adriatischen Meer aus. Es zeigte jetzt seine mächtigen Gliederungen, wild zerrissene Felsenkegel, Schluchten und Täler, finstere Pinien- und Eichenwälder und Abhänge, grünend von Olivencultur, aber nur wenige kleine Ortschaften zu seinen Füßen. Die Luft war durch Wolken verdunkelt, welche für unsern Blick auch die hochgelegene Pilgerstadt Sant Angelo verdeckten. Es war empfindlich kalt geworden; wir hüllten uns ein so gut wir es vermochten, als durchreisten wir diese Landschaft mitten im Winter.

Auf der Hälfte des Weges rasteten wir ein wenig an einer Schmiede, welche zugleich Schenke war. Viele Hirten standen dort mit einem Rudel zottiger Esel, welche sie beschlagen oder von Schäden heilen ließen. Diese verwilderten Menschen und Thiere, große Blutlachen auf dem Boden, die berußten schwarzen Gebäude und neben ihnen ein Sumpf, durch welchen ein Fluß nach dem Meer seinen stillen Lauf nahm, bildeten die bizarrste Scene einer vollkommenen Räuberherberge. Wir forderten einen

Trunk Wein, uns zu erwärmen, worauf der Wirt aus einer großen Kanne einen echten Räuberwein einschenkte, schwarz wie Tinte und nicht genießbar.

Von dort an steigt das Land zu öden Hügeln auf, die noch den Golf von Manfredonia verdecken. Wir fuhren an einem Steinbruch vorbei, aus welchem das Material für die Bauten in Foggia gezogen wird. Er hatte das Aussehen von syracuser Latomien in kleinen Verhältnissen. Der Kalkstein, welcher dort gebrochen wird ist von der zartesten weißen Farbe. Man zerschneidet ihn in kleine längliche Würfel. Er verhärtet erst an der Luft und wird fest wie Travertin.

Vier Millien von Manfredonia kamen wir an den Ruinen einer verlassenen Abtei vorüber, mit höchst malerischen Portalen und wolerhaltener Tribüne von edelm romanischen Baustil. Sie war einst eine der reichsten Commenden der Deutschritter, und hieß San Leonardo ordinis Theutonicorum. Nach der Angabe Ughelli's warf sie die jährliche Rente von 20000 Goldfloren ab. Außer ihr gab es in der Diöcese Siponto noch zwei andere Abteien, die der Cistercienser von S. Giovanni in Lamis, und die berühmte Abtei der Benedictiner Santa Maria de Pulsano, beide im Garganuslande, wo ihre schönen Kirchen noch fortbestehen. Heute bildet San Leonardo den Kern einer Meierei, und wird nur von Hirten bewohnt.

Unterdeß stieg unsere Ungeduld das Meer und das ersehnte Ziel unserer Fahrt zu erblicken, denn es war bitter kalt, und der Sturmwind ermüdete uns. Der Himmel stand ostwärts von Gewittern überzogen, die uns

beklagen machten, daß der erste Anblick dieses sonst in südlicher Lichtfülle stralenden Meeres uns verloren gehen müsse. Als wir aber endlich die Höhe oberhalb S. Leonardo erreichten, lag vor uns ein Küstengemälde von wahrhaft überwältigender Schwermut und dunkler Pracht. Nimmer hätte auch die klarste und glänzendste Sommersonne solche Farben hervorgezaubert, wie sie jetzt der Abendhimmel im Kampf mit dem Schatten jener über dem Golf lagernden Wetterwolken hervorbrachte. Vor uns lag das Meer in unbeschreiblich finsterglühenden Farbentönen von tiefstem Schwarz, dunkelstem Grün und Blau, umfaßt von einem meilenweiten niedern Küstensaum, der in Violett erschimmerte, während große Sümpfe und Maremmenseen, der Pantano Salso, und südwärts nach Barletta hin der See von Salpi bald vom zartesten Rosenrot, bald von grünen und gelben Farben glänzten. Nordwärts stand darüber in dunkler Majestät der Garganus, jetzt als riesiges Vorgebirge in das Meer gelagert — zu seinen Füßen am Golf eine kleine Stadt mit einem altersgrauen Castell und einem Leuchtturm am Hafen, worin ein paar schwarze Segelschiffe ankerten. Alles dies überflattert von Gewölk und Windessausen. Da riefen wir jubelnd den Namen Manfred und Manfredonia!

Eine halbe Stunde vor Manfredonia steht, hart an der Fahrstraße, und nicht weit vom Meer, eine kleine altertümliche Kirche mit Vorhalle in romanischem Bogenstil. Ihr Portal ruht auf Säulen die von Löwen getragen werden. Die Façade ist ein einfaches Viereck aus gelbem Travertin, ohne jede Gliederung. Ein Glockenstul und ein kleiner Turm erheben sich darüber. Auf

dem verödeten mit Gras bewachsenen Platz vor dem Portal steht melancholisch eine einzelne antike Säule ohne Capitäl, und liegen einige Bruchstücke eines antiken Tempels am Boden. Das ist alles, was von der alten Hafenstadt Sipontum übrig blieb, denn zu deren Stätte sind wir nun gelangt, und jene Kirche ist Santa Maria Maggiore, die ehemalige Kathedrale des Erzbistums Sipontum, und jetzt der einzige mittelalterliche Ueberrest der untergegangenen Stadt. Bis auf weniges Gemäuer im Boden ist das alte Sipontum heute völlig verschwunden, während noch um das Jahr 1525 Leandro Alberti so viele und große Ruinen davon übrig sah, daß er aus ihnen den Schluß zog: es müsse eine ansehnliche und edle Stadt gewesen sein.

Die Gründung des ursprünglich griechischen Sipontum (Sipus beim Strabo) verliert sich in die Mythe, denn von Diomedes soll die Stadt erbaut worden sein. Sie lag an einer Einbiegung des großen Golfs, und war noch als römische Colonie ein belebter Hafenplatz. Als solcher dauerte sie, obwol verfallen, bis auf die Zeit Manfreds fort. Nach der christlichen Legende war sie eines der ältesten Bistümer Italiens, und ihr erster Bischof von St. Petrus ordinirt. Aber der erste bekannte Bischof Sipontos war Felix, welcher in einem Concil des Jahres 465 genannt wird. Die uralte Kathedrale der Stadt war Sitz der Erzbischöfe, doch diese verlegten ihre Residenz, wahrscheinlich aus Furcht vor den Raubzügen der Saracenen, einige Zeit lang auf den Monte Gargano, und Leo IX. vereinigte Sipontum sogar mit Benevent. Nachdem die alte Kirche Santa Maria verfallen war, wurde

sie am Anfange des zwölften Jahrhunderts unter Paschalis II. neu gebaut. Diesem Bau gehört auch die merkwürdige Unterkirche an, zu welcher 21 Stufen hinabführen. Ihr Gewölbe wird von 20 kleinen Granitsäulen getragen, welche antik sind. Dicke moderne Rundpfeiler stützen dasselbe. In der Oberkirche, einem prächtigen Bau aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, gehören auch die Außenmauern mit dem Portal noch dem zwölften Säculum an.

Paschalis II. besuchte Sipontum als er im Jahre 1117 ein Concil in Benevent hielt, und damals weihte er jene Kathedrale ein. Mehrmals werden die Stadt und ihr Hafen im zwölften Jahrhundert erwähnt. Dort schiffte sich im Jahre 1177 der große Papst Alexander III. ein, als er sich zu dem berühmten Congreß nach Venedig begab, um mit dem Kaiser Barbarossa Frieden zu schließen.

Es scheint, daß der Hafen Sipontos damals, als Stapelplatz der ganzen Provinz, Porto di Capitanata hieß. Er dauerte als solcher fort, obwol die Stadt bereits verfallen war, zumal in Folge eines heftigen Erdbebens im Jahre 1223. Denn in demselben Hafen landete noch der Hohenstaufe Konrad IV. am 8. Januar 1252 auf seinem Königszuge nach Süditalien, und hier empfing ihn sein Halbbruder Manfred, ihm neidlos die Herrschaft Apuliens und anderer Provinzen übergebend, welche er mit Klugheit und Kraft von Lucera aus erobert und beruhigt hatte.

Drei Jahre später warf ein zweites Erdbeben Siponto vollends zu Boden, und Manfred, nach Konrads Tode Erbe und Herr jenes Landes, beschloß alsbald den Bau

einer neuen Stadt auf einer gesünderen und auch gegen die Seeräuber mehr geschützten Stelle, zwei Millien von den Trümmern Sipontums entfernt, näher am Berg Garganus, und unmittelbar am großen Golf. Er selbst entwarf den Plan dazu; den Bau leitete als Vorstand sein Verwandter Malecta. Die neue Stadt, für welche man die Trümmer der alten verwendete, nannte er Manfredonia.

Im Jahre 1256 begonnen, war sie schon nach zwei Jahren so weit vorgeschritten, daß der sipontinische Erzbischof Ruggiero d'Anglona mit seinem Klerus in sie und die neue Kathedrale einziehen konnte. Diese war dem Bischof S. Laurentius von Sipontum geweiht, und auf sie gingen die Rechte und Titel des sipontiner Erzbistums über. Der Bau der Stadtmauern aus massiven Quadern, des Castells und anderer Teile der Stadt beanspruchte freilich längere Zeit, so daß Manfredonia noch nicht vollendet war als der König Manfred selbst bei Benevent den Heldentod fand. Die Anjou vollendeten die Stadt und ihre Befestigung.

Weil das Bild, welches man sich von Dingen wie von Menschen macht, ehe man diese wirklich vor sich hat, niemals der Wirklichkeit entspricht, so mußte ich auch die eingebildete Vorstellung von Manfredonia erst auslöschen. Denn statt einer altertümlichen, hochbetürmten und von der Zeit geschwärzten Stadt sah ich vor mir einen kleinen, freundlichen, weiß übertünchten Hafenort mit wenigen Türmen und mit zum Teil eingerissenen Stadtmauern. Sie steht hart am Meer auf dem ganz flachen gegen den Garganus hin leise ansteigenden Ufer, dessen Boden Kalkstein ist. Ueberall wuchert hier die Cactusfeige; die ummauerten Gärten rings um Manfredonia sind von ihr

angefüllt, und dies macht auf dem zu Tage liegenden dürren Felsboden einen sehr südlichen Eindruck. Die große wilde Uferlandschaft, von nur spärlicher Oliven- und Gartencultur belebt, erinnert überhaupt an sicilianische Gegenden. Die Masse des Garganus, welcher hier, nur wenige Millien entfernt, die Form eines kolossalen Vorgebirges hat, schließt das schöne Halbrund des Golfs und verleiht dieser einsamen Küste eine feierliche Erhabenheit.

Wir fuhren in die jetzt offene Stadt und ihre Hauptstraße ein, welche ehemals die Porta di Foggia schloß. Dieses alte Tor ist im Jahre 1860 abgetragen worden, und noch heute liegen dort die Stadtmauern halb in Trümmern, was gleich von vornherein den Eindruck verlumpten Wesens macht.

Das erste was mir in die Augen fiel, war, zu meiner nicht geringen Freude, der Name der Hauptstraße selbst: Corso Manfredi. Die wackere Bürgerschaft hat demnach die Erinnerung an den Gründer ihrer Stadt dankbar bewahrt, und ihr geschichtlicher Sinn vermochte dem Misbrauch der gegenwärtigen Mode zu widerstehen. Denn Bürger von solchem Sinn muß es im Gemeinderate Manfredonias geben, sonst würde die Hauptstraße der Stadt sicherlich zum Corso Vittorio Emanuele umgetauft worden sein.

Seit der letzten Umwälzung Italiens ist es leider zu einer förmlichen Manie geworden die Straßennamen in Städten gewaltsam zu ändern, und nach den Hauptpersonen oder den wichtigsten Ereignissen der jüngsten Geschichte zu bezeichnen. Alle Ehre dem Patriotismus, aber auch dieser hat seine vernünftigen Grenzen. Die alten Namen

der Straßen sind ebenso viele Ueberschriften von Kapiteln der Geschichte der Städte, und darum soll man sie achten und festhalten wie historische Denkmäler der Vergangenheit. Nun aber sind die Städte in ganz Italien, von den Alpen bis zum südlichen Meer, mit denselben modernen Straßennamen versehen worden, welche mit der Oertlichkeit selbst nichts zu thun haben. Wäre ich der König dieses Landes, oder Garibaldi, oder der Kronprinz, so würde ich es mir verbitten meinen Namen so zu misbrauchen. Bis zum Ueberdruß und Ekel erfüllt mich schon dieses Einerlei der Straßennamen. In welcher italienischen Stadt man auch sei, so wird man sich darauf gefaßt machen, einem Corso Vittorio Emanuele, oder Garibaldi, oder Umberto zu begegnen, und die ewig wiederholten Schlachtennamen Magenta, Solferino, Castelfidardo, Montebello, Marsala an den Straßenecken zu lesen, oder, was noch widerlicher ist, den ganz abstracten und nichtssagenden Begriffen Piazza del Plebiscito, Indipendenza und Unità zu begegnen.

In Trani fand ich das neue im Bau begriffene Viertel mit allen diesen Namen bezeichnet — das mag hier hingehen, weil es eben ein neues und noch geschichtloses Quartier ist, wie jenes nach denselben Namen benannte neue Stadtviertel Roms, welches gegenwärtig auf dem Local des prätorianischen Lagers entsteht. Aber was hat in Tarent Garibaldi zu thun, wo der alte Kai am Mare piccolo jetzt seinen Namen trägt? So ist auch in Andria der alte Platz Catuma zur Piazza Vittorio Emanuele umgetauft worden; so hat man selbst in Neapel den seit drei Jahrhunderten geschichtlich gewordenen Namen der

weltberühmten Hauptstraße Toledo in Roma umgeändert, und man will das sich sträubende Volk zwingen diese Gewaltsamkeit anzuerkennen. Im Gegensatz zu solchem Unverstand freute es mich nicht wenig auf vielen Straßen Baris localgeschichtliche Namen zu lesen: Via Melo, Via Argiro, Calefati, Roberto di Bari. Sie brachten mir sofort die wesentlichsten Züge aus der Geschichte dieser merkwürdigen Stadt entgegen. Es ist überhaupt das erste, worauf ich in einer mir unbekannten Stadt achte, ihre Straßennamen zu lesen und sie mir aufzuschreiben.

Als wir in Manfredonia einfuhren, ungewiß ob und wo wir eine Herberge finden würden, stürzte uns ein Schwarm von braunen, halbnackten und verwildert aussehenden Menschen entgegen, mit heftigen Geberden und Ausrufen, ein jeder sich erbietend unsere Sachen zu tragen und uns in ein Gasthaus zu bringen. Der Anblick dieser Bursche, welche man ohne weiteres für Galeotten eines Bagno hätte halten können, machte den übelsten Eindruck auf uns; ich erinnerte mich dabei alles dessen, was man mir von der Wildniß des Gargano-Landes erzählt hatte, welches von Banditen erfüllt und deshalb nicht ohne Gefahr zu durchreisen sei. In der Folge, und nachdem wir uns von jenen Zudringlichen befreit hatten, fanden wir eine ruhige und stille Bevölkerung, sowol in der Hafenstadt als auf dem Vorgebirg.

Wir erhielten auch eine recht gute Wohnung in dem größten Gasthaus der Stadt im „Corso Manfredi" — wenn man eine sehr bescheiden eingerichtete Herberge mit vielen Schlafkammern so nennen will. Der Wirt, ein ehemaliger Schneider, schien nicht wenig stolz auf sein

Hotel (ursprünglich ein Kloster) zu sein, er führte uns in den Zimmern umher, deren es wenigstens zwanzig gab, was denn doch auf einen gewissen Grad von Verkehr schließen ließ. Wir bestellten unseren Tisch, und ehe dieser gerichtet war, durchstreiften wir die Stadt Manfredonia.

Sie zählt etwa 8000 Einwohner, erscheint aber wie ein Ort von höchstens 5000 Seelen. Sie liegt ganz eben, ist in einem Viereck gebaut und nach der Landseite zu noch von einem Teil der alten Mauern umgeben. Sie hat vier oder fünf parallele Hauptstraßen, welche von Querstraßen durchschnitten werden. Die Namen der ansehnlichsten, außer dem Corso Manfredi, sind Via Grazie, Cristallina, Cisterne, S. Matteo, Tribuna, Castello. Das Straßenpflaster aus regelmäßig geschnittenem Kalkstein ist durchweg gut, im Corso Manfredi sogar vorzüglich zu nennen. Das ganz moderne Aussehen Manfredonias überraschte mich sehr. Aber die Geschichte der Stadt erklärt dasselbe.

Die Türken überfielen und verbrannten sie im Jahre 1620; seither wurde sie neu aufgebaut. Man findet deshalb nichts Altertümliches, nichts Gothisches hier, nichts was aus der Zeit Manfreds und der Anjou stammte, mit Ausnahme einiger Kirchen, des Restes der Mauern und des Castells. Wenn man wenige Gebäude von palastähnlicher Anlage abrechnet, zumal Klöster, so besteht alles übrige aus kleinen weiß übertünchten Häusern mit platten Dächern und offenen Logen, in jenem arabisch aussehenden Stil, wie man ihn an den Golfen von Salerno und Neapel sieht. Die Wandflächen sind auch hier

nach der Straße zu von nur wenigen Fenstern durchbrochen, welche bisweilen die wunderliche Form eines Blattes haben. Ueber vielen Hausthüren ist eine Nische angebracht, in welcher eine kleine Figur des Erzengels Michael steht, aus dem alabasterähnlichen Stein vom Gargano gefertigt. Der künstlerische oder moralische Reflex der St. Michael-Legende ist also schon hier fühlbar, und wahrscheinlich steht das ganze große Gebiet des Garganus als das Erzengelland unter der Herrschaft dieser einen Figur; ich bemerkte dieselbe geflügelte Puppe mit Schwert und Schild sogar schon über mancher Hausthür in Foggia, und fand sie dann auch überall an den Maierhöfen, an denen wir längs der Straße bis Manfredonia vorüberkamen.

Ungefähr in der Mitte der Stadt erhebt sich der Dom, ein mittelmäßiger Bau mit einer kleinen Kuppel; innen ganz modern und ohne Schiffe. Zu seiner Seite steht ein schöner kleiner Glockenturm mit einem kuppelartigen Aufsatz, aus Quadern eines gelben Kalksteines aufgebaut. Diese Kathedrale wurde nach der Zerstörung durch die Türken vom Cardinal Orsini neu aufgebaut; sie enthält daher keine Monumente, denn alle Denkmäler des alten Doms gingen im Jahre 1620 mitsammt dem Archiv unter. Daneben steht der große erzbischöfliche Palast, welchen die Erzbischöfe Tolomeo Galli und Domenico Ginnasi seit dem Jahre 1565 erbauten. Er ist ein stattliches, aber nüchternes Gebäude, an welchem mir nichts anderes bemerkenswert erschien als im Hof einige Marmortrümmer vom alten Sipontum und zwei schöne korinthische Säulencapitäle, die am Eingang aufgestellt sind.

Die Klöster in Manfredonia sind aufgehoben, oder

es bestehen, wie im übrigen Italien, nur solche öffentlich fort, welche Unterrichtsanstalten sind. Wir sahen kaum drei oder vier Mönche. Das ehemalige Dominicanerkloster, ein großes gelb übertünchtes Gebäude mit offener Loge im obersten Stockwerk, hängt mit der Kirche des gleichen Ordens zusammen, und diese ist eine der ältesten der Stadt, wie ihr romanisches Portal beweist. Davor liegt ein mit einem Garten gezierter Platz. Das Kloster selbst dient jetzt zum Sitz des Municipiums. Manfredonia hat übrigens niemals ein selbständiges Gemeindeleben gehabt: es war eine königliche Stadt und zuweilen ein baronales Lehen. So hatte einst die Königin Johanna II. dem berühmten Condottiere Sforza Manfredonia als Besitztum verliehen.

Am äußersten Ende des Corso Manfredi steht hart am Meer das angiovinische Castell, ein gemauertes Viereck mit stumpfen Türmen, anderen Castellen in den adriatischen Seestädten ähnlich und wie solche halb verfallen.

Karl I. hatte diese Burg, deren ursprüngliche Anlage wol schon dem König Manfred angehörte, errichten lassen durch seinen Architekten, den Meister Jordan von Monte Sant' Angelo auf dem Garganus, welcher auch die vorzüglichen Mauern der Stadt erbaute.

Der Besieger Manfreds wollte den Namen Manfredonia unterdrücken, um hier die Erinnerung an die hohenstaufische Dynastie auszulöschen: die Stadt wurde demnach amtlicherweise Siponto Novello genannt. Aber das Volk hielt den Namen Manfredonia fest, wahrscheinlich anfangs aus wirklicher Pietät gegen den Gründer der Stadt, dann aber hauptsächlich deshalb weil dieser

Name wolklingend und leicht auszusprechen ist. Diese erfreuliche Tatsache beweist, daß die willkürliche und gewaltsame Veränderung geschichtlicher Namen nicht immer durchgesetzt werden kann. Heute ist die Erinnerung oder die Vorstellung von dem, was der König Manfred gewesen ist, im Volk hier meist geschwunden: denn das zeigte mir die Erklärung, welche irgend ein Mann in unserem Wirtshause vom Namen seiner Vaterstadt mit der Zuversicht eines Pedanten zu geben wußte. Manfredonia, so sagte er, kommt her von Manfredi, der war ein Regent, und von Onia, das war dieses Regenten Weib, daher heißt die Stadt Manfredonia.

Das Castell widerstand den Stürmen des Marschalls Lautrec, als er seinen berühmten Feldzug gegen Neapel machte, aber nicht dem Angriff der Türken. Heute ist es ganz zwecklos, denn wenige Schüsse würden es auf den Boden werfen.

Es deckte zu seiner Zeit den Hafen, und dieser ist zum Teil versandet. Man verbessert gegenwärtig und vergrößert den von Manfred herrührenden Molo, auf dessen Spitze ein Leuchtturm steht. Der herrliche Golf ist unbelebt; kein größeres Fahrzeug ankerte in ihm. Selbst der Verkehr mit den gegenüberliegenden Küsten Dalmatiens scheint nur sehr mittelmäßig zu sein. Ab und zu legen hier die Dampfschiffe der Linie Ancona-Neapel an, und es halten hier bisweilen italienische Kriegsfahrzeuge ihre Uebungen. So groß ist die Verlassenheit des Hafens, daß ich, an ihm entlang gehend, mir einbilden konnte, mich auf irgend einer vereinsamten Rhede einer Insel im Mittelmeer zu befinden.

Die italienische Regierung hat den Plan, eine Eisenbahn von Foggia nach Manfredonia zu bauen, um dadurch diese Stadt zu beleben. Ein Blick auf die Lage ihres Hafens zeigt dessen große Vorzüge vor anderen Häfen der adriatischen Küste, denn der Golf Manfredonias ist der größte von allen und bietet den sichersten Ankerplatz dar. Er dringt tief in das Land und wird nordwärts vom Garganus gedeckt. Zugleich ist sein Ufergebiet die natürliche Oeffnung des ganzen nördlichen Apulien, wo also wie von selbst der Stapelplatz für die Ausfuhr der Erzeugnisse des Landes entstehen mußte. Gleichwol hat sich kein solcher von entsprechender Bedeutung dort gebildet, weder im Altertum noch im Mittelalter. Denn das griechische Sipontum hat niemals eine Bedeutung gehabt wie Tarent, Metapontum, Heraclea, Sybaris und andere Städte; noch hat dasselbe, oder das spätere Manfredonia, jemals das Leben von Barletta, Bari, Brindisi und Otranto erreicht.

Die Ursache dieser auffallenden Thatsache muß wol in Nachteilen derselben Lage Manfredonias liegen, welche jene Vorteile mindern, die ihr der Golf gewährt. Die Stadt hat kein fruchtbares Hinterland; rings um sie her liegt die apulische Weidetrift, eine Einöde durch alle Jahrhunderte; Sümpfe und Lagunen breiten sich um die untere Seite des Golfes aus, in welchen wol hie und da ein kleiner Fluß, aber kein lebendiger Strom fällt, während nordwärts die Landschaft von der riesigen Felsenmauer des Garganus abgesperrt wird. Die Eisenbahn von Foggia würde in Manfredonia immer wie in einem Sack endigen, und nicht mit jener wetteifern können, welche die Producte

Apuliens und der angrenzenden Provinzen in einer oder in zwei Stunden nach den Stapelplätzen von Barletta, Trani und Bari führt; Bari namentlich, mit seinem reichen Culturland um sich her, wo die Erzeugung des Weins und des Oels seit zehn Jahren einen großen Aufschwung genommen hat, und mit seinen zwei Häfen, wird Manfredonia stets am Aufblühen verhindern.

Wenn man diese stillen Straßen der kleinen Seestadt durchwandert, zeigt sich überall Dürftigkeit. Wir fanden nur die bescheidensten Läden, aber keine Spur von Wolhabenheit und von Ausdehnung der Bedürfnisse. Das Volk erschien uns durchaus ländlich. Es lebt hier in einer der erhabensten Scenerien der adriatischen Küste, im beständigen Anblick des majestätischen Caps und des Meers, von der Welt ganz abgeschieden, in ursprünglichen idyllischen Zuständen, welche im wesentlichen noch dieselben sind wie zur Zeit der Anjou und Aragon. Denn ewig berührt es sich hier mit den gleichen Vorgängen in drei Richtungen, mit dem was ihnen der Golf, der Tavoliere und endlich der heilige Pilgerberg bringt. Manfredonia lebt von einigem Ackerbau, von Viehzucht und von der Fischerei. Weinbau gibt es nicht im Flachlande. Der Wein kommt von Barletta oder von einigen Orten auf den Abhängen des Garganus. Man nennt diesen im allgemeinen Vino di Montagna. Er ist von vorzüglicher Güte.

Der Wirt setzte uns solchen Garganuswein von Carbonara vor, welchen wir vortrefflich fanden, dem Muscatwein ähnlich und mit einem Grundgeschmack von Erdigkeit. Ueberhaupt nahmen wir im Corso Manfredi ein

heiteres und treffliches Mal ein, so am Abend wie am folgenden Tag. Sein Hauptbestand waren die Fische des Golfs, köstlich alla marinara zubereitet, wie wir sie nicht besser in Tarent genossen haben. Auf unsere Nachfrage nach frischer Butter, welche wir der Viehzucht im nahen Tavoliere wegen voraussetzten, brachte man uns solche in einem großen irdenen Gefäß. Sie hatte Kugelgestalt und eine fast blau zu nennende Farbe. Es war Schafbutter, für uns völlig ungenießbar, was den wackern Wirt in Erstaunen setzte, da er versicherte, daß sie vollkommen frisch und von ausgesuchter Beschaffenheit sei.

Nach einem guten Nachtlager bestiegen wir sodann in der Morgenfrühe den Wagen, um auf den Pilgerberg Garganus hinaufzufahren, und wir sahen mit nicht geringer Spannung den seltsamen Mysterien entgegen, welche wir in diesem 13 Jahrhunderte alten Heiligtum des Erzengels vorfinden sollten.



Der Erzengel auf dem Berg Garganus.

1874.



I.

Die Verehrung der Engel in der christlichen Kirche ist eine von ihr aus dem Judentum herübergenommene Erbschaft. Es gibt viele und oft sehr dichterische Scenen im Alten Testament worin Engel auftreten, den Erzvätern, den Propheten und Heroen Israels die Gebote Gottes zu überbringen, oder ihnen schützend und führend zur Seite zu stehen. Sie erscheinen dort als namenlose Wesen, als „Engel des Herrn“, bis zuerst der Prophet Daniel den Engel Michael geradezu als einen Schutzgeist des jüdischen Volks bezeichnet.

Sein Name ist chaldäischen Ursprungs. Denn erst in der babylonischen Gefangenschaft lernten die Juden die chaldäischen und persischen Vorstellungen von jenen himmlischen Geistern näher kennen, welche bei der Weltschöpfung thätig gewesen waren und stets vor dem Trone Gottes stehen.

Die sieben chaldäischen Planetengeister, die Amschaspans der persischen Mythologie, wurden zu den sieben Erzengeln der kabbalistischen Lehre. Ihre Namen sind

chaldäisch: Michael, Raphael, Gabriel, Hamiel, Zadykiel, Zaphiel, Chamael. Jeder dieser Genien regierte eine Welt: Raphael die Sonne, Gabriel den Mond, Michael den Mercur.

Während in der jüdischen Mythologie und später in der von altasiatischen Ideen durchdrungenen Theosophie der Christen die vier zuletzt genannten Erzengel in den Hintergrund traten, oder verschwanden, erhielten sich die Namen und Gestalten der drei ersten. Capitäl-Sculpturen an einer Ecke der Halle des Dogenpalastes in Venedig stellen alle drei Erzengel dar: Michael trägt das Schwert, und unter ihm sind Adam und Eva abgebildet, welche die verbotene Frucht gepflückt haben; Raphael trägt einen Stab in der Hand, und Gabriel eine Lilie.

Aber auch Raphael und Gabriel traten hinter Michael zurück, denn dieser Erzengel allein erhob sich zum Haupt der himmlischen Miliz, und es verwoben sich mit seiner Gestalt die mythischen Vorstellungen vom Drachentödter Hercules und vom Seelenführer Mercur. Er wurde zum Heros der Engelgeister im Dienste Gottes und des Princips des Lichts; so bestritt er das feindliche Princip der Finsterniß. Als die Engel die große Rebellion gegen den Weltschöpfer erhoben, überwand Michael ihren Führer, und er stürzte Lucifer gekettet in den Abgrund der Welt hinab.

Die Heldenthat des Erzengels erzählt die Apokalypse, welche man selbst das mystische Buch der Engel nennen kann; aus ihr schreibt sich die Darstellung Michaels her als des himmlischen Hercules, welcher das Schwert über den niedergestürzten Drachen oder Typhon schwingt. „Und es erhob sich ein Streit im Himmel: Michael und seine

Engel stritten mit dem Drachen, und der Drache stritte und seine Engel. — Und es ward ausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißt der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführet; und ward geworfen auf die Erde, und seine Engel wurden auch dahin geworfen."

Die Apokalypse führte so Michael in die christliche Mythologie ein, während im Brief Judä die jüdische Legende erzählt wird, daß dieser Erzengel die Leiche des Moses dem Satan abgekämpft und ihr das Begräbniß gesichert habe. So entstand die andere Vorstellung vom Erzengel Michael, daß er der Genius der Todten und der Führer der abgeschiedenen Seelen sei. Im zweiten Gesange des Purgatorium sieht Dante ein Schifflein landen, in welchem der Engel Gottes eine Schar Seelen überführt, die zum Fegefeuer bestimmt sind. Dieser himmlische Steuermann, il celestial nocchiero, ist der Seelenführer Michael. Auf vielen Bildwerken erscheint er mit der Wage in der Hand abgebildet, worauf er die Seele des Menschen und ihre guten und bösen Werke wägt.

Im Neuen Testament treten, wie im Alten, Engel als Boten Gottes (angeli) auf; sie setzen ihre Thätigkeit im Dienste Christi fort: doch nur an den bezeichneten Stellen wird Michael namentlich genannt. Sabäische, talmudische und gnostische Vorstellungen bildeten die Lehre von den Engeln unter den Christen weiter aus, und der Himmel bevölkerte sich mit Legionen einer ätherischen Miliz, die in Hierarchien und Chöre geteilt war. Die Verehrung dieser Genien blieb jedoch einige Jahrhunderte lang apokryph und unkanonisch, so lange nämlich als die

christliche Kirche noch die Kraft behielt sich der heidnischen Ideen Syriens, Aegyptens und Griechenlands zu erwehren, welche auf hundert Wegen in ihren Cultus eindrangen.

Noch das Concil von Laodicea im vierten Jahrhundert befahl in seinem 35. Kanon: „Die Christen sollen nicht die Kirche Gottes verlassen und die Engel anrufen. So aber jemand erfunden wird als einer der dieser versteckten Idolatrie ergeben ist, der soll verflucht sein, weil er unsern Herrn Jesus Christus, den Sohn Gottes, verlassen hat und zum Götzendienst übergegangen ist."

Vier Jahrhunderte später wurde eben dieser „Götzendienst" durch das zweite Concil von Nicäa für kanonisch erklärt.

Im Morgenland und Abendland war also der chaldäische Cultus der Engel durchgedrungen, und Michael wurde als ihr Fürst verehrt. Die Welt war voll seiner Legenden und Erscheinungen. An hundert Orten, auf Bergen, auf Küsten des Meeres und in Städten hatte der Bezwinger Lucifers sich in Erscheinungen geoffenbart, die alten heidnischen Culte des Mithras, des Mercur, des Hercules, der Herta und der Vesta und der Druiden verdrängt, und deren Stelle eingenommen.

Die „Erscheinung" ist ein wesentlicher Begriff in dem religiösen Traumleben der Menschen zu jeder Zeit. Alle Mythologien der Völker sind davon erfüllt. Götter und gottähnliche Wesen erscheinen den irrenden Menschen, Verderben oder Heil bringend, in den Religionen Indiens und Persiens, beim Homer, im Alten und Neuen Testament, und in der katholischen Kirche bis auf unsere Gegenwart, wo die Madonna in der Grotte von Lourdes er=

schienen ist. Denn die Einbildung ist ein dichterischer Trieb in der Religion, und als mythenbildende Kraft noch heute in der von Eisenbahnen und Telegraphendräten umsponnenen Welt so gut fortwirkend wie in den Urzeiten am Sinai, in Memphis, in Dodona und Delphi und am römischen Palatin. Luftgebilde der Phantasie verdichteten sich in irgend einem örtlichen Vorgange zu wirklichen Cultusgestalten, und so und nicht anders sind die meisten Tempel und Orakel im Altertum, so endlich zahllose Heiligtümer der christlichen Kirche entstanden.

Die ersten Erscheinungen Sanct Michaels gehören dem byzantinischen Orient an; die Legende verlegt sie schon in die Zeit Constantins. Dieser Kaiser sollte in Byzanz drei eherne Kreuze aufgestellt haben, und dreimal im Jahre ließ sich der Erzengel aus Himmelshöhen herab, jene Kreuze mit dem Gesang eines Hymnus zu umwandeln. Constantin baute ihm zu Ehren vor den Mauern von Byzanz eine Kirche, das sogenannte Michaelion. Noch vier andere Basiliken soll er demselben Erzengel errichtet haben. Die byzantinischen Kaiser folgten diesem Beispiele: Sanct Michael kam im griechischen Reiche in Mode, wie sein Mitstreiter, der neue christliche Perseus, Sanct Georg. Justinian allein soll ihm sechs Kirchen geweiht haben. Mit der Zeit erlangte der Engelfürst Altäre in fünfzehn byzantinischen Basiliken. Die Griechen verehrten ihn als ihren Schutzpatron; deshalb ist auch der Taufname Michael in den byzantinischen Kaiserfamilien und in andern Geschlechtern Griechenlands und später Rußlands so häufig anzutreffen. Viele Heiligtümer des Erzengels standen in den Provinzen des östlichen Reiches: am berühmtesten

war seine Erscheinung und sein Tempeldienst in Colossä oder Chone.

Sodann nahm der Erzengel vom Orient seinen Flug über Meer ins Abendland, und er erschien auf dem Cap Garganus, im Jahre 493. Auf diesem Vorgebirge gab es im Altertum, gemäß den Angaben Strabo's, zwei Heiligtümer, ein Orakel des Podalyrios, eines Sohns des Aesculap, mit einer Heilquelle, und ein anderes des homerischen Sehers Kalchas. Dem Kalchas opferten Heilbedürftige einen schwarzen Widder, auf dessen Vließ sie die Nacht schliefen, um der Erscheinung und Verkündigung des Priesterheros teilhaftig zu werden. Im fünften Jahrhundert mochten jene alten Heiligtümer und ihre Culte oberhalb Sipontum noch bestehen, denn Süditalien war damals von Anhängern des antiken Götterdienstes noch immer erfüllt. Der Gothenkönig Theodorich mußte Edicte gegen den heidnischen Cultus erlassen, während Gelasius I., in derselben Zeit Papst, die Feste der Lupercalien bekämpfte, welche vor seinen Augen in Rom noch gefeiert wurden. Der Zeitgenosse beider, des Theodorich und des Gelasius, der heilige Benedict, fand auf Monte Casino noch den Apollotempel und seinen Gottesdienst vor, als er dort sein berühmtes Kloster gründete.

Die Legende der Erscheinung des Erzengels auf dem Garganus ist folgende. In Sipontum lebte ein reicher Mann, Garganus genannt, dessen Herden auf dem Vorgebirge weideten. Eines Tages verschwindet ihm ein schöner Stier. Lange sucht er diesen mit seinen Hirten in allen Schluchten des Gebirgs, bis er ihn am Eingang einer Grotte findet. Ergrimmt über die lange Mühe

seines Suchens will er den Stier erschießen, aber der abgeschossene Pfeil wendet sich um und verwundet den Schützen selbst. Man meldete dieses Wunder dem Bischof Laurentius in Sipontum, und dieser ordnete ein dreitägiges Fasten an. Am dritten Bußtag, den 8. Mai (des Jahres 493), erschien ihm der Erzengel Michael und verkündigte ihm: daß die Grotte durch ihn selbst geheiligt sei, und fortan eine Stätte des Cultus zu seiner und der andern Engel Ehre sein solle. Er erschien dem zaudernden Bischof noch einigemal, bis dieser endlich Mut faßte und mit andern Gläubigen die schauerliche Grotte betrat, nachdem auch den Sipontinern derselbe Erzengel bereits als Retter in einer Schlacht gegen Heiden erschienen war, welche ihre Stadt bedrängten. Als die Christen in jene Höle eintraten, fanden sie dieselbe von einem himmlischen Licht erleuchtet, von Engelhänden in eine Capelle verwandelt, und an der Felsenwand einen mit Purpur bedeckten Altar errichtet. Laurentius baute vor dem Eingange der Grotte eine Kirche, und weihte dieses Heiligtum dem Erzengel mit Bewilligung des Papstes Gelasius, am 29. September 493.

Die Legende ist wahrscheinlich oft von italienischen und deutschen Malern dargestellt worden. Ich sah sie in der Bildergalerie des königlichen Schlosses zu Schleißheim bei München in einem sehr originellen Gemälde des Hans Dürer abgebildet.

Am 8. Mai feiert die katholische Kirche die Erscheinung des Erzengels auf dem Garganus, am 29. September aber das Fest der Engelerscheinung überhaupt. Neuere Forscher haben nachgewiesen, daß an eben diesem

Septembertage noch zur Zeit Constantins die ludi fatales gefeiert wurden.[1] Selbst wenn die Legende die Zeit der Entstehung der Erzengelcapelle auf dem Garganus zu hoch hinaufrückte, so gehörte sie doch wol der Periode an, wo nach dem Untergange der gothischen Herrschaft die Byzantiner Herren Süditaliens geworden waren. Nur von Byzanz her konnte der Cultus Sanct Michaels nach dem Westen gebracht worden sein. Auf die Verbindung mit Byzanz weist sogar der legendäre Bischof Laurentius von Sipontum zurück, welcher für einen Verwandten des Kaisers Zeno ausgegeben wird. Der Inhalt der Legende selbst scheint anzudeuten, daß durch den neuen Cultus des Erzengels auf dem Garganus alten heidnischen Stieropfern ein Ende gemacht wurde.

Wie die Abtei auf dem Gipfel des Monte Casino in Campanien die Mutterkirche zahlloser Benedictinerklöster im ganzen Abendland wurde, ganz so wirkte fortan die Erzengelcapelle auf dem Garganus. Denn von hier aus verbreitete sich der Cultus der Engel überhaupt in alle Länder des Westens, und Kirchen Sanct Michaels traten in England und Frankreich, in Spanien, in Deutschland, auf den Bergen, in Hölen und an Meeresufern an die Stelle der Heiligtümer antiker Landesgötter.

In Rom selbst, wo während der Herrschaft der byzantinischen Kaiser manche Heilige aus dem Orient Altäre und Kirchen erhielten, mochte auch der Erzengel schon

---

[1] Siehe den lehrreichen Artikel von M. de Ring: Quelques notes sur les Légendes de S. Michel, im „Messager des Sciences Historiques de Belgique". a. 1853.

im sechsten Jahrhundert verehrt werden. Eine Kirche S. Michael stand auf der Via Salara; sie war älter als die berühmteste aller Capellen, welche der Engelfürst in der Stadt erhielt. Und geradezu die schönste seiner Erscheinungen machte Sanct Michael in Rom. Als hier der große Papst Gregor im Jahre 590, während der Pest, welche das in Trümmer fallende Rom verheerte, eine Procession nach dem St. Peter führte, erschien plötzlich der Erzengel schwebend über dem altersgrauen Grabmal Hadrians. Er steckte heilverkündend sein Flammenschwert in die Scheide, worauf die Pest erlosch. Auf dem Gipfel des Grabmals wurde ihm zu Ehren eine Capelle erbaut, und dort schwebt der Engel noch heute mit breiten von der Sonne vergoldeten Flügeln, das Schwert in die Scheide steckend: das schönste Symbol der christlichen Kirche, dessen Bedeutung und Lehre so wenige Päpste verstanden haben. Die Engelsburg, Castel Sant' Angelo, so wurde das Mausoleum Hadrians genannt.

Die Capelle des Erzengels bestand dort oben schon im siebenten Jahrhundert. Im Beginn des achten scheint die berühmte Diakonie S. Angelo in Pescaria in den Trümmern des Porticus der Octavia entstanden zu sein, welche noch heute einem Stadtviertel Roms den Namen gibt. Sodann ward im neunten Jahrhundert S. Michele in Sassia im vaticanischen Borgo gebaut, eine Kirche der Sachsen, in deren Lande demnach S. Michael schon verehrt wurde. Auf der Kirchenversammlung zu Mainz im Jahre 813 ward der S. Michaelstag bereits als christlicher Feiertag anerkannt.

Noch im sechzehnten Jahrhundert entstand in Rom

die herrliche Engelkirche S. Maria degli Angeli in den Thermen Diocletians: sie ist das letzte Werk des unsterblichen Künstlers, welcher den Namen des Erzengels trug, wie auch sein berühmter Zeitgenosse, der große Architekt Veronas Michele Sammichele, den Namen desselben Engels getragen hat. Von dem zweiten Erzengel aber nannte sich der größte Maler überhaupt. Raphael hat den Drachentödter S. Michael gemalt; das Bild ist im Louvre.

Auch in vielen andern Städten errichtete man Michael-Kirchen; die älteste von diesen war vielleicht San Michele in Affrisco zu Ravenna, deren Bau in das sechste Jahrhundert fällt; sodann S. Michele in Pavia, wo die Könige Berengar und Adalbert und später Barbarossa mit der lombardischen Krone gekrönt worden sind.

Unterdeß hatte der Erzengel bis nach dem fernen Westen Galliens seinen Flug genommen. Eines Tags weckte er den Bischof Aubert von Avranches vom Schlaf, und befahl ihm zu seiner, des Engels, Ehren eine Capelle zu bauen hoch auf dem Felsen am Meer, wo das uralte gallische Druidenheiligtum Tumba lag. Der Bischof zauderte wie Laurentius in Sipontum, und wie diesem erschien auch ihm Sanct Michael zum andern mal, wobei er seine Stirn berührte, so daß ein schmerzvolles Zeichen darauf zurückblieb. Aubert baute hierauf die geforderte Capelle und weihte sie im Jahre 710, indem er daselbst Benedictiner ansiedelte. So entstand das weltberühmte Heiligtum Mont Saint-Michel, der Garganus der Normandie.

Nachdem die Normannen jene Provinz erobert hatten, machten sie die Erzengel-Capelle zu einem großen Wallfahrtsort. Die Völker Frankreichs und Englands pilgerten

dorthin; sie wurde unermeßlich reich; sie hielt Schiffe auf dem Meer. Der höchste Orden des alten Frankreich, welchen Ludwig XI. stiftete, die goldene Kette mit der Medaille des Erzengels und den Pilgermuscheln, schreibt sich von diesem Heiligtum her. Auch in andern Ländern wurde derselbe Orden gestiftet. Noch heute dauert jene Capelle als Wallfahrtsort fort, und nur eben erst machte der Mont Saint-Michel in der Welt von sich reden, da die Bischöfe Frankreichs Tausende von Pilgern dorthin in Bewegung setzten, welche daherzogen mit dem Gesange des modernen Rachehymnus der Franzosen! „Sauvez la France et Rome!“

In der Legende von der Stiftung dieses französischen Heiligtums spiegelt sich, wie man erkannt hat, jene vom Garganus. Die Grottenkirche in Apulien war und blieb die Metropole des St. Michael-Cultus im Abendlande. Die französischen Normannen erkannten diese Thatsache an, und die Beziehung beider so weit von einander entfernten Orakel dauerte im ganzen Mittelalter fort.

Um die Capelle auf dem Garganus war schon im sechsten Jahrhundert ein befestigter Ort entstanden, das heutige Sant' Angelo. Es stritten sich um seinen Besitz die Langobarden, die griechischen Kaiser und die Saracenen. Nachdem die Langobarden unter ihrem Führer Zoto sich Benevents bemächtigt hatten, unterwarfen sie sich auch den größten Teil Apuliens, und schon im Beginn des siebenten Jahrhunderts reichte ihr Herzogtum Benevent bis über Sipontum zum Garganus hin. Sie plünderten den Erzengel dort oben im Jahre 657, dann entriß ihnen das Land der griechische Kaiser Constans II. Seither scheint

der Garganus in der Gewalt der Byzantiner geblieben zu sein bis gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts, wo sich die Saracenen in Apulien festsetzten. Sie eroberten Bari im Jahre 841. Dort residirte ihr Sultan. Im Jahr 869 plünderten diese Heiden die Garganus-Capelle. Aber zwei Jahre später gelang es dem kraftvollen Kaiser Ludwig II. nach langen Mühen Bari mit Sturm zu erobern.

Doch die Araber behaupteten das Vorgebirge auch nach dem Falle jener Stadt; sie setzten sich daselbst fest und unternahmen von dort aus Streifzüge in die Landschaften Apuliens. Das Cap oder ein Teil desselben hieß von ihnen sogar Monte Saraceno; und dieser Name dauert noch heute fort.

Im Jahre 952 wird von einer Plünderung des Heiligtums durch die Araber gemeldet. Dann hörten ihre Raubzüge auf, als der griechische Kaiser nach der schrecklichen Niederlage Otto's II. bei Stilo in Calabrien (982) wieder Herr Apuliens wurde. Ein griechischer Statthalter saß seitdem in Bari als Katapan (Capitaneus), von welchem Titel auch Apulien den Namen Capitanata erhielt.

Unter dem Schutze der griechischen Kaiser stand noch der Erzengel auf dem Garganus, als der schwärmerische Sohn Otto's II. und der Byzantinerin Theophania als Pilger auf dem Cap erschien. Die Wallfahrt Otto's III. ist die erste eines Kaisers überhaupt, dessen der Erzengel sich rühmen konnte.

Der berühmte Gerbert, Papst Sylvester II., hatte in dem jungen Kaiser den ersten Gedanken eines Kreuzzugs

zur Befreiung Jerusalems angeregt; und die Seele von Bildern des Orients erfüllt, pilgerte Otto III. zum Garganus im Jahre 998. Barfuß zog er aus dem Tore Roms; barfuß wanderte er von Benevent nach Sipontum, und mit Priestern, Mönchen und Rittern klomm er das wilde Cap empor. In der heiligen Grotte wollte er vor dem Fürsten der Engel, so sagte man, die Blutschuld sühnen, welche er durch die grausame Hinrichtung des Freiheitshelden Roms, des schönen Herzogs Crescentius, auf sich geladen hatte. Er fand die Capelle verarmt, weil vierzig Jahre zuvor von den Saracenen ausgeraubt. Viele Schätze wird er dort niedergelegt haben.

Die Pilgerfahrt des Kaisers der Römer und des Abendlandes auf den Garganus machte großes Aufsehen in der damaligen Welt, und sie steigerte ohne Zweifel die Verehrung des Erzengels in allen Ländern des Westens. Langobarden Nord- und Süditaliens, Franken, Sachsen, Angeln, Normannen, Große und Geringe, sah man seither jahraus jahrein die steilen Pfade zum Cap emporklimmen, in der heiligen Grotte ihre Gebete zu verrichten und Opferspenden darzubringen, und dann herabsteigen mit geweihten Amuleten, an Hut und Kleid mit der apulischen Pilgermuschel geschmückt und in den Händen den garganischen Pinienzweig.

Hätten die Tempelhüter dort oben seit dem elften Jahrhundert den modernen Gedanken gehabt, ein Fremden- oder Pilgerbuch in der Capelle des Erzengels aufzulegen, so würden wir in ihm die größten Namen des Mittelalters lesen.

Zwölf Jahre nach jener Wallfahrt Otto's III. er-

schienen auf dem Garganus pilgernde Ritter aus jener Normandie, wo derselbe Erzengel sein berühmtes Heiligtum bei Avranches besaß. Gerade damals hatte sich der langobardische Stamm in den apulischen Seestädten gegen die Herrschaft der Byzantiner erhoben, und zugleich waren Apulien und Campanien wiederum von den Saracenen bedrängt, die das langobardische Herzogtum Salerno zu erobern trachteten. Die Legende hat das erste Auftreten der Normannen in Apulien romantisch ausgeschmückt; so viel aber ist geschichtlich, daß es der Fürst von Salerno war, der diese fremden Abenteurer zuerst in seine Dienste nahm. In derselben Zeit, als dies geschah, erhob sich Melus, ein großartiger und heldenhafter Mann langobardischen Geschlechts in Bari, wider die byzantinische Herrschaft. Er wanderte flüchtig an die langobardischen Höfe von Capua und Benevent, Bundesgenossen und Helfer zu finden, und es ist hier, wo die Sage erzählt, daß er normannische Pilger, die von Jerusalem zurückgekehrt waren, am Garganus fand, und diese überredete, unter seinen Fahnen gegen die Griechen zu dienen, und auch ihre Landsleute in das fruchtreiche Land Apulien zu rufen, wo er ihnen Sold, Beute und Ehren versprach.

Die Legende kann immerhin einen Zug von Wahrheit enthalten, denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß normannische Ritter damals die Wallfahrt zum Garganus machten. Die Beziehung zweier entlegenen Heiligtümer desselben Erzengels, jenes in der Normandie und dieses auf dem Cap in Apulien, würde demnach dazu mitgewirkt haben, daß aus den abenteuerlichen Unternehmungen der Normannen in Apulien das Königreich beider Sicilien entstand.

Melus nahm im Jahre 1017 eine Normannenschar unter Rainulf in Sold; mit ihnen und anderm Kriegsvolk kämpfte er erst glücklich gegen die Byzantiner, bis er vom tapfern Katapan Bugianus im Jahre 1019 beim alten Cannä aufs Haupt geschlagen wurde. Es war dies derselbe Katapan, welcher die Stadt Troja gründete. Melus starb als Flüchtling, mit dem Titel eines Herzogs von Apulien geschmückt, am Hofe des Kaisers Heinrich II. zu Bamberg, wo er im Dom begraben ward.

Dieser fromme Kaiser unternahm hierauf im Jahre 1022 seinen siegreichen Zug nach Apulien, welches Land er den Griechen entriß und der deutschen Krone unterwarf. Ehe er von dort in das Vaterland zurückkehrte, stieg auch er als Pilger auf den Garganus empor.

An seine Wallfahrt heftete sich eine Legende, welche dies erzählt: als der Kaiser in der Capelle des Erzengels betete, erscholl plötzlich die heilige Grotte von angelischen Chören; ein himmlisches Licht erstralte; S. Michael erschien, das Missale in Händen, welches er dem sichtbar werdenden Heiland darbot, der dasselbe küßte. Christus gebot dem Erzengel vor den Kaiser hinzutreten, und als dies geschah, blieb Heinrich in frommem Schauder starr und regungslos; da faßte ihn der Engel an der Hüfte, und zog ihn über das heilige Buch herab, es zu küssen. Seit diesem Augenblick blieb der Kaiser an der Hüfte lahm. So erklärte die Legende das Hinken, welches Heinrich den II. wirklich verunstaltete.

Wer in Rom die altertümlichen Wandmalereien sah, mit denen Honorius III. am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die Vorhalle von S. Lorenzo fuori le Mura

ausschmücken ließ, wird sich einer dort gemalten Scene erinnern. Sie stellt den Streit Satans mit einem Engel dar, welcher die Seele eines Menschen und ihre Werke auf der Wage wägt. Ein goldener Kelch macht die Wage zu deren Gunsten sinken. Der Engel ist der himmlische Seelenführer Sanct Michael, und die Seele ist die des frommen Kaisers und Pilgers Heinrichs II. Den goldenen Kelch hatte er vielleicht dem Erzengel auf dem Cap Garganus als Weihgeschenk dargebracht.

Ich weiß nicht, ob auf dem Grabmal dieses Kaisers in seinem Dom zu Bamberg (es ist ein Werk deutscher Renaissance vom Jahre 1513) seine Pilgerfahrt und die Garganus-Legende abgebildet ist. Schon vor seinem Zuge nach Apulien muß Heinrich II. den Erzengel besonders verehrt haben; denn bei Bamberg steht der Michelsberg und auf ihm die alte Benedictinerabtei, deren Stiftung durch denselben Kaiser schon ins Jahr 1009 fällt.

Michelsberge gab es viele in Deutschland, zumal in Franken, Schwaben, Baiern und im Elsaß. Sie alle sind Sitze desselben Erzengels, wo er sich auf den Trümmern alter heidnischer Tempel niederließ. Es gibt einen Michelsberg bei Ulm, eine Michelscapelle bei Gundelsheim, einen Michelsberg bei Hersbruck zwischen Nürnberg und Regensburg, und viele andere. Wol jeder einzelne hat seine Engellegende. Eine der ältesten dieser mag die Sage vom Michelsberg bei Besigheim sein, deren Capelle auf einem alten Heiligtum der Diana steht. Dort verkündete einst Bonifacius, der Apostel der Deutschen, den Heiden das Christentum; Satan hinderte ihn in seinem Werk. Der Apostel rief den Erzengel, ihm beizu-

stehen, und der himmlische Herzog ließ sich herab mit dem Teufel zu streiten, den er mit Ketten band und in die Hölle niederstürzte. Der Fürst der Finsterniß aber hatte ihm im Kampf aus seiner Schwinge eine Feder gerissen, die von Diamanten und Rubinen funkelte. Bonifacius hob die Feder vom Boden auf, und legte sie in ein Kästchen, welches er unter dem Altar der Kirche verbarg, die er auf der Stelle des Diana-Tempels errichtete. Die kostbare Erzengelfeder blieb daselbst bis auf die Zeit der Reformation, in deren Stürmen sie verschwand.

Es mochte während der Kreuzzüge sein, wo viele Heiligtümer und Legenden Sanct Michaels in allen Ländern Europas entstanden; jener Epoche gehört vielleicht auch die Legende vom Michelsberg in Cornwallis an, worauf das Schloß Arthurs steht, in dessen Tiefen der Held Kimri mit den Rittern der Tafelrunde sitzt und schläft, und so lange schlafen wird, bis ihn der Erzengel erweckt.

Die Kreuzzüge führten zahlreiche Pilger nach dem Garganus-Heiligtum. Seine östliche Lage am adriatischen Meer, gegenüber den von Byzanz beherrschten Küsten und auf der Straße des Orients, rückte dasselbe gleichsam Jerusalem nahe. Die Capelle wurde deshalb von vielen Kreuzfahrern besucht, sei es auf ihrer Rückkehr vom heiligen Grab, oder ehe sie sich in den apulischen Häfen Barletta, Bari und Brindisi einschifften. So dankten sie Sanct Michael, welcher den in Syrien kämpfenden Kreuzfahrern oftmals als Helfer erschien, wie Sanct Theodor und Sanct Georg, oder sie sicherten sich vorweg seinen Schutz.

Um die Mitte des elften Jahrhunderts erlosch die

Herrschaft der Griechen in Apulien. Benevent wurde päpstlich, aber der Garganus kam in den Besitz der Normannen, denn schon Rainulf, der Söldner des Melus und der erste Graf von Aversa, hatte sich dort zum Herrn gemacht. Dasselbe Volk der Normannen hütete seither die beiden berühmten Capellen Sanct Michaels; denn die Herzoge der Normandie beschirmten jene bei Avranches, und die Herzoge Apuliens normannischen Stammes diese auf dem Garganus. So war der uralte Schutzgeist der Juden im Laufe der Zeit zum Schutzengel der Normannen geworden.

Im Jahre 1137 wallfahrtete noch ein deutscher Kaiser dorthin, Lothar II. von Sachsen. Die Reihe von Fürsten, Päpsten und berühmten Personen, welche zum Garganus pilgerten, ist sehr groß; denn nie erlosch der Ruf dieses wunderbaren Heiligtums.

Als die Hohenstaufen die Erben der Normannen-Dynastie in Apulien wurden, übernahmen sie den Schutz der Capelle des Erzengels. Es wird zwar nicht gemeldet, daß Friedrich II., Konrad IV. und Manfred eine Wallfahrt zum Garganus machten, aber daß sie es thaten, ist nicht unwahrscheinlich, da sie sich so oft in seiner Nähe zu Foggia und in Sipontum aufhielten. Neugierde und vielleicht auch wirklicher Glaube an die Macht Sanct Michaels wird sie getrieben haben, seine Grotte zu besuchen und mit Weihgeschenken zu ehren. Man behauptet, daß Friedrich II. ein Stück vom Kreuz Christi in die Capelle des Erzengels stiftete, und daß dieses noch heute dort bewahrt wird.

Nach dem Falle der Hohenstaufen waren es sodann

die bigoten Anjou, welche das Heiligtum ganz besonders auszeichneten. Karl I. mochte in seinem Kampf mit Manfred und Konradin Sanct Michael ein Gelübde gethan haben, oder sich einbilden, unter dem Schutze des Erzengels zu stehen; er baute die Capelle auf dem Garganus mit großer Pracht neu aus, und gab ihr diejenige Gestalt, welche sie im wesentlichen noch heute besitzt. Er legte auch einen bequemeren Weg über das Gebirge nach Sant' Angelo an.

Alle seine Nachfolger auf dem Trone Neapels beschützten und pflegten die Engelcapelle. Sie blieb einer der besuchtesten Wallfahrtsorte Italiens, trotz Loreto und dem Sanct Nikolaus von Bari.

Dreizehn Jahrhunderte sind vergangen, seitdem dieses seltsame Heiligtum auf dem wilden Cap am apulischen Meere gegründet worden ist; Reiche, Völker und Völkersprachen sind untergegangen, neue Weltteile sind entdeckt worden, tausend Revolutionen, tausend Schöpfungen und Erfindungen des Menschengeschlechts haben Europa erschüttert, verwandelt und umgestaltet, aber der Erzengel dauert auf dem Garganus unverändert fort, und wie zur Zeit des Belisar und Narses beten auch noch heute Pilger in derselben Grotte zu demselben himmlischen Cherub des alten Chaldäa, dessen wirkliches Dasein irgendwo zwischen Sonne und Erde nie ein Astronom entdeckt hat, noch jemals entdecken wird. Wir selbst sind die Augenzeugen dieser erstaunlichen Thatsache, denn auch wir unternehmen jetzt, im Mai des Jahres 1874, unsere Wallfahrt auf den Garganus.

II.

Wir verließen Manfredonia in der hohen Morgenfrühe des 17. Mai zu Wagen. Die pilgernde Menschheit hat sich ihre religiösen Mühen bequemer gemacht als die Väter in Vorzeiten. Ueber das ehemals nur zu Fuß oder zu Maulthier erklimmbare Vorgebirge führt jetzt ein breiter durch den Alabasterkalk gehauener Fahrweg aufwärts bis in die Stadt des Erzengels. Man braucht etwa eine Stunde um von Manfredonia unmittelbar an den Fuß des Caps zu gelangen, und von dort noch zwei andere Stunden um die Grotte selbst zu erreichen.

Der Weg führt erst durch die einsame und großartige Uferlandschaft des Golfs an einigen Olivengärten und Höfen vorbei, welche fast alle aus mittelalterlichen Türmen entstanden sind. Immer gewaltiger steigt das Cap vor uns auf; es drängt seine rötlichen Felsenmassen weit in das Meer hinein, welche umschiffend man zu der Rhede von Viesti gelangen würde, wo im Altertum ein Tempel der Vesta stand. Hier stellt sich der Garganus durchaus als ein Vorgebirge dar, als der Sporn an der Stiefelform

Italiens, wie man vulgärerweise zu sagen pflegt (lo sperone d'Italia). Von Foggia oder von San Severo aus gesehen erscheint er nicht als Cap, sondern als ein lang hingestrecktes Gebirge, dessen Ausdehnung 37 Millien beträgt. Wenn er im abendlichen Purpur stralt, möchte man ihn für eine einzige glühende Felsenmauer halten, welche Götter erbaut haben um ein Paradies zu schützen.

Aber diese Masse ist ein ganzes System von Bergen und Tälern, 120 Millien im Umfange. Nach dem nördlichen Meere sinkt der Garganus allmälich zu flachen Ufern nieder, worin zwei Seen liegen, der Lago di Lesina und der Varano. Am erstern fließt der Fortore vorüber in jenes Meer; er bildet die westliche Wasserscheide des Garganus und trennt Apulien von den Abruzzen. Nach Süden zu steigt das Gebirge über den Tavoliere in steilen Kalksteinwänden auf, und dort liegt ihm zu Füßen der See von San Giovanni Rotondo, während weiter unterwärts der Fluß Candelaro dem Maremmensee Pantano Salso zuströmt.

Im Norden und Süden umgibt demnach den Garganus ein weiter von Sümpfen erfüllter Ufersaum; aber östlich lagert er sich als schroffes Cap ins Meer. Dort erreicht er auch seine höchste Höhe von 1800 Fuß im Monte Calvo oberhalb Sant' Angelo. Auf dieser Seite gibt es nur schmale Strandsäume und kleine Felsbuchten, und dort liegen zwei Hafenorte, Matinata, ein Dorf unter dem Monte Sant' Angelo mit einer kleinen Rhede, und jenseit der Punta della Testa der kleine Hafen Viesti (Vestix oder Vestis im Mittelalter), der alte Sitz eines Bischofs. Im nördlichen Littoral liegen zwei andere Hafenorte,

Peschici und Rhodi; im südlichen endlich der größte des Garganuslandes, Manfredonia.

Außer diesen Küstenplätzen enthält das Vorgebirge auf seinen südlichen und nördlichen Abhängen die kleinen Binnenorte S. Marco in Lamis, S. Nicandro, Monte Saraceno, Rignano, S. Giovanni Rotondo, Monte Sant' Angelo, Vico, Cagnano, Carpino und Ischitella.

Schon im Altertum war der Garganus durch seine herrliche Flora und seine finstern Pinien- und Eichenwälder berühmt (Querceta Gargani, beim Horaz). Sie sind heute stark gelichtet, bedecken aber noch immer weite Strecken des Gebirges, namentlich in seiner Mitte, wo sich der große Eichenwald befindet, Bosco delle Umbrie genannt. In den Tälern gibt es Ackerbau und Viehzucht, und die Abhänge sind meist terrassenförmig angebaut und mit Weinreben und Olivenbäumen bedeckt.

Ein kräftiges Volk von einfachen Sitten bewohnt dieses Gebirge. Seine Tracht ist eigenartig und malerisch, besonders die der Männer. Sie tragen einen weiten mantelartigen Rock von brauner Wolle mit Capuze, welcher meist noch mit schwarzem Schafpelz gefüttert ist, einen roten Gürtel und eine phrygische Mütze von blauer Farbe. Diese Nationaltracht ist wahrhaft schön, und viele Apulier mit ihren gebräunten und edel geformten Gesichtern sehen darin recht vornehm aus, zumal wenn jene Kleidung von feinerem Stoff ist. Wir sahen ihrer ganze Scharen den Weg entlang, da es Sonntag war.

Die Fahrstraße, welche die Seite des Caps emporführt, ist so kühn und zugleich so bequem angelegt wie nur immer eine Straße über die Gebirgspässe der Schweiz.

Sie zieht sich an schneeweißen Felsenwänden im Zickzack aufwärts, begleitet von Telegraphendräten. Der Anblick dieser steht im schärfsten Gegensatze zu der mysteriösen Pilgerwelt des wilden Vorgebirgs und ihrer tausendjährigen Legende. Stellen diese einfachen Apparate, diese häßlichen Stangen und zusammengeknüpften Eisendräte nicht ein Wunder der menschlichen Cultur dar, größer und wunderbarer als alle legendären Werke Sanct Michaels? Doch erzürnen wir den himmlischen Heros nicht, der den Typhon der Finsterniß bezwungen hat. Diese Dräte stehen ja im Dienst des Lichts. Geister des Lichts, der Freiheit und des Friedens gleiten an ihnen als unsichtbare Blitze hin und her. Vielleicht kommt einst ein ferner Tag, wo der Cherub wieder über der Menschheit schwebend erscheint, und sein Schwert in die Scheide steckt: dann wird die Finsterniß bezwungen sein, dann werden keine Kriege mehr um ein paar elende Schollen Landes, um die blutigen Purpurfetzen von Herrschaft und Ruhm auf Erden geführt werden.

Streckenweise sieht man noch die alte nicht fahrbare Straße, die wol den Zeiten der Anjou oder noch früheren angehört. Sie ist jetzt nur ein Pfad für Maulthiere und dient den Pilgern zur Abkürzung ihres Wegs.

Das Cap war von Wallfahrern belebt, die in Gruppen hinauf oder herabstiegen; denn obwol das große Fest des Erzengels am 8. Mai schon vorüber war, setzten sich doch die Wallfahrten durch den ganzen Monat fort. Viele gingen zu Fuß, die Pilgerstäbe mit dem Pinienzweige geschmückt, und dieses Zeichen haben die Waller sicherlich schon zur Zeit Otto's III. mit sich geführt. Andere ritten,

truppweise, alle ohne Ordnung und begreiflicherweise auch ohne Gesang.

Je höher wir kamen, desto prachtvoller erschienen in der Tiefe der blaue Golf, das jonische Meer und die paradiesischen Gefilde Apuliens mit zahllosen Städten. Es war ein Schauspiel von überwältigender Größe, aber wir konnten es nur halb genießen, denn der Wind wurde zum Sturm. Dabei durchdrang uns die Morgenkälte bis zur Unerträglichkeit. Wir erstarrten an Händen und Füßen. Es half uns nichts, daß wir aus dem Wagen stiegen und eine Strecke weit zu Fuß aufwärts gingen. So oft der Weg die Richtung nach Osten nahm, warf sich uns der Sturm heulend entgegen, und er zwang uns wieder im Wagen Zuflucht zu suchen.

Mit steigender Ungeduld blickten wir zu unserm Ziele auf, zu der Stadt Sant' Angelo dort oben. Sie zeigte sich mit ihrem großen Gemeindehaus von roter Farbe, mit ihren weißen Häusern und grauen Türmen und Mauern in einer langen Linie über steilen Abgründen schwebend, aber es schien, daß wir uns derselben niemals näherten, sondern daß sie uns ewig unerreichbar blieb. Stieß uns Ketzer der Erzengel selbst von seinem Heiligtum zurück? So hatte er im Mittelalter mit einem häretischen Bischof gethan, welcher, um seine Schuld zu sühnen, nach dem Garganus gepilgert war, aber ein ganzes Jahr sich vergebens anstrengte den heiligen Berg zu ersteigen. Ich konnte indeß meine Gefährten mit der Ueberzeugung trösten, daß wir nicht dasselbe Schicksal zu befürchten hätten. Denn ich bin stets ein großer Verehrer dieses guten Dämons gewesen. Vierzehn lange Jahre hindurch sah ich

ihn täglich vor den Fenstern meiner Wohnung schweben, hoch über der Engelsburg und über Rom, auf stralenden Flügeln von Erz, das breite Cherubschwert in die Scheide steckend. Nun besuche ich ihn auf seinem Berg Garganus, wie ich es längst gewollt hatte. Eine goldene Krone kann ich ihm nicht darbringen, aber diese Blätter will ich ihm als Pilgerspende weihen.

Endlich näherten wir uns der Hochfläche und waren unseres Zieles gewiß. Der Wind brauste dort oben über verwittertem Gestein in einer melancholischen und erhabenen Wildniß mit schauerlicher Gewalt. Wir sahen seitwärts vom Wege unter einem Felsen einen Pilger kauern, welcher ein Kind im Arm hielt und vor dem Sturm zu decken suchte, tröstend über das weinende Geschöpf gebeugt, mit dem Ausdruck väterlicher Liebe. Wie wird der Mann mit dem Kinde die Felsen herabkommen in diesem Sturm? Ein altes Lied fiel mir ein: „Ich komme vom Gebirge her, es heult der Sturm, es braust das Meer.“ Es ist ein Gedicht Schmidts von Lübeck, voll von tiefsinnigem Unsinn: die Melodie Schubert's hat es unsterblich gemacht. „Im Geisterwald ruft es zurück: Dort, wo du nicht bist, da ist das Glück!“

So erreichten wir, vor Frost bebend, die seltsame Stadt des Garganus, welche dem Erzengel ihre Entstehung und ihren Namen verdankt. Sie stand vor uns wie auf dem kalkigen Dache des Caps hangend, in einer großartigen Oede hoch über dem Meer, eine Masse von bizarren weißen Häusern, welche zahllose sonderbar gestaltete Schornsteinknäufe emporstrecken, und überragt von einem hohen schwarzen Turm. Die Straßen stehen alle auf dem nackten

Kalkboden; einige ziehen sich treppenartig die Felsen aufwärts, darüber finstere Gebüsche von Eichen schweben.

Als wir in die Stadt einzogen, vom Wind umheult und vom weißen Kalkstaub umwirbelt, konnten wir uns einbilden zu den Wohnungen fabelhafter Geschöpfe gekommen zu sein. Denn die ganze männliche Einwohnerschaft schien draußen versammelt zu sein, und sie sah aus wie ein Volk schweigend hin- und herwandelnder schwarzer Dämonen. Der Kälte wegen hatte sich jeder Mann in den dunkeln Mantel gehüllt und die Kapuze über den Kopf gezogen, sodaß sie alle zusammen den Capuzinern oder Todtenbrüdern ähnlich sahen. So wandelten sie stumm auf und ab, während die Glocken vom Heiligtum läuteten, welches wir noch nicht sahen.

Wir waren ungeduldig dasselbe zu betreten, nachdem wir uns in einer hölenartigen unsaubern Schenke erwärmt hatten. Der Weg zur Kapelle führt über den kleinen Stadtplatz, wo sich auf einer Säule die marmorne Figur des Erzengels erhebt, und diese wird als ein Werk der Pietät Michelangelo's ausgegeben. Seitwärts steht ein großer schwarzer Turm von zwei Stockwerken, ein schöner Bau Jordans von Monte Sant' Angelo, des Architekten Karls von Anjou. Der Platz wimmelte von Volk; Pilger zogen nach dem Heiligtum, wo in der Grotte die Messe beginnen sollte. Der Wind brauste über und um uns: die eiserne Fahne auf dem Turm, ein beweglicher Sanct Michael, rasselte und schrillte in schauerlichen Tönen. Wie unter dem Geheul der Elementargeister stiegen wir in das geheimnißvolle Schattenreich hinab.

Die Grotte liegt tief im Schos eines Felsens, dessen

Wände von den heiligen Gebänden bedeckt sind, während auf seinem Gipfel ein uraltes Eichengebüsch steht, an dessen Zweigen Pilger Steine aufzuhängen pflegen.

Ein gothisches Portal, auf je zwei Säulen ruhend, bildet den obern Eingang zu den Heiligtümern in der Tiefe. In der Mitte seines Spitzbogens sitzt die Jungfrau mit dem Kinde zwischen St. Peter und Paul, eine edel durchgeführte Marmorgruppe. Die Inschrift des Portals scheint den Pilger, statt ihn zum Eintritt einzuladen, davon zurückzuschrecken, gerade als sei dies ein Allerheiligstes der Isis. Terribilis Est Locus Iste. Hic Domus Dei Est Et Porta Celi. Dieses Portal führt zu einer breiten steinernen Treppe von fünfundfünfzig Stufen, an deren Ende sich eine zweite gothische Pforte erhebt. Als wir die obere durchschritten hatten, lag jene große Treppe vor uns, eine in den lebenden Felsen gehauene Stufenleiter, überwölbt von gothischen Bogen und vom Tageslicht schwach beleuchtet, welches durch Oeffnungen des Felsens selbst eindringt.

Wir traten erst seitwärts in mehrere Kammern, die von Käufern wimmelnden Kramläden dieses Sanctuarium, wo man Amulete, Medaillen, Rosenkränze, Pinienzweige, Haufen von Pilgermuscheln, die grellsten Bilder des Erzengels und namentlich seine Statuetten feilbot. Auf Tischen und Brettern längs den Wänden standen diese Figuren zu vielen Hunderten und in verschiedener Größe. Sie sind aus dem weichen Marmor des Garganus gefertigt und zerlegbar. Die Flügel, den Kopf, die Krone, Schild und Schwert und das gelbe hölzerne Fußgestell kann man abnehmen und in ein Kästchen legen. Auf diese Weise

brachte ich meinen Sanct Michael glücklich heim, und er steht jetzt wolbehalten vor mir.

Kaum stiegen wir die Treppen abwärts, so warf sich uns ein Schwarm von Krüppeln und Bettlern schreiend entgegen und hinderte uns weiter vorzudringen. Ein Kirchendiener machte uns Luft, indem er uns zugleich seine Dienste als Virgil in dieser Unterwelt anbot.

Wir bemerkten an vielen Stellen auf den Stufen der Treppe, wie an den Wänden derselben, die Abbilder von Händen und Füßen eingemeißelt, was einen schauerlichen Eindruck machte. Es sind altherkömmliche Pilgerzeichen. Auch sahen wir die Wände überall mit Pilgernamen beschrieben und bekritzelt wie in den Katakomben Roms.

Aus dem untern Portal traten wir sodann in einen kleineren viereckigen Hof, wo wir uns wieder unter freiem Himmel befanden. Er ist der älteste Kirchhof der Pilger hier. An den Wänden desselben sind einige steinerne Grabmäler aufgerichtet, doch reicht deren keines über das fünfzehnte Jahrhundert hinauf.

Aus diesem Atrium gelangt man in eine Kirche, welche mit ihrer Langseite vor der heiligen Grotte liegt. Ein romanisches Portal auf der östlichen Seite des Vorhofs öffnet und schließt den Zugang zu ihr mit Bronzethüren, welche der reiche Amalfitaner Pantaleon im Jahre 1076 zu Konstantinopel fertigen ließ. Sie enthalten auf vierundzwanzig Feldern in Niello ausgelegte Figuren eines kindlich naiven, aber ausdrucksvollen Stils, welche sammt und sonders Erscheinungen der Engel darstellen: die Vertreibung des Menschenpaars aus dem Paradiese, die Engel vor Abraham und Jakob, vor Daniel und Zacharias, die

Befreiung Petri aus dem Kerker und ähnliche Scenen, bis auf die Erscheinung Sanct Michaels vor dem Bischof Laurentius in Sipontum. Ueber diesem Portal stehen als Inschrift die legendären Worte, welche der Erzengel zu jenem Bischof geredet hatte: Ubi saxa panduntur, ibi peccata hominum dimittuntur. Sodann: Hæc est domus specialis, in qua noxialis quæque actio diluitur.

Diese Kirche wurde unter den ersten Anjou ausgebaut; sie ist einschiffig, ein kühnes Werk gothischer Architektur und zur Hälfte in den Felsen gehauen. Von links her wird sie durch Tageslicht erhellt, und dort befindet sich auch der Chor mit hölzernen Schranken und Stülen für die Domherren. Rechts öffnet sich der Zugang zum Allerheiligsten, zur weltberühmten Grotte, dem Mittelpunkt des Engelcultus im ganzen Abendland. Die Oeffnung beträgt etwa vierzig Fuß, ihre höchste Höhe sechzehn Fuß.

Als wir vor ihr standen, sahen wir eine fremdartige und unbeschreibliche Scene, gleichsam ein Märchen mitten in einem erleuchteten Zauberberg. Dante würde sie für die göttliche Komödie verwertet haben, wenn er ihr Zeuge hätte sein können. Dichte Scharen von Pilgern, vom Dämmerschein geisterhaft übergossen, bedeckten die Marmortreppe, welche aus der Kirche zur Grotte emporführt. Sie drängten sich aufwärts, oder sie standen oder sie lagen auf den Knien. Im finstern Hintergrunde der Höle funkelten Kerzen auf dem mit Purpur gedeckten Altar, die weiße Gestalt des Erzengels bestralend, welcher seine Flügel zu regen schien. Ein Priester und Chorknaben bewegten sich davor phantastisch mit Kniebeugungen hin und wieder. Der Gesang des Geistlichen hallte mit starker Stimme,

und Orgelklänge fielen von unterwärts her ein. Die schattigen Gewölbe der Kirche, droben der schwarze Hölenschlund, die aus ihm hervorquellenden Schimmer, die feierlichen Töne, die schweigende Menge des Volks — all dieses unterirdische Wesen und Geheimniß brachte einen unsagbaren Eindruck hervor. Man hätte glauben können, es sei das ein Traum.

Der Priester des Erzengels hatte soeben die Messe begonnen; wir scheuten uns deshalb in den Chor vorzudringen, aber der uns begleitende Kirchendiener forderte uns auf ihm zu folgen. In der rücksichtslosesten Weise, als befänden wir uns vor der Schaubude eines Puppentheaters, machte er uns durch die Volksmasse Bahn; er zog uns die Treppe aufwärts hinter sich nach, dem Hierophanten dicht vorüber und an den Altar, hinter welchem wir uns aufstellen mußten.

Dort befanden wir uns in einer sehr peinlichen Lage: wir waren Eindringlinge in fremde Mysterien, und das ohne unsere Absicht. Im übrigen erkannten wir bald, daß auch hier dieselbe schrankenlose Toleranz geübt wurde, wie sie sonst in Kirchen Italiens gebräuchlich ist, wo das Profane neben dem Heiligen unbehindert einhergehen darf. Der Priester am Altare warf wol ab und zu einen fragenden Blick auf uns, aber einen solchen, der eher von einem flüchtigen Lächeln als von einem Vorwurf begleitet war.

Die Männer und Frauen, welche neben uns standen (und die Grotte war von Pilgern vollkommen ausgefüllt) zum Teil in Andacht versunken oder doch deren Gebärden machend, blickten uns mit Gleichgiltigkeit an, und wenn wir noch einige Scrupel fühlten, so mußte uns die unglaub-

liche Naivetät des Kirchendieners davon befreien. Denn dieser officielle Tempelwächter betrachtete den himmlischen Erzherzog so wenig als ein unnahbares Wesen, daß er eine an einem Rohr befestigte Wachskerze dreist an einem Licht auf dem Altar selbst anzündete und mit ihr die Figur des Erzengels von hinterwärts hin und wieder beleuchtete, damit wir sie deutlicher beschauen könnten — und dies that er, während drei Schritte von uns entfernt der Domherr vor eben diesem Engel die Messe las. Wir machten abwehrende Zeichen, doch der Mann achtete nicht darauf; der Oberpriester des Engels selbst mußte diese freche Handlung bemerken, doch sie war niemandem auffällig.

Ich betrachtete nun die wunderbare Cultusscene in unmittelbarer Nähe mit derselben Wißbegierde, mit welcher Herodot und Plutarch die Mysterien in Aegypten, in Syrien und in Griechenland betrachtet haben. Ein seltsameres Schauspiel hatte ich nirgends zuvor gesehen: als Gemälde in der Beleuchtungsweise des Honthorst würde es ein Nonplusultra des Phantastischen darstellen. Indem wir in der innersten Tiefe der Höle standen, von deren schwarzem Gewölbe die sickernden Wassertropfen auf uns niederfielen, hatten wir neben uns betende Pilger, unmittelbar vor uns den erleuchteten Altar mit dem Erzengel darüber, den singenden und kniebeugenden Priester mit seinem Knaben, und wir überblickten sodann die Treppe dieser Grotte, welche von Andächtigen bedeckt war, über deren dunkle Massen bis tief in die Kirche hinunter breite Kerzenschimmer niederglitten.

Die Vorstellung, daß dieser Cultus eines erdichteten

Wesens, oder einer Puppe schon dreizehn Jahrhunderte lang in derselben Höle gefeiert wird, und mehr noch, daß sich sein semitischer Ursprung über die Entstehung des Christentums hinaus in ferne Jahrtausende verliert, machte einen großen Eindruck auf mich. Dieser Erzengel ist durch eine Reihe von kosmogonischen Mythen hindurchgewandert, ehe er seine heutige Gestalt erhielt. Sie selbst hat eine Geschichte die unbekannt ist. Vielleicht schon im sechsten Jahrhundert stand die Figur Sanct Michaels auf diesem Altar. In der byzantinischen Bilderverfolgung wird man sie zertrümmert, dann aber im achten Jahrhundert von neuem aufgerichtet haben. Wie sie heute gesehen wird, ist sie ein Werk der Spätrenaissance. Die marmorne Figur hat etwa drei Fuß Höhe; sie stellt den Erzengel dar im Panzerrock, eine hohe Krone auf dem von Locken umwallten Haupt, die breiten Flügel ausgespannt, in der Rechten das Schwert, in der Linken den Schild; über dem Panzer ein Gewand, welches hinterwärts niederfällt.

Trotz der martialischen Ausrüstung macht Sanct Michael doch den Eindruck des Kindlichen, wie alle andern Engel auch. Der ganze Cultus trägt denselben Charakter puppenhafter Kindlichkeit. Diese Mysterien in der Grotte des Garganus haben nichts Schreckendes und Schauerliches; sie sind nur ein phantastisches Märchen, wie jenes vom Arthurschloß, vom Dornröschen, vom Venusberg und vom Kyffhäuser, aber zur religiösen Idealität erhoben. Die Gläubigen, welche hier beteten, schienen auch in keiner Weise durch düstere Vorstellungen aufgeregt; nur ein einziges altes Weib, welches neben uns stand, machte Zeichen der Ver-

zückung, indem sie sich dröhnende Schläge gegen die Brust versetzte, während eine junge Frau in ihrer Nähe volle Ursache hatte sich schonender zu behandeln.

Ich glaube, daß alle diese Pilger sich unter dem geflügelten Erzengel nichts anderes vorstellen als ein freundliches himmlisches Wesen, einen Retter und Beschirmer, überhaupt einen Schutzgeist. Er steht am Trone Gottes, und seine Wohnung ist das Licht. Was ist die finstere Grotte hier? Sie ist, nach dem kindlichen Glauben des Pilgers, das Symbol der Erde oder der Menschenwelt, darein ein Himmelsstral gefallen ist. Aber nicht in der schauerlichen Nacht der Katakomben, sondern in ätherischen Regionen sucht der Gedanke des Wallfahrers den Genius selbst mitten in dieser Höle, und nur ein erfreuendes Bild von Schönheit und Anmut tritt ihm entgegen, welchem keine Vorstellung des Häßlichen, der Marterqual und des Todes beigemischt ist.

Die Engel oder Genien sind die einzigen leidlosen Gestalten, welche die christliche Mythe erschaffen, oder vielmehr aus den alten Religionen Asiens aufgenommen hat. Sie sind die graziösesten Dichtungen der asiatischen Kosmogonie; und welcher Glaube wäre anmutiger als der an Schutzengel, welche die Pfade des irrenden Menschen umschweben? So verliert auch die Gestalt Michaels nicht diesen Charakter, obwol ihm sein Kampf mit den rebellischen Titanen des Himmels die Züge des Hercules verleiht. Sein Tempeldienst ist frei von jener abstoßenden Materialität des Reliquienwesens und der Fetischzauberei, welche sonst vom Heiligencultus unzertrennlich bleibt. Es ist immerhin ein Cultus des guten Genius und des

Lichts, menschlicher und sicherlich idealer als der vor den Altären vieler Märtyrer der Kirche: Pythagoras und Sokrates, die Dichter Milton und Klopstock würden ihn anerkannt haben.

Der Anblick dieses Genius kann die Pilger hier nur zu milden Empfindungen stimmen, welche, nicht an bestimmte Dogmen noch an Vorgänge in der Kirche geknüpft, in allgemeine Begriffe sich auflösen. Denn diejenigen Vorstellungen, welche sich das Rittertum im Mittelalter von Sanct Michael machte, als von dem himmlischen Cavalier und Streiter im Kampfe mit den Ungläubigen und andern Feinden der Kirche, sind erloschen. Nur die tendenziöse Propaganda hat aus diesem Erzengel wieder in Frankreich den Marschall der Revanche gemacht für die ungeheuere Niederlage dieses Landes und des Papsttums im Jahre 1870. So soll er die Deutschen aus dem von Bazaine verratenen Metz und aus Straßburg, und den neuen Heliodor aus dem geschändeten Quirinal vertreiben — eine schwere Aufgabe für den guten Erzengel von Avranches, da auch er wol in der Kriegswissenschaft hinter den Forderungen der Zeit ein wenig zurückgeblieben sein wird. Und wer weiß, ob er diese ihm zugedachte Aufgabe überhaupt als eine im Dienst des Princips des Lichts stehende Mission anerkennen würde? Mit feiner Ironie hat der geniale Kaulbach den deutschen Michel gerade im Bilde dieses Erzengels dargestellt, welcher, das Haupt mit dem preußischen Helm bedeckt, die Mächte der Finsterniß des Jahres 1870 als ein siegreicher Reformator niederschlägt.

Dies ist mit Gewißheit anzunehmen, daß der italienische

Erzengel auf dem Garganus niemals sein kindliches Schwert gegen Victor Emanuel ziehen wird. Er ist nicht fanatisirbar für die Zwecke der Legitimität und der jesuitischen Propaganda. Don Carlos und Heinrich V. haben wenig von ihm zu hoffen. Zur Rettung des Dominium temporale hat er seinen Degen nicht aus der Scheide gezogen, als die Italiener in seine Engelsburg einrückten. Keine Nation war und ist in religiösen Dingen leichter aufzuregen als die französische; ihre vielen und schrecklichen Religionskriege beweisen es, die Albigenserkriege, die Hugenottenkriege, die Bartholomäusnacht, die Dragonaden u. s. w. — und keine andere ist dies so wenig wie die italienische. Processionen wie solche heute Frankreich durchziehen, würde keine priesterliche Macht, nicht einmal das ausdrückliche Gebot des Papstes, in Italien zu Stande bringen, und sollte sie der heilige Vater in Person nach dem Garganus, nach Loreto oder nach S. Niccolò in Bari führen wollen.

Als ich das weltberühmte Heiligtum zu Bari sah, den besuchtesten Wallfahrtsort in Süditalien, und dort die Sacristei betrat, erblickte ich hier die Bildnisse Pius IX. und Victor Emanuels in voller Eintracht einander gegenüber aufgestellt. Der König beider Sicilien ist nämlich nach altem Herkommen Canonicus in Bari, und so ging diese kirchliche Würde ohne weiteres auf den Usurpator Roms über. Die Priesterschaft in Süditalien hat sich zu allen Zeiten mit vollendeten politischen Thatsachen abzufinden gewußt. Es ist ihr niemals auf die Dynastien des Landes viel angekommen, wol aber darauf, daß man sie selbst gewähren ließ und ihren Tempeldienst nicht antastete. Die Geistlichkeit beherrscht das Volk nach wie

vor fast unumschränkt, denn die Veränderung, die hier vor sich ging, ist nur eine politische, nicht eine moralische. Ein uraltes Wesen ererbter Gewohnheiten dauert mit einem tausendjährigen Aberglauben unerschüttert fort, und die Zeit, wo der Cultus alter italienischer Heiligtümer erloschen sein wird, ist gar nicht abzusehen. Die einzige Veränderung, welche die Mysterien auf dem Garganus erfahren haben, besteht in der geminderten Zahl der Opferspenden und im Verschwinden von Kaisern und großen Fürsten aus der Liste der Pilger. Aber auch das dürfte nur unwesentlich sein, denn es ist keineswegs unmöglich, daß eines Tages wieder ein Papst oder irgend ein streng katholischer König als Wallfahrer auf dem Garganus sichtbar wird.

Die Messe war beendigt, und die Grotte leerte sich. Wir sahen sie nun mit Muße. Ein Wasserbecken steht in der Nähe des Altars, woraus die Pilger von der heiligen Quelle zu schöpfen pflegen. Daneben ist eine altertümliche Figur des Erzengels aufgestellt. Auch zeigt man hier die von ihm in einem Stein aufgedrückte Fußspur, seine einzige Reliquie. Wir sahen auch eine alte Kathedra von Marmor mit einem Abbilde S. Michaels, und eine altertümliche Figur des Sanct Jakob, dessen weltberühmtes Heiligtum zu Compostella im Mittelalter mit dem des Garganus wetteiferte. Der Fußboden der Grotte selbst ist nicht der natürliche Stein, sondern er ist mit weißem und rotem Marmor gepflastert.

Als wir aus der Höle wieder an das Tageslicht traten, hatte sich der Sturm gelegt, und wir durchwanderten die Stadt Santangelo. Sie entstand ursprünglich aus Pilgerhospitälern, deren es hier noch heute einige gibt. Schon

im elften Jahrhundert war sie ein ansehnlicher befestigter Ort, und bildete mitsammt dem Garganusland ein königliches Lehen, von welchem große Herren den Titel führten. Die darauf ruhenden Rechte wurden l'onore di Monte Sant Angelo genannt. Friedrich II. hatte testamentarisch seinen geliebten Sohn Manfred damit ausgestattet.

Die Stadt zählt heute mehr als 10000 Einwohner. Ihre weiß übertünchten Häuser, fast durchweg mit kleinen Figuren des Erzengels in Nischen geschmückt, sind vom bizarrsten Baustil, meist einstöckig, mit Freitreppen von Stein, die durch gewölbte Pforten auf eine Terrasse führen. Die Façade besteht in der Regel aus einem Quadrat, worin die Thür zugleich Fenster ist. Das Innere dieser Häuser starrt von Unsauberkeit. Wir sahen keines von einiger Schönheit, und doch soll es viele reiche Leute in Santangelo geben. Man sagte uns, daß sie Haufen von Gold und Silber in der Erde vergraben halten und das ärmlichste Leben führen, während ihre Söhne in Neapel studiren.

Wo die Stadt gegen das Innere des Gebirges ihr Ende nimmt, blickt man in die großartigsten Wildnisse des Garganus hinein. Schwarze Pinien- und Eichenwälder ziehen sich dort in tiefe Felsenschluchten nieder; aber fast überall sieht man Terrassen angelegt, welche Oliven und Reben tragen. Tiefer unten gibt es auch Saatfelder und Gärten, denn an Bergwassern mangelt es nicht.

In den Jahren 1860 bis 1869 wimmelte dieses Gebirge von Briganten, gleich den Abruzzen; heute ist es von dieser Plage gesäubert. Die Regierung sorgt dafür, alle Orte im Garganus durch Straßen und Telegraphen miteinander

zu verbinden, was das sicherste Mittel ist, dieser vereinsamten Gebirgswelt eine höhere Cultur zu geben.

Wir blickten mit Verlangen in das Innere der unbekannten Berge und Täler; es müßte eine Lust sein sie zu durchreiten. Aber mit noch größerer Begierde betrachtete ich die wilden Felsenmassen, welche sich ostwärts zum Meere senken. Dort weiter abwärts liegt das weltverlorene Viesti, dessen Einsamkeit bezaubend sein muß. Indeß diesen Hafen zu sehen wurde uns nicht zuteil. Wir kehrten vielmehr von Santangelo nach Manfredonia zurück, froh unsere Pilgerfahrt zum Erzengel auf dem Garganus glücklich vollbracht zu haben.

Andria.

1874. 1875.



Eine starke Stunde von den Häfen Trani und Barletta entfernt liegt Andria, eine volkreiche ackerbautreibende Stadt Apuliens, in der Terra di Bari. Der Kaiser Friedrich II. liebte sie vor vielen andern Städten; in ihrer Nähe erbaute er das schönste seiner Jagdschlösser, Castel del Monte. Dieses zu sehen — denn von allen hohenstaufischen Denkmälern Süd-Italiens ist es das am besten erhaltene — war der hauptsächlichste Zweck meines zweimaligen Aufenthalts in Andria. Aber auch dieser Ort selbst ist merkwürdig und seine Geschichte ein nicht unbedeutender Teil der Feudalgeschichte Neapels überhaupt. Ich will daher etwas davon sagen.

Die Städte Apuliens, eines Landes von uralter zum Teil hellenischer Ansiedelung, suchen alle mit verzeihlichem Stolz ihren Ursprung im mythischen Zeitalter. Derselbe Heros Diomedes, von welchem Benevent sein Gemeindewappen herleitet, soll auch Andria erbaut haben.

Der Geschichtschreiber dieser Stadt, Riccardo d'Urso (er veröffentlichte seine Geschichte im Jahre 1842 zu Neapel), glaubt daß Andria der von Strabo genannte

Ort Netium sei; aber Netium oder Natiolum würde richtiger auf der Stelle von Giovinazzo zu suchen sein. Kurz und gut, weder das hellenische noch das römische Altertum weiß etwas von Andria.

Später läßt man hier auch den heiligen Petrus auftreten. Sanct Petrus ist der Legende nach ein großer Gründer gewesen; er ist der christliche Diomedes, der mythische Heros der Bistümer: denn wie viele deren hat dieser eine Apostelfürst nicht gegründet, anfangend mit Rom! Auch in Andria soll er die erste Kirche gestiftet haben. Der Schutzpatron dieser Stadt ist Sanct Riccardus. Um nun auch diesem Heiligen ein möglichst hohes Alter zu geben, läßt man ihn im Jahre 492 aus England nach Andria kommen. Jedoch die geschichtliche Reihe der Bischöfe Andrias kann erst im dreizehnten Jahrhundert begonnen werden. Richard ist ein normannischer Name. Erst in normannischer Zeit tritt Andria als Stadt auf. Sie war, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Gründung der Normannen, welche Apulien den Griechen und den Langobarden Benevents entrissen und in diesem Lande ihre Grafschaften einrichteten.

Als erster Graf und als mutmaßlicher Erbauer Andrias wird der Normanne Petrus um das Jahr 1042 oder 1046 genannt. Er war Graf im nahen Trani. Mit ihm und seinem Sohne, Richard von Andria, beginnt die Geschichte dieser Stadt als einer normannischen Lehngrafschaft unter der Oberhoheit der Herzoge Apuliens.

Hundert und funfzig Jahre lang saß hier ein normannisches Dynastengeschlecht, bis Apulien in den erblichen Besitz der Hohenstaufen kam. Roger war der letzte dieser

Grafen, ein Anhänger des Kaisers Heinrich VI., in dessen Kriegen um den Besitz Süditaliens er seinen Untergang fand.

Nach dem Tode Heinrichs VI. bemächtigte sich der Papst vorübergehend dieser Landschaft, bis Friedrich II. dort Herr wurde. Sein Lieblingsland war das sonnige Apulien mit seiner entzückenden Meeresweite und der breiten Küste, die sich von den Bergen niedersenkt, bedeckt mit Olivenhainen und Mandelgärten und meerwärts eingefaßt von einem Kranz schöner Städte und Hafenplätze. Er baute dort seine Residenzen und Jagdschlösser, Foggia, Castel Fiorentino, Castel del Monte und die Saracenenburg Lucera.

Im Dom Andrias ließ der große Kaiser seine beiden Frauen begraben, Jolantha von Jerusalem, welche ihm hier im Jahre 1228 Konrad geboren hatte und bald darauf starb, und Isabella von England, die am 1. December 1241 zu Foggia starb. Schon diese Thatsache beweist, daß er Andria ganz besonders auszeichnete; denn ohne dies würde er seine Gemalinnen entweder im Dom zu Foggia, oder in der herrlichsten und schönsten Kathedrale Apuliens, im Dom zu Trani bestattet haben.

Die Bürger Andrias, so viele ihrer mit der Vergangenheit ihrer Vaterstadt bekannt sind, rühmen sich noch heute ihrer Bevorzugung durch den größten Kaiser des Mittelalters. Als viele Städte Apuliens während Friedrichs Abwesenheit in Jerusalem von ihm zum Papst abgefallen waren, blieb Andria ihm treu. Sobald der Kaiser heimgekehrt war, schickte ihm die Bürgerschaft fünf edle Jünglinge als Geiseln, welche ihn mit folgenden Versen begrüßten:

Rex felix Federice veni, dux noster amatus,
Est tuus adventus nobis super omnia gratus:
Obses quinque tene, nostri pignamin' amoris,
Esse tecum volumus omnibus diebus et horis.

Der Kaiser dankte den Andrianern durch ein Privilegium, und er beantwortete jenen Glückwunsch durch diese Artigkeit:

Andria felix nostris affixa midullis,
Absit quod Federicus sit tui muneris iners.
Andria vale felix, omnisque gravaminis expers.

Die erste Zeile dieser Verse (worin man felix in fidelis verwandelt hat) steht noch auf einem Stadttor Andrias geschrieben, und die Beneventer sind nicht stolzer auf den Triumphbogen Trajans, als es die Andrianer auf jene (erneuerte) Inschrift sind.

Dem Kaiser Friedrich werden noch mehrere andere Epigramme auf Städte Apuliens zugeschrieben; man kann sie noch heute mehr oder weniger entstellt aus dem Munde gebildeter Leute hören. Sie alle sind satirische Mottos und sollen sich auf jenen Abfall der Städte im Jahre 1229 beziehen. Es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß ein und das andere Epigramm wirklich von Friedrich II. herrührt. So soll er Bari mit Versen bestraft haben, welche er auf eines der Tore der Stadt schreiben ließ, und so gehen dort im Lande Mottos des Kaisers auf Barletta, Trani, Molfetta u. s. w. um. Das stärkste oder gröbste ist Bitonto zugefallen:

Gens Bitontina tot capita asinina.

Nach dem Tode Friedrichs II. fiel indeß Andria, erbittert durch die Steuerlast, welche es zu tragen hatte,

von seinem Sohne Manfred ab, dem Baliven Apuliens für den König Konrad. Manfred zog mit Truppen gegen Andria, verzieh aber der Stadt, welche sich sofort unterwarf, und seither blieb sie den Hohenstaufen unerschütterlich treu.

Auf seinem italienischen Zuge besuchte sie, seinen Geburtsort, König Konrad; er residirte, so behauptete man, eine kurze Zeit zu Castel del Monte. Oefters mag daselbst auch Manfred gewesen sein, nachdem er die Krone beider Sicilien erlangt hatte. Gleich seinem Vater hielt er am liebsten Hof in den Städten Apuliens. In Trani war es, wo er seine zweite Gemalin empfing, die schöne Helena, Tochter des Despoten von Epirus.

Der Fall Manfreds bei Benevent gab Apulien in die Gewalt Karls von Anjou, und so wechselte auch die Grafschaft Andria ihren Herrn. Der neue König Siciliens machte sie zur Krondomäne; er vereinigte sie mit dem Fürstentum Altamura und verlieh sie seinem zweitgeborenen Sohne Philipp zu Lehen. Nach dessen baldigem Tode gab er Andria dem Sohne seines erstgeborenen Karl, dem Raimondo Berlingieri.

Seither wanderte der Besitz Andrias im Hause Anjou von Hand zu Hand. Denn schon Karl II. entzog die Grafschaft seinem Sohn, um sie als Mitgift seiner jüngsten Tochter Beatrix zu schenken, welche sich im Jahre 1305 mit Azzo von Este, dem Markgrafen von Ferrara, vermälte. Sie wurde Witwe im Jahre 1308 und brachte Andria ihrem zweiten Gemal als Heiratsgut, dem Beltrando del Balzo. So wurde das Haus der Balzo, bald eines der berühmtesten und mächtigsten Feudalgeschlechter

im Königreich Sicilien, in den Besitz Andrias gesetzt, in welchem es bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts geblieben ist.

Die Balzi (Baux) leiteten ihren Stammbaum lächerlicherweise von Baldassar ab, einem der drei Weihnachtskönige aus dem Morgenlande. Sie führten deshalb in ihrem Wappen einen silbernen Stern mit sechzehn Stralen im roten Felde. Sie stammten aus der Provence, und waren mit Karl von Anjou auf seinem Eroberungszuge nach Neapel eingewandert. Hugo de Baux hatte sich bei Benevent hervorgethan; wir besitzen noch ein Bruchstück seines eigenen Schlachtberichts; als später, nach dem Einzug in Neapel, der Schatz Manfreds vor Karl von Anjou gebracht wurde, übertrug dieser König jenem Ritter die Teilung der Beute. Hugo lachte und sprach: „Was ist da lange zu teilen?“ und indem er mit dem Fuß drei Striche durch den Haufen Goldes machte, sagte er zum König: „Sire, dies ist für euch, dies für die Königin, eure Gemalin, und der Rest ist für eure tapfern Ritter.“ Karl belehnte ihn mit der Grafschaft Avellino und Montescaglioso, und dieses Hugo Sohn war jener Beltrando del Balzo, Gemal Beatrice's, Graf zu Andria und Stammvater eines großen dem Königshause blutsverwandten Geschlechts, dessen Geschichte auch ein wesentlicher Teil der Geschichte des Hauses Anjou in Neapel ist.

Die Balzi nahmen ihren Sitz in Andria, wo sie im Palast neben dem Dom wohnten. Dort ward auch Beatrix, die Tochter Karls II. und die Schwester des berühmten Königs Robert, im Jahre 1330 begraben. Ihr Denkmal ist untergegangen, nur die stolze Inschrift

liest man noch in der Kathedrale Andrias, wo sie neben dem Chor eingemauert ist:

Rex Mihi Pater Erat, Fratresque Robertus,
  Loysiusque Sacer, Regia Mater Erat,
Bertrandi Thalamos Non Dedignata Beatrix,
  A Quo Deducta Est Baucia Magna Domus.
Si Tangunt Animos Haec Nomina Clara Meorum,
  Esto Memor Cineri Dicere Pauca: Vale.

Beltrando del Balzo hatte von Beatrice Anjou nur eine Tochter Maria, welche sich im Jahre 1327 mit Hubert, dem Dauphin von Vienne, vermälte. Sie war die Erbin Andrias, aber sie trat ihrem Vater diese Grafschaft für die Summe von 30000 Unzen Goldes ab, so daß sie beim Hause der Balzo verblieb. Beltrando vermälte sich wieder im Jahre 1331 mit Margareta, der Witwe des Grafen Louis von Flandern, und deren Sohn Francesco del Balzo setzte später den Stamm fort.

Dieses mächtige Geschlecht hatte schon damals die Geschicke Neapels in seiner Hand. Nach der Ermordung des jungen Andreas von Ungarn durch seine Gemalin, die Königin Johanna, war es Beltrando, welcher dieser schönen Verbrecherin den Tron rettete. Als Großjustitiar des Königreichs Neapel vom Papst mit der Untersuchung des Frevels beauftragt, sprach er seine Nichte frei. Er flüchtete, wie diese, nach Avignon, während der von Nachlust entbrannte Ungarnkönig Ludwig in Apulien einzog. Damals, im Jahre 1350, wurde auch Andria von den Ungarn geplündert und halb zerstört.

Beltrando hatte die Ehe Johanna's mit ihrem Geliebten und Vetter, dem Prinzen Ludwig von Tarent, gutgeheißen

und seinen eigenen Sohn Francesco mit Margherita, der Schwester dieses neuen Königs, vermält. Andria wurde bei dieser Gelegenheit zum Herzogtum erhoben, und es war überhaupt das erste Herzogtum im Königreich Neapel. Die Balzi selbst standen dem Tron zu nahe, um nicht den ehrgeizigen Gedanken zu fassen, ihn einst einzunehmen. Doch dies gelang ihnen nicht. Als der mächtigste Mann nach dem König starb Beltrando zu Neapel im Jahre 1357. Dort liegt er in San Domenico Maggiore begraben.

Zu noch mehr Größe stieg sein Sohn Francesco auf. Durch seine zweite Ehe mit Donna Sueva Orsini traten die Balzi Andrias in die innigste Verbindung mit diesem im Königreich Neapel gewaltigen Hause. Francesco entzweite sich mit der Königin Johanna, welche ihn aus seinen Staaten vertrieb. Er ging nach Avignon, später nach Rom, wo er den Papst Urban VI. bewog, Karl von Durazzo als Kronprätendenten Neapels aufzustellen. So wurde er das wesentliche Werkzeug zum Sturze Johanna's I.

Sein Sohn Giacomo del Balzo erhielt die Hand der Prinzessin Agnes, der Erbtochter Philipps Anjou von Tarent; so war er dessen Erbe, Herzog Tarents, des größten Kronlehens des Hauses Anjou, mit dem zugleich der Kaisertitel von Byzanz verbunden war. Im Dome zu Tarent sieht man noch das Mausoleum, welches Francesco del Balzo diesem seinem berühmten Sohn im Jahre 1383 errichtet hat. Er selbst starb im Jahre 1420.

Sein Geschlecht dauerte in Andria, in Tarent und in Neapel fort (hier haben die Balzi zu Santa Chiara eine

Gruftcapelle) unter vielen Stürmen und Revolutionen des Königreichs, und in dessen Geschichte gibt es kaum ein Blatt, worin man nicht diesen großen Herren begegnete. Sie und ihre Feinde, die Sanseverini, waren die mächtigsten Dynasten des Landes. In den Kämpfen zwischen den Häusern Anjou und Aragon standen die Balzi Andrias auf der Seite des letzteren, mit welchem sie selbst verschwägert waren. Sie blühten noch im funfzehnten Jahrhundert unter Francesco II., der im Jahre 1482 starb und in S. Domenico zu Andria begraben liegt. Dann gingen sie plötzlich unter.

Der letzte ihres Stammes war dieses Francesco Sohn, Pirro, Herzog von Andria und Fürst von Altamura, welches er gekauft hatte. Zu seinem Unglück nahm er Anteil an der berüchtigten Verschwörung der Barone gegen Ferdinand I. von Aragon. Der König ließ ihn im Jahre 1487 mit vielen anderen Großen umbringen.

Pirro hatte nur Töchter zurückgelassen, von denen Isabella sich mit Federigo von Aragon vermält hatte. Dieser nachmalige unglückliche letzte König Neapels aus dem Hause Aragon war ein Sohn Ferdinands I. An ihn fiel das Herzogtum Andria.

Bald darauf folgte die Umwälzung Neapels durch den Zug Karls VIII. von Frankreich, der Sturz der Aragonen und endlich die Eroberung des Königreichs durch Spanien. Es war in jenen Kriegen des großen Kapitäns Consalvo mit der französischen Armee, wo in der Nähe Andrias der weltberühmte Zweikampf stattfand, welcher als Disfida di Barletta unsterblich geworden ist.

Ferdinand der Katholische verlieh demselben Consalvo zum Lohn seiner Dienste im Jahre 1503 auch das Herzogtum Andria. Hierauf schenkte Consalvo, welcher von dem castilianischen Könige nach Madrid entführt worden war, im Jahre 1515 Andria seiner Tochter als Mitgift, und diese brachte das Herzogtum an ihren Gemal, Don Luis Guevara de Cordova, und an dessen und ihre Nachkommen. Als sodann im Jahre 1527 der Marschall Lautrec seinen tollkühnen Zug nach Neapel unternahm, wurde Andria, vielleicht aus Rache des Schimpfs jener Disfida di Barletta, von den Franzosen in Brand gesteckt.

Ein Enkel Guevara's, mit Namen Consalvo, verkaufte im Jahre 1552 Andria dem Don Fabrizio Caraffa, welcher Graf des benachbarten Ruvo war. So ging das Herzogtum an diese Familie über. Sie war im siebzehnten Jahrhundert eines der mächtigsten unter den Baronalgeschlechtern Neapels und fast den Balzi vergleichbar.

Die Caraffa von Ruvo wohnten im Palast zu Andria fast drei Jahrhunderte lang, bis sich die Katastrophe der Familie Balzo in ihrem Hause wiederholte. Der Erstgeborene, Ettore Caraffa Graf von Ruvo, war ein glühender Anhänger der Republik, welche die Franzosen unter Championnet in Neapel eingerichtet hatten. Er führte im Jahre 1799 neben dem General Duhesme republikanische Truppen nach Apulien, um diese Provinz den Bourbonen wieder zu entreißen, welche bereits Andria und Trani besetzt hatten. Ettore leitete selbst den Sturm gegen seine eigene Vaterstadt, und hier zeigt man noch die Stelle, wo

dieser kühne Republikaner als der erste die Mauern erstiegen hatte. Zehntausend Bourbonische, und das von den Pfaffen fanatisirte Volk verteidigten Andria mit Wut, aber die Republikaner drangen ein. Sie metzelten die Bürgerschaft nieder. Auf den Rat des wilden Caraffa wurde Andria, sein eigenes Besitztum, in Asche gelegt. Aber bald genug eroberte der gräßliche Cardinal Ruffo ganz Apulien. Caraffa ergab sich in Pescara; wider den Vertrag wurde er in den Kerker nach Castelnuovo abgeführt und hier, nach der Rückkehr der Bourbons, hingerichtet. Colletta erzählt von ihm: „er, ein Edelmann, sollte durch das Beil sterben; rücklings wollte er hingelegt sein, um mit Verachtung die Maschine herabfallen zu sehen, welche Feiglinge fürchten.“

Das Haus Caraffa wurde gleichwol später in den Besitz seiner Güter in Andria gesetzt, und erst vor wenigen Jahren hat die verarmte Familie diese verkauft. Sie hat dort nichts mehr behalten als das Hohenstaufen-Schloß Castel del Monte. Dies ist es, was ich von der Geschichte Andrias zu sagen hatte.

Die Stadt liegt wenig mehr als eine Stunde vom Meer entfernt, auf einer reich bebauten Ebene. Hinterwärts wird dieses Flachland von einer wellenförmigen Hügelkette abgeschlossen, auf welcher, einer Pyramide ähnlich, eine Anhöhe hervortritt, auf ihrer Spitze ein Schloß tragend. Es ist Castel del Monte.

Die Landschaft ist ein unabsehbarer Mandelgarten. Oliven- und Weincultur, auch Orangenpflanzungen wechseln damit ab, doch vorherrschend ist der Mandelbau. Wer die volkswirtschaftlichen Verhältnisse Apuliens nicht

kennt, möchte glauben, daß die in solcher paradiesischen Fülle der Natur lebenden Menschen im Reichtum schwelgen, und er wird dann mit Verwunderung wenige reiche Besitzer und Tausende von mühselig ihr Leben fristenden Bauern und Tagelöhnern vorfinden.

Hart vor Andria überschreitet man den Tratturo, die mit Gras bedeckte breite Wanderstraße der Herden Apuliens. Die Mauern der Stadt sind gefallen oder nur noch stellenweise erhalten. Sie breitet sich in weißen Massen in dieser Ebene aus, denn alle Häuser sind entweder weiß übertüncht oder aus dem apulischen Kalkstein von weißgelber Farbe erbaut. Der herzogliche Palast der Balzi und Caraffa neben der Kathedrale mit hohem Turm bildet den monumentalen Mittelpunkt Andrias, aus deren Straßen noch viele andere Kirchen und Türme und hie und da ein Palast aufsteigen. Es ist eine massiv und solid gebaute Stadt moderner Erscheinung, aber trotz ihrer Größe — sie zählt 35000 Einwohner — von so wenig vornehmem Aussehen, daß sie durchaus den Eindruck einer Stadt von Ackerbauern macht.

Ich fand sie in den Tagesstunden leer und todt, am Abend von Volk wimmelnd, das heißt nur von einer und derselben Classe belebt, von Bauern oder Feldarbeitern, in die blaue Jacke des Landes gekleideten Menschen von brauner Gesichtsfarbe und meist edel geformten Zügen. Die ruhige Gelassenheit dieser Hunderte von Menschen, wie sie auf den Plätzen umherstanden, ist mir ganz besonders aufgefallen. Es scheint ein gesittetes und gutgeartetes Volk zu sein, welches sich in einem immer gleichen Tempo zwischen Arbeit und Muße ohne Hast bewegt.

Aber diese Ruhe macht nicht den Eindruck des Bewußtseins behaglichen Daseins, sondern den eines apathischen Zustandes in althergebrachten, stets freudelosen, stets erduldeten Verhältnissen.

Die Geschichte Andrias — und sie gilt hier für hundert andere Städte des Königreichs Neapel, wo, wie in keinem andern Land der Welt, der Feudalismus sich in Jahrhunderten schichtweise abgelagert hat, wird es klar gemacht haben, daß die Bevölkerung dieser Stadt keine Entwicklung zum Wolstand hat nehmen können. Sie ist die Geschichte eines nie unterbrochenen, bis auf die moderne Zeit fortgesetzten Feudaldrucks. Die Blutsauger des Volks waren hier der Baron und sein Verbündeter, der Priester. Beide teilten sich in den Besitz der Aecker; fast die größere Hälfte der Landschaft Andrias war das Eigentum der todten Hand. Die Barone sind endlich dahingeschwunden. Auch das Kirchengut ist endlich zum großen Teil verkauft worden. Aber diese Veränderung wurde eine Wolthat, die praktischerweise nur einzelnen Besitzern zu gute gekommen ist, welche nämlich reich genug waren, die ausgebotenen Güter zu kaufen. Ein freier Bauernstand ist nicht geschaffen worden. Die Zustände sind dieselben geblieben: wenige besitzen, die große Masse sind Colonen und Löhner.

Die schreienden Uebel eines solchen Wesens in Süditalien und die sociale Krankheit, welche sich als dessen Folge in manchen Provinzen eingewurzelt hat, haben neuerdings die lebhaftesten Erörterungen veranlaßt, sowol im italienischen Parlament als in der Presse. Ich erinnere u. a. an die in der „Opinione“ erschienenen mit-

telländischen Briefe Villari's, welche ein wolverdientes Aufsehen gemacht haben.

Auch Andria lehrt, daß der Mangel des besitzenden Bauernstandes den anderen einer durch Arbeit und Industrie reich gewordenen Bürgerschaft bedingt. Den bei weitem größten Teil der Bevölkerung dieser Stadt bilden noch heute die Ackerbauer und Feldarbeiter: sie wohnen nicht auf den Feldern, sondern in der Stadt selbst. Täglich ziehen hier zehntausend Feldarbeiter mit ihren Thieren aus und ein; so sagte mir der Syndicus Andrias, und er ließ mich selbst damit meine Frage beantworten: warum man die Straßen eines so stattlich gebauten Ortes nicht sauber zu halten vermöge.

Die Läden der Kaufleute und Handwerker zeigen einen nur primitiven Grad fast durchgehends bäuerischer Bedürfnisse. Im Mittelalter war Andria durch seine Töpfereien berühmt, und diese mochten noch eine Ueberlieferung der alten Vasenkunst sein; denn das nahe Ruvo, fortdauernd ein Fundort herrlicher Vasen, wie sie das Museum Jatta daselbst gesammelt hat, lehrt, daß jene Kunst hier im Lande heimisch war. Heute ist auch dieser Fabrikbetrieb auf das Notwendigste beschränkt.

Das Jahrhunderte lange Stehenbleiben volkreicher Orte Apuliens auf einer und derselben Stufe, des Ackerbaues nämlich, ohne daraus einen höheren bürgerlichen Organismus zu entwickeln, ist etwas durchaus Befremdendes. Man denke sich eine Stadt von 35000 Einwohnern irgendwo in Toscana und Oberitalien, von Deutschland und England nicht zu reden, so würde sie ohne Zweifel ein vielfach gegliedertes Leben darstellen, welches

sich in socialen Vereinen, in Associationen von Arbeit und Capital, in vielerlei Anstalten geselliger, musikalischer und wissenschaftlicher Natur auseinanderlegt. Nichts der Art ist hier zu finden; das einzige corporative Wesen ist das althergebrachte geistlicher Genossenschaften.

So große Städte wie Andria haben hier zu Lande weder ein Local für die geselligen Zusammenkünfte der Bürger, noch überhaupt irgendein Gasthaus, wo Reisende auch nur mittelmäßigen Standes einkehren können. Sie müßten denn in irgendeiner schmuzigen Taberne sich einquartieren wollen. Der Grund dieser auffallenden Thatsache liegt nicht gerade darin, daß Andria noch keine Eisenbahn besitzt, denn in Trani selbst fand ich noch im Jahre 1874 das erste Gasthaus der Stadt in einem geradzu unerträglichen Zustand; er liegt vielmehr darin, daß die mangelnde Betriebsamkeit und Production und das unentwickelte Leben der Bürgerschaft die Entstehung von Gasthäusern noch nicht zum Bedürfnisse gemacht haben. Der Reisende ist demnach noch heutiges Tages, wie im Mittelalter, auf die Gastfreundschaft der Bürger angewiesen, und hier tritt ihm wieder die Lichtseite dieses Zustandes entgegen, nämlich die Fortdauer einer alten und edeln Tugend.

Wir genossen in Andria die liebenswürdigste Gastfreundschaft einer angesehenen Familie, deren Haupt ein ehrwürdiger Greis, der Domherr Guglielmi, ist. Sein Neffe Domenico war mir schon durch Rafael Mariano in Rom bekannt geworden als ein leidenschaftlicher Verehrer deutscher Cultur. So fand ich in Andria ein

Haus, worin man deutsche Studien betrieb und dem deutschen Wesen eine aufrichtige Liebe entgegenbrachte.

Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die geistige Annäherung Italiens an Deutschland überhaupt im Zunehmen begriffen ist. Denn so ist die gegenwärtige freundliche Beziehung zu nennen: sie ist Annäherung, aber keine Sympathie. Die platonische Freundschaft, welche die Italiener heute für uns Deutsche empfinden, hat zu ihrer festesten Grundlage die Achtung der deutschen Wissenschaft. Die politischen Motive, welche seit 1866 hinzugekommen sind, haben zwar einen augenblicklich hohen Wert, aber dauernd und wesentlich sind sie nicht. Es lauert im Herzen vieler Italiener leider noch immer der alte Widerwille gegen die Deutschen. Denn die Eindrücke einer Jahrhunderte alten Geschichte, in welcher sich dieses Land mit und ohne sein Verschulden thatsächlich als Beute deutscher Eroberung und Fremdherrschaft befunden hat, lassen sich nicht in wenigen Jahren aus dem Volksgefühl vertilgen. Die Sympathien Italiens gehören auch heute noch dem ihm stamm- und culturverwandten Frankreich an. So kurz ist nicht das Gedächtniß der Italiener, daß sie die einzige ruhmvolle Epoche ihrer jüngsten Nationalerhebung vergessen sollten, die Zeit, als Cavour mit Hülfe Napoleons III. seinen kühnen Plan ins Werk setzte und so Großes erreichen konnte. Nur die Erinnerung an jenes Bündniß mit Frankreich ist für sie reich an genialen Thaten der Staatskunst und an tapferen Thaten der Armee; und nur sie ist frei von dem Bewußtsein tiefer Demütigungen, wie sie Italien im Jahre 1866 erfahren hat.

Selbst der Verlust Nizzas und Savoyens hat die Sympathien der Italiener für Frankreich kaum gemindert. Im Jahre 1870 verhinderte nur die Schnelligkeit unserer Siege das Bündniß Italiens mit Napoleon, und der Zug Garibaldi's, eines Patrioten, den man als Repräsentanten des italienischen Volksinstincts gelten lassen darf, nach Frankreich, zur Bekämpfung derselben Preußen, denen sein Vaterland nacheinander die Befreiung Venedigs und den Fall des Papsttums in Rom verdankte, entsprang nicht der Schwärmerei für ein republikanisches Ideal allein, sondern auch dem romanischen Verwandtschaftsgefühl. Wenn sich das neue Italien heute aus Notwendigkeit unter den Schutz des Princips und der Macht des neuen Deutschlands stellen muß, so kann doch eine Zeit kommen, wo es ein viel wärmer und national empfundenes Bündniß mit Frankreich schließt. Trotzdem dürfen wir hoffen, daß die Kraft rationeller und praktischer Ursachen die gegenseitige Achtung und die freundliche Beziehung der deutschen und italienischen Nation zu einander mit jedem Jahre stärker machen wird.

Deutschland trennt von Italien eine schwer auszugleichende Verschiedenheit der Race, der Religion und der ganzen hier lateinischen, dort germanischen Bildung. Es fehlt noch den Italienern, dem Volk der schön begrenzten Formenplastik, in seinem natürlichen und geistigen Wesen, das Verständniß für ganze große Districte in der germanischen Volksnatur. Vieles was diese gerade aus den Tiefen ihres Seelenlebens offenbart, bleibt jenen unzugänglich. So viele Versuche auch gemacht worden sind die deutsche Poesie und Musik in Italien einzuführen, so

sind sie doch alle als gescheitert zu betrachten. Wir haben es vermocht, so gut dem Dante wie dem Shakespeare einen Cultus zu weihen, welcher fast national zu nennen ist: aber es ist zweifelhaft, ob unsere größten Dichter und Musiker ihre Altäre und Jünger in Italien haben werden, wenn ihre Werke und deren Wirkung in der Welt den langen Zeitraum Dante's und Shakespeare's werden zurückgelegt haben.

Gleichwol ist es nicht übertrieben zu sagen, daß die Italiener heute mit Ehrfurcht auf Deutschland blicken, als auf eine terra sacra, worauf die Weihe des Gedankens liegt und wo die Tempel des Wissens stehen. Die ungeheure Geistesarbeit, welche das deutsche Volk in seinem von der Natur nur mittelmäßig ausgestatteten Lande seit drei Jahrhunderten geleistet hat, und die logische Methode in der es diese Arbeit darstellt, erregen das Erstaunen der Lateiner. Hier ist es das klare, wenn auch nicht in unserem Sinn schöpferische Denken, die Reflexion, der lebendige Trieb, alles Gedachte praktisch zu verwerten, endlich das Gefühl der Reformationsbedürftigkeit seiner im römischen Katholicismus dumpf gewordenen Geisteswelt, was den Italiener der deutschen Wissenschaft entgegenführt. Um dieser willen lernt er die deutsche Sprache. Er will vor allem die deutschen Denker begreifen lernen.

In seiner geistvollen Schrift über Cavour und dessen Formel: „Freie Kirche im freien Staat", hat der Philosoph Vera die Behauptung aufgestellt, daß die vollkommensten Offenbarungen des deutschen Geistes Luther und Hegel seien, und diese Ansicht wiederholte er mir

persönlich in Neapel. Wir selbst haben Luther diese höchste Stelle in der Nation gegeben, und wenn wir der Zukunft das Urteil überlassen, ob einst Hegel einen solchen Ehrenplatz einnehmen wird, so werden wir doch schon heute neben Luther noch einige andere Männer der Vergangenheit als die Typen deutschen Geistes zu nennen haben. Es ist bezeichnend für das Verhältniß der Italiener zur deutschen Cultur, daß einem ihrer scharfsinnigsten Denker der Gegenwart Lessing, Goethe und Schiller auf einem nicht gleich hohen Gipfel des deutschen Geistes zu stehen scheinen, als ihn Hegel einnimmt: während doch diese großen Männer gerade die verständlichsten und vollkommensten Zeugen unseres gesammten Nationalbewußtseins sind, in denen die reformatorische und philosophische Idee Deutschlands ihre künstlerische Realität gewonnen hat. Es mag indeß sein, daß Vera hier den deutschen Geist wesentlich nur von seiner speculativen Seite betrachtete, denn er selbst ist ein so gründlicher Kenner und so aufrichtiger Verehrer der deutschen Literatur wie wenige seines Volks.

Luther steigt gerade jetzt immer höher vor der Welt auf. Die Italiener begreifen erst heute mehr und mehr diesen größesten Freiheitshelden der modernen Cultur, nachdem sie angefangen haben seine Heldengestalt von dem Schmuze zu reinigen, mit dem die jesuitische Literatur dieselbe beworfen und unkenntlich gemacht hat. Sie erkennen, daß jene ganze unermeßliche Geistesarbeit der Deutschen die Wirkung der Reformation gewesen ist, und daß selbst die jüngste Wiedergeburt und Machtentfaltung des deutschen Reiches den Gedanken Luthers zu ihrer

Voraussetzung hat. Sie wiederholen täglich das Wort Macchiavelli's, daß der moralische und politische Verfall Italiens die Schuld der Priesterreligion sei, aber sie selbst überliefern sich noch heute demselben Priestertum, welches nach wie vor ihr Gewissen und ihre Schule beherrscht, und derselben Papstkirche, deren Ziel die Alleingewalt des Priesters ist, deren Mittel zu diesem Ziele sind: die Knechtung des wissenschaftlichen Gedankens und die Zerstörung der politischen Nation. Bei der verzweifelten Unfähigkeit den politischen Gedanken mit dem reformatorischen zu verbinden, wodurch allein erst ein Volk lebensfähig wird, blicken die Italiener mit Achtung auf Deutschland, wo sie das Volk sehen, dessen Gewissen sich nicht durch die Priesterlüge ketten ließ, und dessen Culturstaat zu seiner Basis nicht eine todte politische Formel, sondern die lebendige Wissenschaft hat. So verschieden von der unsrigen auch ihre, namentlich der einseitigen Cavourianer Ansicht über die Mittel des sogenannten „Culturkampfes“ sind, so verkennen sie doch dessen Bedeutung für Europa nicht, und sie begreifen, daß ein Staat, der aus dem Princip der Reformation entstanden ist, den Beruf und die Macht hat, auf ihren Wegen vorwärts zu gehen.

Dieselben von Deutschland geführten Kämpfe mit der römischen Kirche und dem Jesuitismus haben, in Verbindung mit dem Sturze des weltlichen Papsttums in Rom, auch die Erinnerung an die Hohenstaufen in Italien wieder lebendig gemacht. Denn auch die Heldengestalten Barbarossa's, Friedrichs II. und seiner Epigonen steigen gerade jetzt immer größer empor, und immer verständ-

licher wird ihre culturgeschichtliche Bedeutung im Licht der Gegenwart.

Hier in Andria sind mehrere Straßen mit hohenstaufischen Namen benannt. Alle diese Namen sind neu eingeführt; sie gehören einem neuen Bewußtsein der Italiener von ihrer Vergangenheit und einer neuen Auffassung der Geschichte an. Diese Wahrnehmung wird man heute oft in Städten Italiens machen. Ich habe mich bei Gelegenheit Manfredonias bereits darüber ausgesprochen, und auch die Gewaltsamkeit beklagt, mit welcher diese städtische Neutaufe nur zu oft betrieben wird. Bisher waren, wie in Rom, so in allen Städten Italiens, die Straßen zum größten Teil von Kirchen und ihren Heiligen benannt, denn die Kirche hat hier überall dem Leben ihren Stempel und Kalender aufgedrückt. Wo es nur irgend möglich ist, löscht nun heute das neue Geschlecht die mittelaltrige, das heißt kirchliche Legende ihrer Städte aus, und ersetzt sie durch die nationale und bürgerliche. Das ist sehr passend, wenn das local Bedeutende dabei festgehalten wird. Nicht immer ist dies in Andria geschehen, denn auch hier gibt es viel Willkürlichkeit in der Namengebung. Es ist in der Ordnung, wenn hier Straßen nach verdienten Bürgern genannt werden, wie nach Flavio de Excelsis oder nach Carlo Troya, dem bekannten liberalen Minister Neapels im Jahre 1848 und hochverdienten Geschichtsforscher, welcher in Andria geboren war. Aber warum hier Straßen den Namen Salvator Rosa und Cimarosa tragen, weiß wol niemand recht zu sagen.

Es gibt in Andria Plätze und Straßen, die nach

Friedrich II., nach Konrad IV. und Manfred benannt sind; auch fand ich eine Via Jolanta und Via Pier delle Vigne.

Die Via Federico II. di Svevia ist die Fortsetzung der langen Straße Corrado IV.; sie führt auf das Tor S. Andrea, auf welchem die schon bemerkte Inschrift steht: Imperator Federicus ad Andrianos: Andria Fidelis Nostris affixa midullis 1230. Dieses Tor, das letzte übrig gebliebene der alten Stadttore Andrias, ist im Rococostil erneuert worden, im Jahre 1593. Neben ihm steht die älteste Kirche der Stadt, Sant' Andrea, und daneben liegt das Viertel le Grotte di Sant' Andrea, wo nach der Ansicht der Antiquare der erste Ursprung der Stadt zu suchen ist. Dieses Quartier ist ein malerisches Labyrint von noch altertümlichen Häusern mit Hallen und Terrassen. Es wird von dem ärmlichsten Teile des Volks bewohnt, den Frascari, Menschen, die vom Verkauf von Reisigbündeln kümmerlich ihr Leben fristen.

Wenn es im Mittelalter in Andria noch Denkmäler aus der Hohenstaufenzeit gegeben hat, so sind diese in den Katastrophen der Stadt unter den Anjou und Aragonen, endlich in dem Brande des Jahres 1799 untergegangen. Dieses letzte furchtbare Unglück hat den Verlust vieler Monumente in Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden zur Folge gehabt.

Damals wurden nur wenige Kirchen verschont. Einige haben ihre Façaden und Portale gerettet. So die Kirche Porta Santa, ein einfacher und schöner Kuppelbau mit Kreuzgewölben. Sie führt ihren Namen von der

Legende, welche erzählt, daß Petrus durch das Stadttor in der Nähe seinen Einzug in Andria gehalten habe. Die Gründung dieser Kirche wird Konrad IV., ihre Vollendung dem König Manfred zugeschrieben. Aber diese Angaben sind unsicher; wenn sie ein ursprünglich hohenstaufischer Bau gewesen ist, so wurde sie doch später umgebaut, und sie erscheint heute durchaus als ein Werk der Renaissance. Auf den Pilastern ihres schönen Portals sieht man zwei steinerne Bildnisse in Medaillonform, und diese benennt man ohne jeden Grund Friedrich und Manfred, da sie modernen Ursprungs sind.

Aelter sind die Kirchen S. Francesco, mit einem Kloster gothischen Stils, in dessen Kreuzgang altertümliche, fast verwischte Fresken zu sehen sind; S. Domenico mit einem zerstörten Klosterhof in gleichem Stil, worin der Herzog Francesco II. del Balzo begraben liegt, und die ursprüngliche Templerkirche Sant' Agostino mit einem bemerkenswerten gothischen Portal von schöner Zeichnung und mit vorzüglichen Sculpturen in der Lunette. Diese Kirche hatte Friedrich II. dem Orden der deutschen Ritter zum Eigentum gegeben, den er im Jahre 1230 mit vielen Gütern in Andria ausstattete. Die Deutschherren besaßen überhaupt in Apulien reiche Commenden, wie die Abteien bei Siponto, bei Terlizzi und Cerignola, und große Hospitäler in Brindisi und Barletta. Ihre Kirche zu Andria kam im Jahre 1387 in den Besitz der Augustiner. Jene genannten Kirchen sind hier die hauptsächlichsten Denkmäler der Gothik; außer ihnen hat sich der gothische Stil nur noch in wenigen Gebäuden erhalten, wie im Palast Torre.

Der gothisch angelegte Dom San Riccardo erfuhr einen mehrfachen Umbau, namentlich seit dem Jahre 1463, wo der Bischof Antonius de Joannocto darin baute. Er ist eine große und stattliche Kirche von drei gleich großen Schiffen, bietet aber nichts besonders Denkwürdiges dar. Die Monumente in seinem Innern sind untergegangen. Vergebens bemühte ich mich, eine Spur von den Mausoleen der beiden Kaiserinnen Jolantha und Isabella aufzufinden. Beide Frauen Friedrichs II. waren in einer unterirdischen Capelle bestattet, welche später zu einem Beinhaus diente und verschlossen wurde. Man müßte die Capelle von dem in ihr angehäuften Schutt befreien, um die Reste der kaiserlichen Mausoleen und die Grabinschriften wieder ans Licht zu bringen.

Unmittelbar neben dem Dom steht der Palast der Herzoge Andrias, ein großer viereckiger Bau, welcher seinen mittelalterlichen Charakter, die Türme und Zinnen, längst verloren hat. Hier wohnten die Balzi und dann die Caraffa. Der Brand im Jahre 1799 beschädigte den Palast und zerstörte zugleich den größesten Teil des herzoglichen Archivs; was davon noch gerettet worden war, soll, wie man mir in Andria erzählte, an die Gewürzkrämer verkauft worden sein, als nämlich die Herzoge Caraffa selbst ihren Palast verkauften. Es erstand ihn ein wolhabender Besitzer der Stadt, Herr Spagnoletti. So ging diese alte Residenz feudaler Grafen und Herzoge in die Hände eines einfachen Bürgers über, wie viele andere Schlösser und Paläste berühmter Geschlechter im ehemaligen Königreich Neapel das gleiche Schicksal erfahren haben.

Es gibt in Andria noch einige ansehnliche Paläste, die im Besitz reicher Bürger sind. So jenen der Familie Ceci in der besten und saubersten Straße der Stadt, Sant' Agostino. Auch das Municipium, welches über beträchtliche Einkünfte verfügt, hat sich im Jahre 1860 einen schönen Gemeindepalast aufgebaut. Seinen Hauptsaal zieren viele Porträte der Balzi und Caraffa; auch zeigt man dort das Bildniß Konrads IV., natürlich ein fingirtes.

Eine Stunde von Andria entfernt liegt mitten im Felde der Kampfplatz der berühmten Disfida di Barletta. Dort fochten am 13. Februar 1503 dreizehn italienische Ritter mit ebenso vielen auserwählten Franzosen einen Zweikampf aus, welchen höhnische Bemerkungen französischer Krieger über die Kriegsuntüchtigkeit der Italiener veranlaßt hatten. Der große Kapitän Consalvo, Oberbefehlshaber der spanischen Macht, bekämpfte damals von Barletta aus die Franzosen in Apulien, und unter seinen Fahnen dienten viele Italiener im Solde Spaniens, namentlich Ritter aus dem Hause der Colonna. Das militärische Ansehen Italiens war so tief gesunken, daß es mit Recht den Spott der Franzosen erregte. Dieses Land, worin noch am Anfange des funfzehnten Jahrhunderts der Ruhm großer Generale, wie der Sforza und Braccio, und ihrer kriegerischen Einrichtungen geglänzt hatte, war so wehrlos geworden, daß es Karl VIII. von Frankreich von den Alpen herab bis nach Neapel durchziehen und erobern konnte, mit Sporen aus Holz an den Stiefeln und den Kreidestift in der Hand, um die Quartiere der Armee in den Städten aufzuzeichnen, wie Alexander VI. ironisch sagte. Die Ausforderung der Italiener galt der

Ehre des Vaterlandes, und der ritterliche Zweikampf sollte darthun, daß in dem unglücklichen, zerrissenen, von Spaniern und Franzosen zerfleischten Lande, wenn auch nicht mehr die politische Kraft und Tugend, so doch die Tapferkeit der Väter noch fortlebte. Der Zweikampf erhielt eine nationale Bedeutung, und in Wahrheit ist nie ein so vernünftiger irgendwo ausgefochten worden.

Seine Ordner waren für die beiden Parteien die berühmtesten Kriegsmänner jener an Helden so reichen Zeit, der Ritter Bayard und der Römer Prospero Colonna, die Richter und die Zeugen waren die tapfersten beider Heere, angehörig den drei romanischen Nationen. Man hatte festgesetzt, daß jeder Besiegte seine Pferde und Waffen und hundert Goldducaten dem Sieger ausliefern solle. Die tapferen und fröhlichen Franzosen erschienen in ihrem nationalen Uebermut so siegesgewiß, daß ihrer keiner jene Summe Goldes mit sich gebracht hatte. Aber das Loos fiel anders aus als ihre Erwartung; ein Franzose blieb todt auf dem Kampfplatz, die andern wurden verwundet in das Castell Barletta abgeführt, wo sie erst ihr Lösegeld aufzubringen hatten und dann freundlich entlassen wurden.

Der für die Ehre Italiens ruhmvolle Ausgang des Zweikampfs ist in hundert gleichzeitigen und späteren Schilderungen beschrieben worden. Die französische Eitelkeit erlitt die verdiente Züchtigung, und diese war das Augurium des baldigen Untergangs der Armee Frankreichs in Neapel. Ganz Italien jubelte, nur mischte sich in diese patriotische Freude das demütigende Bewußtsein, daß der ritterliche Sieg nicht für die Freiheit des Vaterlandes,

sondern unter den Fahnen des spanischen Eroberers erfochten war, der bald darauf halb Italien knechten sollte. Gleichwol ist jene Stelle mit Recht den Italienern heilig; denn hier erhob sich doch ihr Selbstbewußtsein wieder aus einer langen Schmach. Diesen Kampfplatz tapferer Männer, wo nur sechsundzwanzig Streiter gegen einander fochten, darf man immerhin mit mehr innerem Anteil betreten, als hundert andere Schlachtfelder, worauf ganze Armeen für die Launen der Könige oder die Ländergier der Eroberer verbluteten.

Die Stelle liegt unter Weingärten auf ebenem Feld. Sie ist durch ein steinernes Denkmal in Form eines antiken Grabmals mit gegiebelter Front bezeichnet, welches vom Volk Epitaffio genannt wird. Dasselbe setzte im Jahre 1583 der Herzog Ferrante Carracciolo als Präfect der Terra d'Otranto. [1]

---

[1] Die Inschrift darauf lautet:

Quisquis Es Egregiis Animum Si Tangeris Ausis
  Perlege Magnorum Maxima Facta Ducum
Hic Tres Atque Decem Forti Concurrerė Campo
  Ausonios Gallis Nobilis Egit Amor
Certantes Utros Bello Mars Claret Et Utros
  Viribus Atque Animis Auctet Alatque Magis
Par Numerus Paria Arma Pares Aetatibus Et Quos
  Pro Patria Pariter Laude Perisse Juvet
Fortuna Et Virtus Litem Generosa Diremit
  Et Quæ Pars Victrix Debuit Esse Fuit.
Hic Stravere Itali Justo in Certamine Gallos
  Hic Dedit Italiæ Gallia Victa Manus
O-P-T. Max. Exercituum
Deo.

Von diesem Denkmal nach Andria zurückkehrend, nahmen wir den Weg über Corato, einen kleinen aus gelbem Kalkstein zierlich erbauten Ort, mitten in Wein- und Olivengärten. Ich sah kaum eine so freundliche und reinliche Stadt in Apulien, und meine Verwunderung darüber ausdrückend, erhielt ich die Erklärung: daß sie sauber sei, weil die Feldarbeiter nicht in ihr, sondern auf den Feldern wohnen. Diese selbst, namentlich die Weinberge, sind musterhaft gehalten. In ihnen bemerkt man an vielen Stellen kegelförmige Häuschen (casella genannt), welche aus Kalksteinen ohne Mörtel zusammengesetzt sind. Sie dienen zur Aufbewahrung von Werkzeugen des Feldbaues und zur Lagerstätte für die Wächter.

Ich hatte einen ganz besonderen Grund Corato zu besuchen; denn diese Stadt ist jenes Quadrata oder auch Curiata, welches der unglückliche Don Alfonso von Aragon nebst Bisceglie von der Krone Neapels empfangen und seiner Gemalin Lucrezia Borgia als Heiratsgut mitgebracht hatte. Von Corato aus ist auch das nahe Bisceglie (im Altertum Vigilia) zu sehen, eine schöne Hafenstadt am Meere, mit weißen Häusermassen und vielen Türmen. Alfonso war davon Herzog und diesen Titel führte auch Donna Lucrezia fort, nachdem ihr Bruder

---

Ferdinandus Caracciolus Aerolæ Dux Cum A Philippo Regum Max. Novi Orbis Monarca Salentinis Japicibusque Præfect. Imperaret Virtutis Et Memoriæ Causa Octaginta Post Annis Anno a Christo Deo Nato MDLXXXIII.
Darunter: Patriæ Gloriæ Monumentum Capitulum Tranense Refecit MDCCCXLVI.

Cesar ihren Gemal hatte erwürgen lassen. Zur Zeit jenes Zweikampfes lebte sie schon in Ferrara, aber Corato wie Bisceglie gehörten noch ihrem kleinen Sohne Rodrigo. Cesar Borgia selbst war im Jahre 1502, zur Zeit als er und sein Vater Alexander sich enge an die Politik Spaniens angeschlossen hatten, vom König Ferdinand dem Katholischen sogar zum Herzog Andrias (Dux Handrie) ernannt worden. Er war also der unmittelbare Vorgänger jenes Consalvo, welcher ihn nur ein Jahr später in Neapel verräterisch gefangen nahm und nach Spanien schickte, und dann selbst Andria von der Krone Spaniens zum Lehn erhielt.

Von Corato gelangt man in weniger als zwei Stunden nach der Stadt Ruvo, welche seit dem Anfange dieses Jahrhunderts als Fundort antiker Vasen aus gebranntem Ton berühmt geworden ist. Ruvo ist ein unansehnlicher Ort, von etwas mehr als zwölftausend Einwohnern, in einer fruchtbaren, überaus weinreichen Landschaft gelegen, wie Corato und Andria. Seinen unzweifelhaften griechischen Ursprung beweisen die antiken Gräber, die überall nicht nur draußen auf den Feldern, sondern mitten in der Stadt, gefunden werden. Aus den bildlichen Darstellungen auf vielen jener Vasen, die man aus ihnen hervorgezogen hat, aus Scenen nämlich der Theseussage und andern attischen Mythen, hat ein literarisch gebildeter Bürger der Stadt, Herr Giovanni Jatta, den Schluß gezogen, daß Ruvo eine alte attische Colonie gewesen sei.

Dies mag auf sich beruhen; genug, daß es eine Reihe von antiken Münzen gibt, welche die griechische Aufschrift

ΡΥΒΑ, ΡΥΦ, ΡΥΒΑΣΤΕΙΝΩΝ tragen. Horaz nennt den Ort Rubi:

> Inde Rubos fessi pervenimus, utpote longum
> Carpentes iter, et factum corruptius imbre.
> Postea tempestas melior, via pejor ad usque
> Bari moenia pervenimus: dehinc Gnatia — —
> Satir., I. v. 44.

Die Einwohner der Stadt nennt Plinius Rubastini.

Von ihren geschichtlichen Verhältnissen während des Altertums und in langen Jahrhunderten des Mittelalters ist kaum etwas bekannt. Jatta mußte daher in einige Verlegenheit kommen, als er die Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben unternahm. Sein Werk erschien im Jahre 1844 zu Neapel unter dem Titel: „Cenno storico sull' antichissima città di Ruvo nella Peucezia."

In der normannischen Zeit gehörte die Stadt zur Grafschaft Conversano, dann wurde sie ein eigenes Lehn, dessen Zustände jedoch völlig dunkel geblieben sind. Im fünfzehnten Jahrhundert waren die Balzi des benachbarten Andria, später die Caraffa Grafen von Ruvo.

Die Residenz dieser Feudalherren war das dortige Castell, von dem sich noch starke Ueberreste mit einem kolossalen Turm erhalten haben. Die Zeit der Erbauung der Burg ist unbekannt.

Dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert gehört die Kathedrale Ruvos an, wie das aus ihrem Baustil geschlossen werden darf. Diese Kirche, eine mäßige Basilika von drei Schiffen und drei Absiden, hat ein mit Sculpturen reich verziertes Portal im Rundbogenstil, und zwei Seitenportale; in der Mitte der Façade eine Fensterrose. Neben

ihr steht ein schwärzlicher, hoher Glockenturm. Das Ganze, ernst und düster, von der Zeit geschwärzt, sieht in der Umgebung der engen, kleinen Straßen sehr fremdartig aus. Es ist die plastische Gestalt einer für uns rätselhaft gewordenen Vergangenheit, welche sich hier plötzlich dem Blick enthüllt.

Das Menschengeschlecht, welches diese Kirche gebaut hat, von deren Entstehungszeit, unter uns gänzlich unbekannt gebliebenen Bischöfen und Grafen, wir gar nichts wissen, ist für uns kaum minder geheimnißvoll, als jenes antike Geschlecht, welches die kunstvoll geformten und bemalten Vasen in die Gräber Ruvos legte.

Denkmäler sind psychologische Offenbarungen des Lebens der Menschheit. Der Architekt und der Kunstkenner mißt und zergliedert sie, und er ordnet sie den Systemen der Kunstgattungen und Stile ein; der Culturforscher bringt sie in synthetischen Zusammenhang mit dem Leben selbst, und er würde das innerst Wahre und Wirkliche angedeutet haben, wenn es ihm gelänge, nach Denkmälern den geistigen Organismus des Menschengeschlechts zu ermessen, aus dessen Bildung und Denkweise gewisse Schöpfungen mit Naturnotwendigkeit entspringen mußten. Aber noch sollen die Geschichtschreiber kommen, welche dieses Geheimniß aufschließen. Wir besitzen heutzutage nur erst das lückenhafte historische Material für eine Philosophie der Entwickelung des schöpferischen Menschengeistes.

Diese Abschweifung hier entstand keineswegs durch etwas Außerordentliches, was der Dom Ruvos darböte, denn diese Kirche ist nur dritten Ranges unter den schönen Bauwerken solcher Natur. Sie entstand vielmehr aus der zu=

fälligen Empfindung des Rätselhaften und Mythischen, welche mich dort durchdrang, und dieses erregte mich nicht weniger, als es der Anblick der Vasen im Museum Jatta that, in welches wir uns unmittelbar von jener Kathedrale begaben.

Ruvo würde heute ein unbedeutender und von Fremden schwerlich besuchter Ort sein, ohne dies sehr merkwürdige Museum.

Schon lange bevor die antiken Tongefäße dieser Stadt von sich reden machten, wurden solche hier gefunden. Arbeiter im Felde, und Bürger, welche Häuser bauten, mußten oft genug auf alte Gräber und ihren Inhalt stoßen. Aber man beachtete diese nicht; zahllose Vasen wurden im Lauf der Zeit als Scherben weggeworfen. „In meiner Jugend", so erzählt der Geschichtschreiber Ruvos, „hörte ich von alten Leuten, daß Feldarbeiter, wenn sie antike Gräber fanden, aus Aerger, in ihnen statt Geld nur tönerne Gefäße vorzufinden, diese mit ihren Hacken zerschlugen. Daher kommt es, daß man die städtischen Gründe, wo man Gräber zu entdecken pflegt, mit vielen Scherben antiker Tongefäße bestreut findet. Wie haben sich seither die Zeiten geändert! Denn heute sind es eben diese Feldarbeiter, welche den Anspruch machen, daß jedes Stück einer beliebigen antiken Vase ein Stück Goldes wert sei."

Die Gefäße Ruvos kamen plötzlich im Jahre 1810 in Ruf, nachdem nämlich ein Maurer mit Namen Rinaldo di Zio beim Graben der Fundamente eines Hauses an den alten Stadtmauern ein Grab entdeckt und in ihm Vasen von besonderer Schönheit der Form und Malerei gefunden hatte. Die neapolitanische Regierung erwarb diese Am-

phoren; sie kamen nach Neapel, dann aber mit andern, in Canosa gefundenen im Jahre 1815 nach München, wo sie noch einen ausgezeichneten Bestandteil der dortigen Vasensammlung bilden.

Seit diesem Fund bemächtigte sich der Rubestiner eine wahre Ausgrabungswut. Sie erreichte, nach dem Bericht Jatta's, ihre Höhe im Jahre 1822. Ruvo bot damals im kleinen den Anblick der Goldgräbereien Californiens dar. Es bildeten sich Gesellschaften; man durchwühlte die ganze Umgebung der Stadt. Die Felder verwandelten sich in Märkte. „Wenn man alle Vasen", so erzählt Jatta, „die man damals ausgrub, in eine Sammlung vereinigt hätte, so würde dieselbe durch ihre Zahl und ihren Wert vielleicht jede andere in der Welt übertroffen haben." Die Gefäße Ruvos gingen massenhaft ins Ausland; nebst denen aus Nola, Nocera, Cumä, aus den Städten Apuliens und Lucaniens, und denen Siciliens stehen sie heute im Nationalmuseum Neapels aufgestellt, und auch sonst gibt es schwerlich ein Museum in Europa, welches nicht rubische Tonvasen besäße.

Im Angesicht eines so außerordentlichen, glücklich verteilten Reichtums konnten die Bürger Ruvos auch den fremden Museen ihre Schätze gönnen, um so mehr als der Rechtsgelehrte Giovanni Jatta und sein Bruder Giulio damals den patriotischen Gedanken gefaßt und durchgeführt haben, ihrer Vaterstadt einen guten Teil jener Kostbarkeiten zu erhalten. Diese Bürger gründeten ein Museum der Tongefäße im Jahre 1820 und vollendeten dasselbe im Jahre 1835. Heute ist es in einem der genannten Familie gehörigen neuen und schönen Gebäude vereinigt.

Sein gegenwärtiger Besitzer ist Herr Giovanni Jatta, ein Neffe des eigentlichen Gründers der Sammlung. Er hat sein Museum, den Stolz Ruvos und der ganzen apulischen Umgegend, in einem umfassenden 1178 Seiten starken Katalog beschrieben. (Catalogo del Museo Jatta con breve specificazione dei monumenti da servir di guida ai curiosi per Giovanni Jatta, Napoli 1869.)

So wunderlich sind die Zusammenhänge von Ursache und Wirkung im Menschenleben: irgendein armer Maurer findet ein paar schöne Vasen, und dieser Fund, der ihm selbst nichts eingetragen hat, als ein wenig Geld, gründet in der Folge das Glück und auch den Ruf einer andern Familie. Dem Namen Jatta ist nun für lange Zeit die Fortdauer in der Kunstgeschichte gesichert worden.

Das Museum enthält, alles zusammengerechnet, etwa 1700 Gefäße. Dazu kommt eine Sammlung von Terracotten und Anticaglien verschiedener Natur, und ein Münzcabinet.

Die Vasen Ruvos zeigen mehrere Epochen der Kunst. Viele gehören schon der Zeit des ins Barocke gefallenen Geschmackes dieser schönen griechischen Industrie an. Und sie gibt uns, wenn auch nur in handwerksmäßigem Betriebe, noch heute einen Begriff von der Blüte der hellenischen Malerei überhaupt, deren stofflicher Inhalt, deren vollendeter Adel in der Form im öffentlichen und häuslichen Leben des Volkes sich abgespiegelt hat. In der Blütezeit jener Vasenkunst, die man in Italien die etruskische zu nennen pflegt, erschienen die Figuren in der Regel rot oder gelblich auf dem glänzend schwarzen Grunde des Gefäßes. Der ältere, strengere Stil hat schwarze Figuren auf rotem Grunde.

In der Zeit des Verfalles der Kunst wurden die Amphoren an Umfang größer, bunter in der Decoration und überhaupt roccocohaft überladen.

Ein Sohn des Herrn Jatta hatte die Güte, uns einige Gräber zu zeigen, von denen eins eben erst beim Legen der Fundamente eines Hauses mitten in der Stadt entdeckt worden war. Solche Gräber, zumal vornehmer Personen, sind in der Regel in dem lebenden Stein ausgegraben. Die viereckige Vertiefung schloß stets eine fest eingefügte Steinplatte; doch hat der Mörtel, welcher dieselbe befestigte, nicht den Einflüssen der Witterung widerstehen können, sodaß sich fast alle, auch die noch nie durchsuchten Gräber mit Erde angefüllt gefunden haben.

Die meisten zeigten mit Stuck bekleidete oft auch bemalte Wände. Der Körper des Todten liegt mit dem Kopf nach Sonnenuntergang gewendet. An seinem Fußende steht die größeste und schönste Vase; an seinen Seiten befinden sich die Gefäße mittlerer Größe; endlich steht, wie Herr Jatta versicherte, ohne Ausnahme eine Vase auf der Brust des Todten. Dieselbe Anordnung zeigen die etruskischen Gräber, wie man solche im Museum Bolognas sehen kann. Unzweifelhaft sind diese Vasen in Fabriken Ruvos selbst gearbeitet worden.



Castel del Monte,

Schloß der Hohenstaufen in Apulien.

1875.



I.

Von den Bergen Apuliens zieht sich eine lange Hügelkette südostwärts in die Terra di Bari hinein und hinweg über Altamura und Gravina bis gegen das Vorland des Golfs von Tarent. Dieser Gebirgszug steht auf der Grenze der Basilicata. Man nennt ihn Le Murgie: er ist ein einförmiges und ödes Bergland, teils mit Eichenwäldern bedeckt, teils baumlos und kahl. Die Abhänge dieser Hügelkette bieten die trefflichsten Weiden dar, und hier sind seit uralten Zeiten Hirten und Jäger umhergewandert. Die Murgie stehen dem Meer parallel, von dem sie nur wenige Meilen entfernt sind.

Von der Küste wie vom Flachland aus sieht man überall, schon auf Meilenweite, aus jener niederen Bergkette einen pyramidenförmigen baumlosen grünen Hügel sich erheben, auf seiner Spitze ein einsames Schloß tragend, denn kein anderes Gebäude steht auf ihm. Dieses Schloß ist das berühmte Castel del Monte. Es erscheint, von weitem gesehen, kreisrund und zeigt keine Türme. Nur die tiefen Schlagschatten oder Falten dieser Rundmasse von Mauerpfeilern lassen auch aus der Ferne schließen, daß

es ein Oktogon sei, mit stumpfen Türmen an jeder Ecke. Als weithin sichtbares, die unermeßliche Ebene beherrschendes Wahrzeichen nennt es das Volk das Belvedere oder den Balkon Apuliens. Man könnte es noch passender die Krone Apuliens nennen. Denn gleich einer Mauerkrone ruht dieses gelbe Schloß auf jenem Hügel. Wie die Krone des Hohenstaufenreiches, das herrliche Land krönend, erschien es mir, wenn es die Abendsonne von Purpur und Gold funkeln ließ.

Hr. Marchio, Exsyndicus Andrias, hatte uns eine Einladung geschickt, mit ihm das Schloß Friedrichs II. zu besuchen und zu diesem Zweck auf sein Landgut Palese hinauszukommen, wo er den Monat Mai mit seiner Familie zubrachte. Seine Meierei liegt in den Murgie und nur eine Stunde von Castel del Monte entfernt. Mit Freuden dieser Einladung folgend, fuhren wir in der Morgenfrühe des 12. Mai von Andria dorthin, begleitet von einigen Herren der Familie Spagnoletti zu Pferde.

Die Fahrt ging erst durch Culturland und auf gebahnter Straße fort, dann auf schwierigen Landwegen durch Gebüsche und Wildnisse, wo wir Reste der Via Appia vorfanden. Nach kaum zwei Stunden erreichten wir Palese, ein vereinzeltes Gehöft auf der Absenkung der Murgie, mitten im Eichengebüsch und zwischen Wiesen- und Ackerland. Die Familie begrüßte uns am Eingang mit großer Herzlichkeit: kraftvolle Menschen, von blühender Gesundheit stralend, einfach und naturwüchsig; wir fühlten uns da sofort zu Hause.

Ein Blick aus dem Hof Palese in die stillen Wildnisse umher zeigte mir, warum Friedrich II. diesen Ort zu seinem

Lustschloß gewählt hat. Indeß Lustschloß ist nicht das richtige Wort dafür, vielmehr war Castel del Monte offenbar ein Jagdschloß. Die Natur ist hier nicht in dem Sinne schön zu nennen, daß sie einlüde fürstliche Luxusvillen mit Parks zu bauen, wie an den Golfen Neapels. Es ist ein monotones, fast schwermütig zu nennendes Heideland, worin grüne Täler mit öden zerrissenen Hügeln abwechseln, ganz geeignet für die Falkenjagd. Wir besitzen noch das Werk, welches der große Kaiser selbst über diese damals edelste aller Weidmannskünste verfaßt hat; er hat darin als ein Ornithologe ersten Ranges das Leben und Wandern und kurz die ganze Natur der Vögel meisterhaft dargestellt. An diesem Buche schrieb er in seinen Mußestunden auf irgend einem seiner Jagdschlösser. Er besaß mehrere solcher für die Falkenjagd bestimmte Schlösser in Apulien und Lucanien, bei Foggia und Gioja, bei Apricena und Avigliano. Wo er sich immer befinden mochte, führte er seine Falken und Falkenierer mit sich. Da nun Castel del Monte das großartigste aller seiner Jagdschlösser war, so wird der große Kaiser hier wol am häufigsten gejagt haben.

Der Ritt nach diesem Schloß gehört zu meinen schönsten Wandererinnerungen. Wir bildeten eine Calvalcade von sieben Personen auf starkgebauten apulischen Pferden. Die Herren, welche uns, ihre Gäste, geleiteten, jugendliche und stattliche Männer aus Andria und Palese, hatten sich mit Doppelflinten bewaffnet, und selbst in den Halftern der Sättel steckten Pistolen. Die Murgie sind wol zu Zeiten, wie der Silawald in Calabrien, nicht ganz geheuer gewesen, doch gegenwärtig hört man hier nichts

von Räubern. Diese Herren trugen ihre Gewehre nur als Jäger überhaupt, oder weil es von früher her festgehaltene landesübliche Gewohnheit ist. Sie boten zu Roß einen stattlichen Anblick auf den Heiden und Hügeln dar.

Es ist eine rechte Wonne diese apulische Wildniß zu durchreiten, die balsamischen von Blumenduft gewürzten Mailüfte einzuatmen, das tief blaue Meer drüben stralen zu sehen, und den ätherreinen Himmel, welcher Land und Meer umschlingt. Es sind wirklich Flammenpfeile die hier Helios versendet; aber sie beschädigen nicht, wenigstens noch nicht im Mai. Das Licht dieses Himmels berauscht die Seele, wie Trank perlenden Weines: man schlürft und atmet es gierig ein; es zehrt die Nebel im Gemüt auf, jene giftigen Dünste, welche in den Nordlandmenschen grundlose Stimmungen erzeugen, Qualen der Einbildung, den Spleen und den Weltschmerz und den verzweifelten Humor. Das Licht ist Freude, es entfesselt die Seele, und es setzt sie unmittelbar in Verbindung mit dem Universum, wie die Musik. Wenn die Sonne dort unten so recht heiß scheint, ist es mir immer als setzten sich Flammen an Seele und Leib, wie Fittiche, welche beflügeln und heben. Es ist wol eine menschen- und götterwürdige Religion gewesen, der Sonnendienst der Perser, und jener Apollocultus, welchem Hellas seine Cultur verdankt.

Und darf man es den Hohenstaufen verargen, daß sie dieses sonnige Land, ihr apulisches Reich, nicht missen konnten, daß sie immer wieder darum kämpften bis auch der letzte ihres großen Geschlechts erschlagen lag?

Hinauf reitend über die grünen Hügel, hatte ich das wunderbare Schloß stets vor Augen, dessen gelbe Massen

sich immer deutlicher gestalteten. Dieses vereinsamte Denkmal einer großen Vergangenheit ruft keine Erinnerungen an Schlachten und Kriege, an höfische und politische Frevel, an Ränke von Päpsten und Pfaffen hervor: vielmehr gilt unser Besuch den friedlichen Räumen, wo der geniale Kaiser sich den Studien in ländlicher Stille und den Freuden der Jagd hingegeben hat. Und doch fallen selbst in dieses schöne Bild finstere Schatten, die es zerstören; denn es sind die letzten Hohenstaufen, die unglücklichsten Enkel Friedrichs II., die Söhne Manfreds, welche uns in diesem Schloß entgegentreten, ihre Ketten zeigen und ihre namenlosen Leiden klagen.

Ich wußte, daß Castel del Monte das am besten erhaltene Schloß Friedrichs II. ist; denn seine Paläste in Foggia, in Capua und Lucera und seine schönen Lustschlösser zu Castel Fiorentino und am Lago Pesole sind zerfallen. Trotzdem war ich überrascht dieses herrliche Gebäude in einem viel besseren Zustande zu finden als ich erwartet hatte. Es ist innen verwüstet, außen stellenweise beschädigt, aber keineswegs eine so verzweifelte Ruine wie das heidelberger Schloß. Vielmehr steht die ganze Masse mit Mauerflächen und Türmen fast überall bis zu der ursprünglichen Höhe aufrecht, sodaß das Ganze noch heute nahezu den Eindruck der Vollendung macht.

Das Schloß ist ein Achteck. An jeder Ecke steht ein stumpfer runder Turm von so mäßiger Höhe, daß er nur um ein Weniges den Kranz der Wandflächen überragt. Das Material ist der Kalkstein des Hügels selbst, ein Stein von schöner hellgelber Farbe, zu Quadern geschnitten und auf das sauberste zusammengefügt. Das Ganze sieht

vollkommen aus, wie ein Marmorbau. Es hat nichts was einer Festung ähnlich ist.

Die Formen sind von einer classisch zu nennenden Einfachheit und Reinheit, welche Erstaunen erregt und einen hohen Begriff von der hohenstaufischen Architektur in diesem Lande gibt. Sie war offenbar vom Ideal des Altertums durchdrungen. Man glaubt hier ein Bauwerk der Frührenaissance vor sich zu sehen. Das schwere burg=artige Wesen ist vollkommen überwunden, die Gothik selbst durch antikes Formgefühl abgeklärt. Denn gothisch oder halbgothisch sind Fenster und Portale, aber deren Spitz=bogen sind mit antikisirenden Gesimsen, Fronten, Pilastern und Säulen in Verbindung gebracht.

Es ist nicht leicht möglich einen architektonischen Gedanken mit mehr mathematischer Regelmäßigkeit durchzu=führen als es hier geschah, wo das einfachste Grundsystem die edelste Durchbildung in reichen Einzelheiten empfangen hat, ohne ins Phantastische überzugehen. Alles ist har=monisch zusammengedacht, streng zusammengehalten, auf ein und dasselbe Princip bezogen, luftig und leicht, elegant und zugleich von starker Gediegenheit.

Der Gedanke war: ein Achteck um einen Hof zu stellen, dieses mit Rundtürmen zu stützen und zwei Geschosse zu bilden, wovon jedes acht Säle enthielt.

Zwischen je zwei Türmen ist ein gothisches Fenster angebracht. Der Eingang liegt auf der östlichen dem Meere zugewendeten Seite zwischen zwei Türmen: ein schönes marmornes Portal von classischen Formen des Gesimses und der Säulen aus rotem Marmor, welche zwei sauber gearbeitete Löwen aus demselben Brecciastein tragen. Zwi=

schen ihnen öffnet sich das gothische Bogentor. Darüber steht das größeste der Schloßfenster, welches in der Mitte von zwei kleinen Säulen geteilt wird, während alle übrigen nur je eine Säule haben.

Durch dieses Portal gelangt man in das Untergeschoß von acht zusammenhängenden Sälen. Diese, je zwanzig Schritte lang und zwölf Schritte breit, werden in den vier Ecken von starken Halbsäulen aus roter Breccia mit korinthisirenden Capitälen getragen; auf ihnen setzen die Rippen der Spitzbogen an, welche das Kreuzgewölbe bilden. Ein marmorner Sockel zum Sitzen umzog ursprünglich die Wände dieser herrlichen Gemächer, welche alle eine Bekleidung von weißem und rosigem Marmor hatten. Dieser Schmuck, wie der getäfelte Marmorboden, ist überall abgerissen, und nur noch hie und da sind Spuren davon erhalten. Die Gewölbe waren mosaicirt. Die Thüren der Säle sind mit rotem Marmor eingefaßt. Große Fenster nach dem Hof, in antikisirenden Formen, geben den Sälen Licht, während in diesen achteckigen Hof selbst aus dem Untergeschoß drei kleinere Ausgänge führen, alle von ogivaler Form, aber nicht von einer und derselben Bildung. Mitten im Hofe liegt eine jetzt verschüttete und vom Pflanzenwuchs überdeckte Cisterne.

Aus diesem Untergeschoß steigt man auf steinernen Wendeltreppen der Türme zu den oberen acht Sälen, und diese bildeten die Wohnung des Kaisers. Ihre räumliche Anlage entspricht den unteren, aber sie zeichnen sich durch größere Pracht der Ausschmückung aus. Statt der roten Halbsäulen stützen hier in den Ecken jedes Saales Bündel von drei weißen Marmorsäulen mit zusammengesetzten

Capitälen das Kreuzgewölbe. Nicht jeder Saal hat ein nach dem Hof führendes Fenster. Ich fand fünf Säle ohne solches. In einem sieht man noch die Reste des Marmorkamins; in einem andern eine trichterartige, nach dem Untergeschoß führende Vertiefung, welche als Sprachrohr gedient zu haben scheint.

Die Fenster nach außen haben eine tiefe, mit roter Breccia ausgelegte Brüstung. Sechs marmorne Stufen führen in dieser zu einem Sitz oder Sockel von Stein, auf welchem man die Aussicht genießen kann. Ich bemerkte schon, daß das größeste Fenster über dem östlichen Portal steht. Es gehört dem oberen Saal dieser Richtung an, welcher nicht wie die anderen Säle zwei Thüren, sondern nur eine hat, demnach die ganze Reihe der Gemächer schließt. Dieser Saal war ohne Frage das Prunkgemach und der Lieblingsaufenthalt des Kaisers. Er wird ihn, wie das ganze Jagdschloß, mit aller Pracht damaliger Zeit ausgerüstet haben. Friedrich II. liebte den Luxus des Morgenlandes. Die kostbarsten Seidenstoffe, Teppiche und Gewänder brachten ihm Gesandte des Orients zum Geschenk, oder lieferten ihm seine Handelsschiffe oder seine Fabriken in Palermo. Wir wissen nicht wann und wie oft er sich in Castel del Monte aufgehalten hat, und ob er hier auch von seiner Gemalin begleitet war. Die Menge der Gäste im Schlosse selbst konnte niemals sehr groß sein; denn sechzehn Säle würden nicht ausgereicht haben, ein zahlreiches Gefolge zu beherbergen.

Wenn der große Hohenstaufenkaiser sich in der Fensterbrüstung jenes Saales niederließ, um Meer und Landschaft zu seinen Füßen zu betrachten, lag vor ihm sein Lieblingsland Apulien, ein herrliches Gefilde, eine unabsehbare,

zum Meer gesenkte Terrasse, bedeckt mit blühenden Gärten und Feldern, erfüllt von Herden, übersäet mit Schlössern und betürmten Städten. Hier zogen an seinem Blick vorüber Hellenen, Römer, Carthager, Byzantiner, Gothen, Langobarden, Saracenen und Normannen, deren Erbe sein Vater Heinrich VI. durch Constanza von Sicilien geworden war. Auch aus seinem eigenen Leben kamen ihm hier zahllose Erinnerungen entgegen; mit tiefem Nachdenken wird er zumal das Meer dort unten betrachtet haben, wo er sich, mit dem Bann der Kirche beladen, nach Jerusalem eingeschifft hatte und von dort heimgekehrt war — der erste Monarch der sich über die einseitigen Zwecke der Kirche und ihrer Kreuzfahrten erhoben hatte.

Die acht Türme des Schlosses treten weit aus den Ecken desselben vor. Vier von ihnen enthalten kleine sechseckige gewölbte Kammern; die Türme selbst haben nur den Durchmesser von zwanzig Fuß. In der Fensterscharte eines derselben fand ich drei rosenrote Vogeleier, größer als solche einer Taube. Sie lagen frei auf dem nackten Stein nebeneinander, und von einem Nest war nichts zu sehen. Dieser Fund machte mir große Freude: es waren Falkeneier. Der Raubvogel, welcher sie hier niedergelegt hatte, stammte unzweifelhaft in gerader Linie von einem Edelfalken Friedrichs II. Wer das nicht für wahr hält, versuche einmal meinen Irrtum nachzuweisen. Wir nahmen unsern Schatz auf dem Rückwege mit nach Palese, aber nur ein Ei brachten wir unzerbrochen heim.

Zwei Türme haben noch ihre steinerne Wendeltreppe, auf welcher man zum Dach des Schlosses oder zu der Terrasse aufsteigt, die aus Steinplatten gebildet ist. Alle

Türme sind stumpf; ich bezweifle überhaupt, daß sie jemals Aufsätze, sei es Kuppeln oder Spitzen, getragen haben. In jedem befindet sich oben eine Regencisterne.

Von diesem Dache aus stellt sich den Blicken ein ganz unvergleichliches Panorama von Meer und Land dar; hier stehend, begreift man warum das Schloß das Belvedere Apuliens genannt wird. Der ganze Küstensaum, von dem großartig hingelagerten Vorgebirge des Monte Gargano und von Sipontum oder Manfredonia bis zu den duftumschleierten Gestaden von Bari, Monopoli und Brindisi, liegt vor dem Beschauer da. Am Meeresufer sieht er eine lange Reihe von zum Teil uralten und berühmten Städten, die Hafenstädte Apuliens oder die Landstädte des Innern von Lucera bis nach Canosa und Ruvo. Landwärts ragen die purpurnen Gebirge der Basilicata mit dem prachtvoll geformten ausgebrannten Vulcan Monte Vulture bei Melfi, und zur Rechten zieht sich die wild zerklüftete Kette der Murgie fort.

Vergebens suchte ich im Schlosse nach Inschriften hohenstaufischer Zeit. Nur an den Wänden des Hofes gibt es einige aus der Epoche der Balzo oder der Caraffa, doch sind sie unlesbar geworden. Die Marmorbüste des Pier delle Vigne, welche daselbst früher gezeigt worden sein soll, habe ich nirgends mehr entdecken können. Ebenso wenig sah ich die Reste einer kleinen Statue in Relief, welche den Kaiser selbst vorgestellt haben soll, und von Demetrio Salazaro neuerdings als ein vorzügliches Werk beschrieben worden ist.[1] Hoch an einer Mauer im Hofe

[1] Notizie storiche dal Palazzo di Federico II. a Castel del Monte, Napoli 1875.

sieht man ein geschwärztes und verstümmeltes Relief, dessen Figuren zu unterscheiden mir nicht möglich war. Es soll ein Weib vorstellen, welches furchtsam vor einer Gruppe von Kriegern dasteht. Darunter befindet sich eine rätselhafte Inschrift, Siglen, die nicht zu entziffern sind.

Man behauptet, daß Castel del Monte schon vor der Zeit Friedrichs II. als eine Burg bestanden hat. Erst sollen die Langobarden auf der Spitze des Hügels eine Kriegswarte angelegt und dieselbe Guardia Lombarda genannt haben;.dann sollen die normannischen Herzoge hier ein Schloß gebaut und ihm den Namen Bellomonte gegeben haben. Nach dieser durch nichts verbürgten Ansicht hätte der Kaiser Friedrich jenes Normannenschloß nur verschönert. Wie aber Castel del Monte heute vor uns steht, ist es in allem Wesentlichen das Werk eines und desselben Künstlers, einer und derselben Zeit, und so aus einem Gusse, daß sich, wenige Aeußerlichkeiten abgerechnet, verschiedene Bauepochen daran nicht nachweisen lassen. Als Zeit der Erbauung ergibt sich, wenigstens nach einem am 29. Januar 1240 aus Gubbio datirten Decrete Friedrichs zu schließen, eben dieses Jahr. Der Architekt des schönen Schlosses ist unbekannt geblieben; wüßten wir seinen Namen, so würde ihm dieser classische Bau die Unsterblichkeit gesichert haben.

Von Nebengebäuden fand ich keine Spur; daß aber solche dort standen, ist unzweifelhaft. Denn wie hätten die den Kaiser begleitende Dienerschaft, wie sein Jagdtroß und seine Pferde anders untergebracht werden können? Im Schlosse selbst gibt es keinen einzigen Raum dafür. Da nun die Spitze des Hügels keine hinreichende Fläche

darbietet um darauf noch andere Gebäude hinzustellen, was auch ohnehin den Zweck und die architektonische Wirkung des Schlosses würde beeinträchtigt haben, so muß man annehmen, daß solche tiefer unten am Berge lagen. In der Hohenstaufenzeit lag zu den Füßen des Berges in einem kleinen Orte Casale di Castro genannt, eine Benedictinerkirche, Santa Maria del Monte. Nach ihrem Namen wurde bisweilen schon zu Friedrichs Zeit, dann aber stets seit Karl von Anjou das Schloß selbst genannt; es hieß nicht mehr Castrum Montis, sondern Castrum Sanctæ Mariæ, mit und ohne Zusatz Montis.

Nach dem Tode Friedrichs erbte das Schloß als Krondomäne sein Sohn Konrad. Die Ueberlieferung in Andria behauptet sogar, daß er in demselben geboren und seine Mutter Jolanta hier gestorben war. Jedenfalls wird Konrad IV. von Barletta und Trani aus, wo er urkundlich im Winter des Jahres 1252 und im Mai des folgenden gewesen ist, sowol das Grab der Kaiserin in Andria als das Schloß seines Vaters besucht haben. Es ist freilich auffallend, daß sich von keinem der Hohenstaufenfürsten ein aus Andria oder aus Castel del Monte datirtes Schreiben findet; dies zeigt, daß ihr dortiger Aufenthalt entweder nie ein langer oder doch stets ein von Staatsgeschäften unbelästigter gewesen ist. Manfred hat nachher das von seinem Vater erbaute Schloß am Lago Pesole allen anderen Villen vorgezogen, aber deshalb ist an seiner Anwesenheit in Castel del Monte nicht zu zweifeln. Und hier sollten einst seine eigenen Kinder in Ketten schmachten!

II.

Ich will nun von dem Schicksal der unglücklichen Gemalin Manfreds und seiner Kinder reden, denn die Erzählung davon gehört zum Teil in dieses Schloß.[1]

Nachdem Manfred bei Benevent gefallen war, entwich seine Gemalin Helena mit ihren Kindern aus der Saracenenburg Lucera, wo sie zurückgeblieben war, nach der Meeresküste, um ein Schiff zu besteigen und sich zu ihren Verwandten nach Epirus zu retten. Da Widerwinde unglücklicherweise das Auslaufen der Galere aus dem Hafen Trani verhinderten, begab sich die Königin vertrauensvoll in den Schutz des Castellans der Burg dieser Stadt; hier aber lieferte sie der geängstigte Schloßvogt am 6. März 1266 den nachsetzenden Reitern Karls von Anjou aus.

---

[1] Die Auffindung der Urkunden im Staatsarchiv der Anjou, welche darüber ein freilich nicht vollkommen klares Licht verbreiten, ist das Verdienst neapolitanischer Gelehrten, namentlich des Forges Davanzati, des Del Giudice und des gegenwärtigen Directors des Großen Archivs in Neapel, Camillo Minieri Riccio.

Sie blieb zunächst im Gewahrsam der Burg Trani, sammt ihren Kindern. Diese waren Beatrice, damals sechs Jahre alt, Enrico, vier Jahre alt, und die jüngsten, Federico und Anzolino (oder Enzius).

Einen Monat später ließ der König Karl Helena vor sich bringen, nach Lago Pesole, wo er selbst sich damals befand; der deshalb am 5. April von dort an Pandolfo di Fasanella, den Justitiar der Terra di Bari, erlassene Befehl ist uns noch erhalten. Daß die Gefangene auf dieser peinvollen Fahrt zu dem Verderber ihres Glücks von ihren Kindern begleitet wurde, ist nicht als wahrscheinlich anzunehmen.

Die Witwe Manfreds erschien vor dem herzlosen Sieger in demselben Schlosse, welches jahrelang ihr und ihres Gemals beliebtester Lustsitz gewesen war. Karl hatte sie schwerlich aus Neugierde, oder nur um sich am Anblick ihres Elends zu weiden, vor sich bringen lassen, sondern er mußte dabei irgendeinen politischen Zweck im Auge haben. Da nun aus wenig späteren Briefen des Papstes Clemens IV. und des Königs hervorgeht, daß es sich darum handelte den Infanten Don Arrigo von Castilien mit einer Tochter des Despoten Michael von Epirus zu vermälen, so liegt die Vermutung nahe, daß die Hinüberführung Helenas nach Lago Pesole mit diesem Plan in Verbindung stand.

Don Arrigo, ein Bruder des erwählten römischen Königs Alfonso des Weisen, mit Karl von Anjou nahe verwandt, hatte diesen zu seinem italienischen Eroberungszuge mit großen Summen ausgerüstet, welche ihm nicht erstattet waren. Der König Karl wollte ihn anderweitig

entschädigen und überhaupt den Gläubiger los werden, dessen baldiges Erscheinen von Tunis her in Italien er fürchtete. Er hinterging ihn mit Heiratsplanen und vorgespiegelten Aussichten einer großen Laufbahn im Orient. Die Verhandlungen wegen der Vermälung Don Arrigo's mit einer Tochter des Despoten Michael, des Vaters der Witwe Manfreds, sind unzweifelhaft; aber da diese Tochter in jenen Briefen nicht mit ihrem Taufnamen genannt wird, so ist die neuerdings mit Entschiedenheit aufgestellte Behauptung, daß unter ihr Helena selbst zu verstehen sei, doch nicht zweifellos.

Ein solcher Plan die junge Witwe Manfreds, welche die Insel Corfu und mehrere andere Landschaften in Griechenland als ihr Heiratsgut rechtlich beanspruchte, mit dem kühnen ruhelosen Don Arrigo zu vermälen, konnte wol aus manchen Gründen vom Papst gefaßt werden, aber mit der Staatskunst Karls von Anjou sich niemals vereinigen lassen. Denn gab er diese Verbindung zu, so mußte Helena, selbst wenn nur sie allein, ohne ihre Kinder, die Freiheit erhielt, ihren neuen Gemal unfehlbar zum Prätendenten Neapels machen, während Don Arrigo eines starken Rückhalts an Castilien, an noch anderen Mächten und an den Ghibellinen Italiens sicher war, welchen außerdem sein eigener Bruder Don Federigo, Manfreds Waffengefährte bei Benevent, angehörte. Der Vermälungsplan war kaum minder gefährlich, wenn etwa statt Helena's eine dritte Tochter Michaels die Gemalin des Infanten werden sollte. Eine solche aber ist nicht bekannt; wir wissen nur daß Helena eine Schwester Agnese hatte, welche mit Wilhelm Villehardouin vermält war.

Wir hören nichts weiter über jene rätselhafte Zusammenkunft der unglücklichen Gefangenen mit Karl, und wir kennen auch nicht den Gegenstand der dort ihr gemachten Anerbietungen oder Forderungen.[1] Wenn man glauben will, daß ihr selbst wirklich der Vorschlag gemacht wurde, Don Arrigo ihre Hand zu reichen, während ihr eigener geliebter Gemal Manfred kaum erst einen Monat lang unter dem Steinmal bei Benevent begraben lag, so kam doch diese neue Verbindung nicht zu Stande, entweder weil sie Helena entrüstet von sich wies, oder weil, wenn die Gefangene nicht die moralische Kraft dies zu thun besaß, der Plan durch Karl selbst vereitelt wurde. Der Anblick der Schönheit, der Jugend und des Unglücks seines Opfers rührte nicht das gefühllose Herz des Eroberers, welcher seinen Tron nur behaupten konnte, wenn alle Prätendenten vom Hause Schwaben unfähig blieben ihn jemals einzunehmen. Auch nahm er alsbald Besitz von Corfu und den anderen Ländern Helena's.

Wohin die Königin nach jener Zusammenkunft gebracht wurde, wissen wir nicht; nur die größeste Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie von Lago Pesole sogleich in die Burg zu Nocera gesetzt ward, einer Stadt die zwischen Castellamare und Salerno liegt. Die erste Urkunde, welche

[1] Ich erhalte soeben die neueste Schrift des um die Erforschung der Geschichte Neapels jener Zeit hochverdienten Del Giudice: „Don Arrigo infante di Castiglia, Napoli 1875", und ersehe aus ihr, daß Giudice der Ansicht ist: Karl habe Helena bei dieser Zusammenkunft nichts von dem Heiratsproject gesagt, sondern nur den Verzicht auf Corfu u. s. w. von ihr, doch vergebens, gefordert.

von ihrer dortigen Anwesenheit redet, ist ein Schreiben Karls, datirt aus Capua am 13. März 1267; er ernannte darin zum Burgvogt Noceras den Ritter Radulfo de Faiello, und übertrug ihm zugleich die Bewachung der dort eingeschlossenen Witwe Manfreds, ohne daß ihrer Kinder dabei Erwähnung geschah.

Man hat behauptet, daß Helena sofort von diesen getrennt ward, daß Karl die Söhne Manfreds erst in die Burg Canosa, sodann nach Castel del Monte bringen ließ, während die Prinzessin Beatrice zu Neapel eingekerkert wurde.[1] Eine so teuflische Grausamkeit, diese kleinen Kinder der Mutter zu entreißen, darf dem König Karl wol zugetraut werden, wenn auch die Thatsache selbst, wenigstens für das Jahr 1266, nicht ganz zweifellos erwiesen ist. Es war auch keineswegs ein religiöses oder menschliches Gefühl was den Anjou bewog das Leben der jungen Erben Manfreds zu schonen, da er doch nur eines Winks bedurfte, um ihnen das Schicksal der Kinder Eduards zu bereiten. Er ließ sie leben, weil sie ihm anfangs wegen ihres zarten Alters unschädlich, später aber aus Staatsgründen sogar nützlich erschienen.

Die Königin Helena erlebte in ihrem Kerker zu Nocera die schnellen Erfolge und dann den jähen Fall jenes Kon-

[1] So behauptet Minieri Riccio: „Alcuni fatti riguardanti Carlo I. di Angiò, Napoli 1874", S. 10. Und auch Del Giudice (Cod. diplom. degli Angiovini, I, 124) schließt aus einem königlichen Erlasse vom 2. Juli 1269, den Unterhalt Helena's betreffend, daß sie damals von ihren Kindern schon getrennt war, weil dieser in jenem Schreiben keine Erwähnung geschieht.

radin, welchem ihr Gemal Manfred einst die Krone seines Vaters, Konrads IV., genommen hatte, um sie selbst zu tragen. Wenn der Schloßvogt die Kunde von dem siegreichen Heereszuge Konradins und seines Verbündeten Don Arrigo von Castilien zu ihr dringen ließ, so mußte ihr Herz von Hoffnung und Furcht zugleich bestürmt werden. Denn beim Annahen des jungen Hohenstaufen erhoben sich viele Städte Apuliens für ihn, und auch das getreue Andria zog die Fahne des Hauses Schwaben auf und vertrieb die Besatzung Karls, welche sich nach Castel del Monte flüchten mußte. Wenn nun statt Konradins Karl von Anjou auf dem Schlachtfelde bei Tagliacozzo erlegen wäre, so würden Helena und ihre Kinder entweder die Freiheit erlangt oder durch einen schnellen Blutbefehl den Tod gefunden haben, ehe die Retter vor den Toren des Kerkers erscheinen konnten. Doch das Haupt Konradins fiel in Neapel, und der blutgesättigte Sieger ließ den Kindern Manfreds das Leben, die er nicht mehr fürchtete.

Nur noch ein paar Jahre schmachtete Helena im Kerker zu Nocera. Sie wurde hier mit Kargheit ernährt, doch sind die Vorstellungen derer übertrieben, welche behaupteten: daß Karl von Anjou sie einer Bettlerin gleich behandeln ließ. Die Summe von 40 Unzen Goldes die für den Unterhalt der Königin und ihrer Dienerschaft jährlich ausgeworfen war, konnte freilich nur zur Bestreitung des Nötigsten ausreichen, doch war der Witwe Manfreds wenigstens eine Dienerschaft und der Gebrauch eines Teils ihrer Habe aus früheren Tagen gelassen worden.

Ueber die Zeit, wo die Unglückliche durch den Tod von ihren Qualen erlöst wurde, klärt uns endlich ein Re=

script Karls I. auf. Es ist aus Sutri im römischen Etrurien am 11. März des Jahres 1271 an den Burgvogt Noceras gerichtet, welchem befohlen wird: „Wir gebieten dir, daß du alsbald nach Empfang dieses die dienenden Frauen (domicellas) und die ganze Familie der weiland Helena, der Schwester des Despoten, mit ihren Sachen frei aus dem Schloß Nocera abziehen lässest, ohne daß ihnen eine Kränkung oder Belästigung von irgendwem widerfahren darf. Du sollst ihre Namen und Zunamen dem Magister Nicolaus Buczellus aufschreiben, damit er jene mit einem sichern Geleit dorthin versehen kann wohin sie zu gehen wünschen.“[1]

Dieser Erlaß macht es gewiß, daß Helena im Jahre 1271 in ihrem Gefängniß allein lebte, von ihren Kindern durch die barbarische Grausamkeit Karls von Anjou getrennt; denn unter der „Familie“, von welcher dort gesprochen wird, ist selbstverständlich, und nach altem italienischen Sprachgebrauch, nur die Dienerschaft zu verstehen. Da nun dieser insgesammt der freie Abzug aus dem Schlosse gestattet wurde, so geschah das in Folge des Todes der gefangenen Königin. Die Witwe Manfreds starb, 29 Jahre alt, in den letzten Tagen des Februar oder den ersten des März 1271, und in irgendeiner Kirche Noceras wird man sie begraben haben. Ich suchte in

[1] Das Rescript ist von Del Giudice (Apologia al Cod. dipl.) und neuerdings von C. Minieri Riccio (Il Regno di Carlo I. di Angiò negli anni 1271 e 1272, Napoli 1875) mitgeteilt worden. Helena wird darin Schwester des Despoten genannt, d. h. ihres seit Ende 1267 in Epirus regierenden Bruders, da ihr Vater Michael gestorben war (Del Giudice).

dieser Stadt vergebens nach einer Kunde ihrer Gruft. Niemand weiß dort etwas davon zu sagen, und auch die Burg auf dem Berge über Nocera, worin Helena gefangen saß, ist längst zerfallen und jetzt eine der schönsten Schloßruinen Italiens.

Vom 18. Juli 1271 ist das Inventar der Nachlassenschaft der Verstorbenen datirt, welches der Burgvogt Noceras, Enrico di Porta, auf königlichen Befehl aufgenommen hat. Dieses Schriftstück verzeichnet den Bestand alles dessen was die Königin mit sich in den Kerker hatte nehmen dürfen: Schmucksachen, Perlen und Edelsteine, silbernes Tafelservice, Bronzen, einen Schrank von Elfenbein, die Garderobe, deren meiste Stücke mit dem Zusatz vetus et consumptum, alt und abgenutzt, bezeichnet sind, Teppiche, Mäntel, Kleider von Goldbrocat, fadenscheinige Reste vergangener Herrlichkeit.[1]

Der Tod ihrer Mutter konnte nur der Wendepunkt zu schlimmerem Elend für die unseligen Kinder Manfreds sein, von denen die ältesten jetzt groß genug geworden waren um ihr Schicksal ganz zu begreifen. Und Worte fehlen uns dessen Furchtbarkeit auszusprechen. Wir wissen nicht wo sich die drei jungen Prinzen damals befanden. Selbst ihre Schwester Beatrice war der Mutter entrissen worden, denn auch von ihrer Anwesenheit in Nocera verlautet kein Wort. Erst am 5. März 1272, also ein Jahr nach dem Tode Helena's, wird sie erwähnt als Gefangene im Schlosse San Salvator a Mare zu Neapel, welches heute dell'Ovo heißt.

---

[1] Siehe das Inventar im Anhange.

Beatrice scheint dort mit einiger Schonung oder Rücksicht behandelt worden zu sein; sie empfing zu ihrem Unterhalt täglich zwei Goldtari, und zu ihrer Aufwartung hatte sie eine Dienerin (donzella). Neben ihr saß in derselben Burg gefangen die Tochter des Oheims Manfreds, des Grafen Jordanus Lancia. Dieser einst mächtige und glänzende Mann war bei Benevent gefangen worden, dann aus einem scheußlichen Kerker in Frankreich entronnen und wieder aufgegriffen, worauf man ihm auf Befehl des Königs die Augen ausgestochen und Hand und Fuß abgehauen hatte, sodaß er seiner Qual durch Erhungern ein Ende machte.

Das Castel dell'Ovo war damals sowol ein Staatsgefängniß als auch wegen seiner entzückenden Lage im Meer ein beliebtes Lustschloß der Anjou. Zur Zeit als Beatrice darin gefangen saß, wohnten daselbst junge Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses. Und seltsamerweise saß in einem Verließ desselben Castells zugleich ein Mann, welcher sich für den König Manfred ausgegeben hatte und im Jahre 1273 ergriffen worden war. Dieser falsche Manfred wurde später im Castel del Monte eingesperrt.

Nichts verlautet unterdeß von den Brüdern Beatrice's. In den Registern des Hauses Anjou findet sich während der ganzen Regierung Karls I. keine Erwähnung von ihnen. Offenbar wollte der König den Glauben verbreiten, daß sie gestorben seien. Und selbst unter der Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Karl II. datirt die erste Spur ihres Daseins vom Jahre 1291, wo sich die drei Prinzen nachweislich im Castel del Monte befanden.

Doch wo sonst sie während dieser langen Jahre ge-

wesen waren, wissen wir nicht. Actenstücke des Jahres 1284, welche das Castel del Monte und seine Staatsgefangenen betreffen, erwähnen ihrer mit keinem Wort; weil aber dieses Stillschweigen seine Gründe hatte, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß die Söhne Manfreds sich damals noch nicht in diesem Lustschloß ihrer Ahnen befunden haben. Vielmehr würde nichts der Annahme entgegentreten, daß sie schon seit langen Jahren gerade in diesem festen Schloß gefangen saßen.

Unterdeß brach die große Katastrophe herein, welche plötzlich als rächende Nemesis über den Tyrannen Karl von Anjou das Gericht hielt: die sicilianische Vesper. Die heldenmütigen Sicilianer erhoben sich im Jahre 1282: sie gaben die Krone ihres Landes Don Pedro von Aragon, dem Gemal Constanza's, der Tochter Manfreds aus seiner ersten Ehe mit Beatrice von Savoyen. So erschienen die Hohenstaufen wieder in Sicilien als ein aragonisches Königshaus. Der Erbprinz und Sohn Karls I. wurde zwei Jahre später, am 5. Juni 1284, in der Seeschlacht im Golf Neapels geschlagen und selbst gefangen. Der siegreiche Admiral der Sicilianer, Ruggieri Loria, erschien sofort vor dem Castel dell'Ovo, und er erzwang hier die Auslieferung der Tochter Manfreds. So wurde die Prinzessin Beatrice nach einer achtzehn Jahre langen Gefangenschaft erlöst, im Triumph nach Messina gebracht und dort von ihrer Schwester, der Königin Constanza, in Empfang genommen. Diese vermälte sie bald darauf mit Manfred, dem Sohne des Markgrafen von Saluzzo.

Von den Kindern des Königs Manfred erlangte sie allein die Befreiung. Daß aber die drei Prinzen damals

im Juni des Jahres 1284 sich nicht mit ihr im Castel dell'Ovo befanden, ist klar; denn waren sie dort, so würde wol Beatrice ohne ihre unglücklichen Brüder die Burg nicht verlassen, eher die Fortsetzung ihrer eigenen Gefangenschaft vorgezogen haben. Und gerade hier hätte auch der Admiral die Befreiung der Prinzen fordern müssen, trotz der aragonischen Staatsgründe, welche später deren Erlösung verhinderten.

Die Söhne Manfreds waren nach dem Tode Konradins die einzigen legitimen Erben der staufischen Rechte; deshalb forderte weder Loria ihre Auslieferung aus der uns nicht bekannten von Neapel entfernten Burg, wo sie damals gefangen gehalten wurden, noch that dies Don Pedro, obwol Leben und Tod des Erbprinzen Karl in seiner Gewalt lagen. Aber wenigstens wurde ihr eignes Leben durch die Gefangenschaft dieses Prinzen gerettet, denn sein Vater Karl I. durfte es jetzt nicht wagen, die Kinder Manfreds umzubringen. Der grausame Despot starb, in Wut und Verzweiflung, zu Foggia am 7. Januar 1285.

Erst im November 1288 erlangte sein Nachfolger Karl II., hauptsächlich durch die Vermittelung des Königs von England, seine Befreiung aus dem Gefängniß in Catalonien; aber unter den Bedingungen, welche ihm dabei auferlegt wurden, befand sich keine die das Schicksal der Söhne Manfreds betraf. Don Giacomo, der Sohn des im Jahre 1285 verstorbenen Königs Pedro und Constanza's, wurde als Herr Siciliens anerkannt: die Kinder Manfreds blieben in ihrer Kerkernacht.

Es ist ein unauslöschlicher Schimpf für diese ersten Aragonen Siciliens, daß sie ihre unglücklichen Verwandten

hülflos verschmachten ließen. Selbst ihre Schwester, die Königin Constanza, that nichts für sie. Sie kam im Jahre 1297 nach Rom, und hier schlossen die feindlichen Häuser Anjou und Aragon Frieden und Familienverschwisterung. Die Tochter Manfreds vermälte ihre eigene Tochter Violanta mit Robert von Neapel. Unter dem Lärm jener Versöhnungsfeste ward der verhungernden Söhne Manfreds nicht oder nur mit Kälte und wahrscheinlich nur so weit gedacht, daß man die Stimme des Gewissens mit einigen Bitten um Erleichterung ihrer Haft beschwichtigte. Und doch war die Königin Constanza, welche der Papst absolvirt hatte, zur bigoten Betschwester geworden: als solche starb sie im Jahre 1302 zu Barcelona.

Zu ihrer Entschuldigung wollen wir annehmen, daß sie den Forderungen gegenüber, welche ihr der Papst, Neapel und Aragon entgegenstellten, machtlos blieb, und außerdem: die Religion der Großen reicht nur bis dorthin wo die Staatsgründe anfangen, denn weiter hinaus wird Religion zur Torheit!

Um alle Hoffnungen getäuscht, welche die Ereignisse seit der sicilischen Vesper in ihnen erweckt haben mußten, hatten jetzt die drei Söhne Manfreds keine andere Zukunft vor sich, als ewige Gefangenschaft, wie einst ihr edler Oheim Enzius.

Im Castel del Monte saßen zu jener Zeit andere erlauchte Gefangene, alte Ghibellinen, Freunde und Verwandte des staufischen Hauses. Das waren der berühmte Infant Don Arrigo von Castilien, Exsenator Roms, seit dem Jahre 1267 der erbitterte Feind Karls von Anjou, und ferner Corrado, der Sohn des Grafen Richard von

Caserta und Violante's, einer natürlichen Tochter des Kaisers Friedrich II. Beide edle Herren, die Waffenbrüder Konradins, waren nach der Schlacht bei Tagliacozzo als Gefangene in die Burg zu Canosa gesetzt worden (diese durch den Normannenhelden Boemund berühmte Stadt liegt nur zwei Stunden von Andria entfernt und ist von Castel del Monte her sichtbar), und dort waren sie bis zum Anfange des April 1277 geblieben; denn am 28. März dieses Jahres erließ der König Karl I. einen von Bari datirten Befehl, jene Gefangenen nach Castel del Monte hinüberzuführen.

Der Infant war durch Donna Blanca, die Mutter Karls, dessen naher Verwandter, und nur dieses Verhältniß, wie die Verwandtschaft mit anderen mächtigen Königen, hatte ihn vor dem Tode geschützt: aber keine noch so dringende Verwendung der Monarchen Spaniens, Frankreichs und Englands vermochte den König seinem Vetter die Freiheit zu schenken.

Wir besitzen noch Antworten Karls auf solche Bittgesuche und einige Rescripte, welche unter Anwendung größester Vorsicht den Besuch des Gefangenen durch Personen gestatteten, die namentlich vom aragonischen und englischen Hof abgeschickt worden waren, um sich von dem Zustand des Infanten zu überzeugen.

Don Arrigo bezog, wie der Graf von Caserta, zu seinem täglichen Unterhalt drei Goldtari; auch hatte er zwei Diener zu seiner Aufwartung. Dagegen war für jeden der Prinzen nur die klägliche Summe von 54 Gran täglich ausgesetzt, und von Dienern für sie ist keine Rede.

Endlich gelang es doch den Bemühungen des Königs

Eduard von England die Befreiung des Infanten zu erwirken, welcher der leibliche Bruder seiner Gemalin Donna Eleonore von Castilien war. Am 5. Juli 1291 befahl Karl II. seinem Stellvertreter, dem Grafen von Artois, Don Arrigo aus Castel del Monte zu entlassen.

Der unglückliche Infant konnte endlich in sein Vaterland Castilien zurückkehren, und dort starb er, von seinen Leiden und Schicksalen nicht gebeugt, hochangesehen, im Jahre 1304.

Im Castel del Monte blieb zurück sein Unglücksgenosse Corrado, der letzte vom alten Grafenhause Caserta, nebst seinem Weibe Catarina di Gebenna, bis auch diese beiden im Jahre 1304 die Freiheit erlangten.

Nur der Söhne Manfreds erbarmte sich niemand. Wie bemerkt worden ist, wird ihrer in königlichen Erlassen erst des Jahres 1291 Erwähnung gethan, und zwar als Gefangener im Castel del Monte.

Sollen wir uns in diesem Schlosse irgendeinen der Säle des Ober- oder Untergeschosses als das Gefängniß der armen Prinzen denken? Ein menschlich fühlender Schloßvogt mochte das den Enkeln eines Kaisers, den Kindern eines Königs gönnen; aber ich glaube, daß selbst Karl II. diese Räume für die Söhne Manfreds zu groß und schön gefunden hat, und daß er sie in den kleinen Turmgemächern einsperren ließ. Denn auch dieser König, welcher doch selbst die Bitterkeit der Gefangenschaft, obwol in anständigem Gewahrsam, erfahren und alle Mächte Europas um seine Befreiung angefleht hatte, war so gefühllos, daß er diese Prinzen, die schuldlosesten unter allen seinen Staatsgefangenen, fortdauernd in Ketten hielt. In

Ketten waren sie groß geworden; aus Kindern Jünglinge, aus Jünglingen Männer werdend, hatten sie an dem veränderten und zunehmenden Gewicht der Eisenlast das Wachstum ihres Leibes und Leidens ermessen können. Wie Bettler waren sie gekleidet und genährt, und sicherlich ließ man sie absichtlich in Unwissenheit und Elend zu Idioten werden. Spätere Berichte wollen sogar wissen, daß man sie geblendet und verstümmelt hatte; doch die Wahrheit dieser Angaben entzieht sich unserm Urteil, auch machen sie einige Rescripte des Königs nicht glaubwürdig.

Am 18. Juni 1295 befahl Karl II. von Anagni aus seinem Reichsvicar und Sohne Karl ihm unverzüglich die Kinder Manfreds zu schicken. Dieses Rescript lautet: „Gewisse Gründe machen es im Augenblick rätlich, daß Heinrich, Friedrich und Enzius, die Söhne Manfreds, weiland Fürsten von Tarent, welche in unserem Castel Santa Maria del Monte eingekerkert sind, aus diesem Gefängniß befreit werden. Wir befehlen Dir daher den genannten Heinrich und seine Brüder ohne Verzug und wolbehalten aus dem vorgenannten Schloß zu uns zu schaffen, sie aus dem Kerker zu befreien und sofort unter sicherer und curialer Bedeckung zu uns zu befördern. Wir aber befehlen gleichzeitig durch andere Briefe dem Ritter Stormito de Guagnonville, dem Vogt des genannten Schlosses, alle Gefangenen unserem Boten zu übergeben."

Um diesen überraschenden Befehl zu erklären, muß man wissen, daß zu jener Zeit der Papst Bonifacius VIII., zu welchem sich der König Neapels begeben hatte, den Frieden zwischen diesem und Jakob von Aragon, dem Sohne Constanza's, vermittelte. In Folge dieser Uebereinkunft ver-

zichtete der damals hart bedrängte aragonische König auf den Besitz Siciliens, was freilich die Sicilianer sich nicht gefallen ließen. Demnach war jener Befehl Karls II. auf Grund einer ihm vom aragonischen Hof auferlegten Bedingung erlassen worden, denn nach dem Verzicht auf Sicilien mußten für diesen Aragonen die Ansprüche der legitimen Erben Manfreds bedeutungslos sein.

Wir wissen nicht, ob und in welcher Weise dem Rescript des Königs Karl Folge gegeben wurde. An Freilassung der drei Prinzen war nicht zu denken; denn wurden sie auch ihrem Kerker augenblicklich entnommen, so behielt sie doch Karl II. noch als Pfänder in Gewahrsam bis die Friedensartikel thatsächlich ausgeführt waren. Sie kamen aber nicht zur Ausführung, denn Don Federigo, der Bruder Jakobs von Aragon, sagte sich alsbald von diesem und seiner furchtsamen Politik los, und schon am 25. März 1296 ließ er sich in Palermo krönen.

Die Söhne Manfreds blieben daher, um ihre Hoffnungen betrogen, in Castel del Monte, oder sie kehrten dorthin, nach einer kurzen Veränderung ihres Orts, zurück.

Hier finden wir sie wiederum im April des Jahres 1297; denn am 25. dieses Monats erließ Karl II. an den Schloßvogt folgendes aus Neapel datirte Rescript: „Wir befehlen Euch durch dieses, daß Ihr Heinrich, Friedrich und Azolin, die Söhne des ehemaligen Fürsten Manfred, welche in dem genannten Schloß in Ketten gehalten werden, augenblicklich von diesen Ketten befreiet und sie ehrenvoll behandelt, wie es sich geziemt. Und weil es heißt, daß einer derselben krank ist, so sollt ihr irgendeiner Person zu seiner Pflege in angemessener Weise den Zutritt er=

lauben. Wir gestatten auch, daß Fra Matteo von Matera vom Orden der Minoren zu den vorgenannten Brüdern ungehindert Eingang habe. Doch sollt Ihr nichtsdestoweniger sie unter sorgsamer Wache halten."

Auch dieser Befehl war die Wirkung von Friedensverhandlungen zwischen Neapel und Aragon und des Congresses der betreffenden Fürsten in Rom. Denn dorthin hatte sich der König Jakob schon am Ende des März 1297 begeben, und ihm war Donna Constanza mit ihrer Tochter gefolgt, welche sie in Rom dem Prinzen Robert von Calabrien zuführte. Auch sollte Don Federigo, von dem sich die Mutter abgewendet hatte während er den Krieg wider seinen Bruder Jakob mannhaft fortsetzte, bewogen werden Sicilien in friedlichem Vertrag an Neapel abzutreten. Man erkennt demnach, daß die geringe Milderung des Schicksals der gefangenen Prinzen alles war, was ihre Schwester Constanze damals für sie zu erreichen wagte — und dieser Tropfen des Erbarmens mußte centnerschwer auf ihrer Seele wiegen. Wie tief beschämte sie nicht der Gedanke an Eleonore von Castilien, welche die Befreiung ihres Bruders Don Arrigo mutig durchgesetzt hatte, während ihre eigenen Brüder in Ketten verschmachteten.

Die Prinzen blieben im Kerker, denn Federigo behauptete Sicilien. Warum aber wurden die Unglücklichen nicht befreit, nachdem derselbe König im Jahre 1302 mit Neapel Frieden gemacht hatte? Wir wissen es nicht, oder vielmehr wir wissen es. Staatsgründe! was mehr?

Da sind noch ein paar Rescripte, jene Unglücklichen betreffend. Am 5. Mai 1298, wo die Prinzen bereits

zweiunddreißig lange Jahre im Kerker zugebracht hatten, erinnerte sich Karl II. plötzlich, daß es seiner königlichen Majestät keine Ehre bringe, wenn die Kinder Manfreds vor Hunger sterben. Er befahl dem Schloßvogt sie besser zu nähren. Man kann sich nicht eines Wutanfalls erwehren, wenn man dieses königliche Schreiben liest, dessen Anfang lautet: „Es gereicht nicht zur Ehre des Königs, was die Söhne Manfreds, weiland Fürsten von Tarent, und Konrads, ehemals Grafen von Caserta betrifft, welche im Castel Santa Maria del Monte eingekerkert gehalten werden, nämlich wenn sie aus Mangel des Unterhalts, den sie nach Mandat der Curie durch Dich erhalten sollen, vor Hunger umkommen (fame peribunt), da ihnen die Einsperrung im Kerker und das Schmachten (maceratio), welches sie so lange Zeit erduldet haben, genug ist."

Ein Jahr später erfolgte das letzte uns erhaltene Rescript desselben Königs, die Gefangenen betreffend. Am 25. Juni 1299 erließ er an den Ritter Guillaume de Ponciac folgenden Befehl: „Wir haben in anderen Schreiben dem Ritter Giovanni Piciecο, unserem Burgvogt zu Santa Maria del Monte, befohlen, daß er auf Deine Requisition die Söhne Manfreds, weiland Fürsten von Tarent, welche im vorgenannten Schlosse eingekerkert sind, ohne weiteres befreie und also frei dieselben Dir überweise. Deshalb befehlen wir Dir, daß Du im Angesicht dieses den genannten Castellan aufforderst jene zu entlassen. Jedem von ihnen sollst Du eine passende Kleidung machen lassen, und sollst sie dann unter der Führung eines Ritters oder einer anderen geeigneten Person zu uns schicken, nachdem Du ihnen Pferde gegeben hast, auf denen sie reiten, und

die man am Riemen führen soll, und so viel Geld als nötig für sie ist bis zu ihrer Ankunft bei uns in Neapel."

Der weite Ritt von Castel del Monte nach Neapel, durch das schöne Land ihrer Väter, ihr eigenes rechtmäßiges Erbe, im heißen Sonnenbrande, mußte für diese armen Gefangenen höchst qualvoll sein, obwol ihnen hier zum ersten mal während eines hinter Kerkermauern hingebrachten Menschenalters der längere Genuß von Luft und Licht gewährt wurde. Wenn sie sich mit der Hoffnung trösteten, daß endlich die Stunde der Befreiung geschlagen habe, und daß der König sie ihren aragonischen Verwandten ausliefern werde, so wurde dieselbe alsbald bitter getäuscht. Denn Karl II. ließ die Gefangenen in das Castel dell'-Ovo setzen, dasselbe, in welchem ihre Schwester Beatrice lange Zeit eingekerkert gewesen war.

Die letzten legitimen Erben Friedrichs II. hatten in der von neuen Machtverhältnissen geregelten und von neuen Dynastien in Besitz genommenen Welt keinen anderen Platz mehr als den Kerker, worin sie sterben sollten. Es forderte sie niemand aus den Händen ihres Quälers, weder Aragon noch der deutsche Kaiser vom Hause Habsburg, welcher die Majestät des Reiches dem Machtgebot der Kirche schmachvoll unterworfen hatte. Schon Rudolf von Habsburg hatte feierlich geloben müssen, niemals an dem König von Neapel wegen der Hohenstaufen Rache zu nehmen, und zur Verleugnung jeder praktischen Erinnerung an diese wurde auch Albrecht gezwungen. Kein Papst erhob je seine Stimme zu Gunsten der Unglücklichen; denn erbarmungslos und mit jener kalten hochmütigen Genugthuung, mit welcher Priester auf die zufällige Erfüllung

ihrer Flüche blicken, ließ die Kirche das erbfähige Geschlecht Friedrichs II. bis auf den letzten männlichen Sprossen umkommen, weil sie selbst dieses ganze Geschlecht als „die giftgeschwollene Vipernbrut“ verflucht hatte.

Die Söhne Manfreds waren im vollsten Sinne von der Welt verlassen und vergessen. Ihr Ende ist unbekannt. Es gibt darüber nur Sagen oder Vermutungen, die sich auf nichts Thatsächliches gründen. Federigo und Enzio sollen zuerst gestorben sein; nach einer Volkssage in Canosa bezeichnete man sogar im Dom dieser Stadt, nicht weit von der Gruftcapelle des Fürsten Boemund, zwei Steine als die Gräber jener Söhne Manfreds. Andere Sagen berichten, daß Federigo glücklich noch Aegypten entronnen sei. Der älteste der Prinzen endlich, Henrico, soll noch im Jahre 1309 im Castel dell'Ovo gelebt haben, und dann, erblindet und alt geworden, unter der Regierung des Königs Robert gestorben sein.

Dies war das Loos der Söhne Manfreds. Das an ihnen verübte Verbrechen schändet die Anjou, jene grausamen Söldlinge des Pfaffentums mit frommen Heuchlermienen, mehr als die Hinrichtung Konradins.

*

Ich habe schon bemerkt, daß Castel del Monte seit den Anjou mit der Grafschaft Andria vereinigt blieb. Schon Karl I. hatte das Schloß stärker befestigen lassen, und mit einer Wache von dreißig Mann versehen. Diese Befestigungen werden in Mauern und Wällen bestanden haben, von denen heute keine Spur übrig geblieben ist. Das Schloß dauerte sodann als Besitztum der Balzo, der Aragonen und der Caraffa fort. Es blieb im wohn=

lichen Zustande noch lange Zeit. Wir lesen, daß der König Ferdinand I. von Aragon im Jahre 1459 einen Monat lang im Castel del Monte wohnte, als er sich in Barletta krönen ließ.

Erst nach der Verwüstung Andrias durch Lautrec soll das Schloß nicht mehr bewohnt worden sein; die erste Zerstörung, die es erlitt, mögen ihm damals die Franzosen zugefügt haben. Wenn dies wirklich der Fall gewesen ist, so wird das Verbrechen des Vandalismus, mit dem sich dieselben in Heidelberg gebrandmarkt haben, noch durch Castel del Monte vermehrt. Doch müssen es die Caraffa wiederhergestellt und noch als Villa oder Jagdschloß benutzt haben, denn im Jahre 1656 flüchtete die gesammte herzogliche Familie vor der Pest, die in Andria wütete, nach Castel del Monte, wo sie ein halbes Jahr verblieb.

Die Zeit der gänzlichen Verödung dieses schönen Schlosses ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Es wurde endlich dem Verfall schonungslos preisgegeben. Kein Wächter schützte mehr die prachtvollen Säle vor mutwilliger Zerstörung durch Ackerbauer und Hirten; man durchwühlte die Gemächer, den Hof und die Cisterne nach Schätzen; man brach den kostbaren Marmor aus den Wänden; selbst Räuber benutzten das Schloß Friedrichs zu ihrem Versteck. Nur der Umstand, daß es kein herrenloses Gut, sondern das Eigentum des Herzogs von Andria war, verhinderte die vollkommene Zerstörung. Denn die Caraffa führten fortdauernd den Titel Principe di Castel del Monte. Er ist dem Zweig ihres Geschlechts von Andria noch heute geblieben. Sie haben alle ihre dortigen Güter verkauft, nur dieses Schloß nicht, entweder des Titels wegen der

an ihm haftet, oder weil sich kein Käufer für eine nutzlose Ruine fand. Mit ihr selbst ist keine Scholle Ackers mehr verbunden: der Prinz von Castel del Monte besitzt hier nichts mehr als die nackten Mauern des Schlosses.

Der Syndicus Andrias sagte mir, daß man dieses einzigartige Denkmal der Hohenstaufen um einige tausend Francs erstehen könne, und daß Hoffnung vorhanden sei, die Gemeinde Andrias zum Ankauf desselben zu bewegen. Ich beschwor ihn und andere einflußreiche Herren der Stadt, auf diesem Wege und durch Beteiligung des Provincialrates von Bari für die Erhaltung des Monuments zu sorgen. Sein Verfall ist noch keineswegs so weit vorgeschritten, daß der Aufwand von Kosten und Mühen dafür ein unverhältnißmäßiger sein würde. Selbst die Wiederherstellung des Schlosses würde keine zu große Schwierigkeit darbieten, denn noch steht es in seinem Grundbau und mit allen seinen Räumen aufrecht da.

Es wäre Schimpf und Schande zunächst für Apulien, wenn Castel del Monte, ein Denkmal, welches, wie kein anderes mehr, so rein und unverfälscht und unmittelbar eine große Epoche dieses Landes darstellt, aus Geiz oder Stumpfsinnigkeit, um des Lumpengeldes von einigen tausend Lire willen, der Zerstörung überlassen bliebe. Denn mit ihm ginge nicht allein eine monumentale Erinnerung an den größten Herrscher des Mittelalters zu Grunde, sondern auch dasjenige Bauwerk, in welchem die profane Architektur ihre letzte classische Höhe vor Bramante erreicht hat. Denn nach der schwäbischen Zeit sinkt sie in Verfall.

Die Erhaltung der geschichtlichen Monumente kann heute praktischerweise nur das Werk der Gemeinden und

der Provinzen sein, in deren Gebiet solche liegen, und sie ist auch ihre nächste Pflicht. Dies haben vor kurzem Ferrara und die dortige Provinz begriffen, denn sie erstanden das berühmte Schloß der Este, welches der Fiscus an den Meistbietenden losschlug. Der Reichtum an historischen Monumenten ist in keinem Lande der Welt so groß wie in Italien; daraus folgt, daß die Regierung sich außer Stande sieht, sie alle als Nationaleigentum zu behandeln und ihre eigenen ausgetrockneten Finanzen mit ihrer Erhaltung zu belasten. Der Fiscus verkauft sie, denn was kümmern ihn die Denkmäler der Geschichte? Als das Schloß Astura, wo der letzte königliche Hohenstaufe, Konradin, auf seiner Flucht von den Frangipani gefangen und an Karl von Anjou ausgeliefert worden war, um die Vorschlagssumme von 5000 Frs. vom Fiscus ausgeboten werden sollte, verwendete ich mich in Rom für die Zurückziehung dieser fiscalischen Maßregel, und ich erhielt die tröstlichste und liberalste Zusicherung. Astura ist später unter den Hammer gebracht worden; der Fürst Borghese hat das Schloß gekauft, doch sind ihm dabei gewisse Bedingungen auferlegt worden, dort nicht zu bauen und nicht zu graben, ohne Genehmigung der Regierung.[1]

Unser Ritt nach Castel del Monte schloß zu Palese mit einem ländlichen apulischen Gastmal von wahrhaft phäakenartiger Fülle. Hier ward das Köstlichste aufgetischt,

---

[1] Zu meiner großen Freude und Ueberraschung wurde Castel del Monte am Ende des Jahres 1875 von der italienischen Regierung doch angekauft, für die Summe von 25000 Lire, und so wird das Schloß Friedrichs II. der Mit- und Nachwelt erhalten bleiben.

was dieses üppige Land darbietet: Fische des nahen Meeres in verschiedener Zubereitung, homerisch aufgehäufte Fleischmassen, Schüsseln voll dampfender Maccaroni, zahllose Leckerbissen von Latticini der Murgie, das heißt von Gerichten, welche aus Milch bereitet werden, Oliven und andere Früchte und die feurigen Weine des Landes in hohen gläsernen Gefäßen. Unsere liebenswürdigen Wirte versicherten, daß sie nicht übermäßige Anstrengungen gemacht hätten, dieses Mal auszurüsten, denn so ungefähr sei ihr täglicher Tisch bestellt. Die Apulier essen nur eine Malzeit am Tage. Ich nahm mir zu der Bemerkung Gelegenheit: daß wir Deutschen nicht ganz mit Recht bei den Italienern im Rufe der Vielfresser stehen (i Tedeschi lurchi, sagt Dante), denn wir essen zwar mehrmals am Tag, aber alle täglichen Malzeiten einer bürgerlichen Familie Deutschlands zusammengenommen machen noch nicht die Menge dessen aus, was eine apulische Familie zu ihrem einmaligen Tisch gebraucht.

Am Abend geleitete uns Herr Marchio nach Andria zurück, wo uns wiederum Herr Lionetti, der Syndicus der Stadt, empfing, um uns am folgenden Morgen bis nach Trani das Geleite zu geben. So schieden wir aus diesem schönen Lande mit der freundlichsten Erinnerung an eine wahrhaft glänzende Gastfreundschaft.

Anhang.

Inventar der Hinterlassenschaft der Königin Helena,

an die königliche Kammer in Neapel abgeliefert durch Enrico della Porta, Burgvoigt in Nocera.

Unum vetus segium de panno ad aurum consumptum et vetustum.

Item mantellum unum de biuncto infodratum de minuto vairo.

Item tunicam unam de eodem panno.

Item supertunicale unum de eodem panno infodratum de minuto vairo.

Item carrafiam unam argenteam sine coperculo.

Item chifum unum argenti deaurati cum pede, ponderis unius marce et quinque unciarum.

Item VI. scutelle de argento planas sine signo, ponderis undecim marcarum.

Item duo barrilia de argento quorum unum est fractum, ponderis VII. marcarum, et sex unciarum.

Item unum caldarium de brunzo.

Item candelabrum unum de argento sine signo ponderis II. marcarum.

Item pottum unum de brunzo.

Item tappetum unum de Romania vetus et consumptum.

Item concam unam de brunzo depictam.

Item bacile unum de argento cum anulo argenti, ponderis V. marcarum, VI. unciarum, XIV. sterlingorum et demidii.

Item cafariam unam de argento fructam ponderis VI. marcarum et unius uncie.

Item carpitam unam vergatam veterem et consumptam.

Item duas bunettas magnas da burello.

Item capam unam ad manicas infodratam cendato celesti.

Item duo scrinea rubea.

Item duo aurifrisia.

Item scrineum unum de ebore.

Item cappulas duas ad aurum.

Item corrigatam unam ad argentum ponderis unius marce.

Item cippum unum virgatum ad duo capita orenczatum cum seta rubea.

Item zippas quinque ad aurum cum seta alba.

Item garlandam unam cum XX petiis de auro cum smaragdis et pernis.

Item peciam unam que vocatur supercendatum rubeum munitum pernis et aquilis de auro cum smaragdis, pernis et esmaltis de auro.

Item octo pecias cum pernis et esmaltis in quibus consistunt triginta tres saffiri.

Item origentales tam parvi quam magni et XX. balesii.

Item XL. granatas et VIII. safiri de pondio, et CXXIII. grossi perni.

Item duo scrinea nigra.

Item sambucam unam de samito rubeo infodratam cendato ialino dependentem a sella cohoperta argentea et munita pernis in quam erant pectoralia de argento et streugue in cujus pectorale deficiunt campanelle VIII.

Item duo bocaria di ere.

Item sedile unum.

Item duos urceolos argenti quorum unum ponderat VIII. marcas et alium VII. marcas et dimidie.



Lecce.

1875.



Lecce ist die Hauptstadt der Provinz Terra d'Otranto; und diese ist ein durch das Alter seiner Cultur und seine Geschichte höchst merkwürdiges Land. Es umfaßt die südliche Halbinsel Süditaliens am jonischen Meer. Noch heutigentags liegt es wie am Ende der Welt und wird nicht häufig von Reisenden besucht.

In der alten Geographie trug diese Halbinsel verschiedene Namen: Japygia, Peucetia, Messapia, Calabria, auch Salentina, von einem kretischen Volksstamm, welcher das südliche Ende der Halbinsel bis zum Japygium Promontorium bewohnte. Der Name der Salentiner hat sich seltsamerweise noch heute als Gesammtbegriff für die Provinz behauptet, deren Geschichte und Literatur fortdauernd als salentinische bezeichnet werden. Nur für die Sprache der vorgriechischen Urbevölkerung des Landes hat man den Namen der messapischen beibehalten.

Die im Altertum für diese Halbinsel gewöhnlich gebrauchte Bezeichnung war „Calabria"; sie erhielt sich bis gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung; denn erst infolge des Eindringens der Lango=

barden, welche unter dem Herzog Romuald von Benevent im Jahre 668 Brindisi und selbst Tarent eroberten, übertrugen die Byzantiner den Titel des Thema Calabrien auf die südwestliche oder bruttische Halbinsel, deren Hauptstadt Rhegium (Reggio) wurde. So erhielt dieser Teil Großgriechenlands, das berühmte Vaterland großer Philosophen und Staatsmänner, den Namen Calabria, während er dort verschwand. Er ging dort, wie es scheint, schon in der Zeit der Langobarden im Gesammtnamen Apulia unter, welcher sich auf den größten Teil der östlichen Hälfte Süditaliens überhaupt ausgedehnt hat. Weil aber unter der byzantinischen Herrschaft die Stadt Hydruntum, das heutige Otranto, der Haupthandelsplatz und der Sitz der kaiserlichen Verwaltungsbehörden geworden war, so entstand für das alte ehemalige Calabrien schon frühe der provinzielle Begriff der Terra d'Otranto.

Wenn man von oberhalb Brindisi bis zum Golf von Tarent eine Linie herabzieht, sodaß diese Stadt noch von ihr umfaßt wird, so begrenzt dieselbe nach Apulien hin jene Halbinsel. Ihre äußerste Spitze ist das Promontorium Japygium, das heutige Cap Santa Maria di Leuca. Dieses außerordentlich fruchtbare, fast ganz flache Land zählt heute etwa 500000 Einwohner, und zerfällt in die vier Districte: Lecce, Brindisi, Gallipoli und Tarent.

Ich werde kaum irren, wenn ich voraussetze, daß die allermeisten Leser dieser Blätter kaum eine dunkle geographische oder geschichtliche Vorstellung von Lecce haben, und daß sie in einige Verlegenheit geraten, wenn ich ihnen andere uralte Städte dieses Landes nenne: wie Ostuni, Galatone, Nardo, Gallipoli, Oria, Manduria, Francavilla.

Denn sind sie aufrichtig, so werden sie bekennen, daß sie davon gerade so viel wissen, wie von irgendwelchen Orten in einer Provinz Kleinasiens.

Das alte Calabrien hat sich seit vier Jahrhunderten gleichsam aus der Geschichte der Welt verloren und mit einem mythischen Dunkel bedeckt, aus dem höchstens nur zwei Gestalten sichtbar hervorragten, Brindisi, das alte Brundusium, welches die größesten Namen der römischen Geschichte niemals haben sterben lassen, und Tarent, auf welchem der unzerstörliche Zauber der hellenischen Welt ruht. Alles Uebrige, selbst die Normannenstadt Lecce nicht ausgenommen, ist in so tiefe Vergessenheit gefallen, daß noch in den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts der unermüdliche Wanderer, der treffliche Heinrich Wilhelm Schulz, für uns Deutsche fast den Ruhm eines Entdeckers beanspruchen konnte, als er dies Halbinselland durchforschte, und dort die verschollenen Denkmäler der Kunst des Mittelalters gleichsam für uns auffand.

Das Land selbst hat dies Dunkel nicht verschuldet. Es ist keineswegs wild und innerlich verschlossen, wie das heutige, von hohen Gebirgen und tiefen Schluchten durchzogene Calabrien, sondern ein blühendes Gartenland, welches nach vielen Richtungen hin treffliche Straßen durchschneiden. Es hat zahlreiche Städte, und seine uralten Häfen Brindisi, Tarent, Otranto und Gallipoli haben, wenn auch sehr herabgekommen, doch niemals aufgehört, Ueberfahrtsorte nach Griechenland und dem Orient zu sein, oder am Mittelmeerhandel sich zu beteiligen.

Noch weniger hat das dortige Volk das Bewußtsein seiner im Altertum großen, im Mittelalter nicht geringen

Bedeutung verloren. Man wird kaum eine seiner Städte finden, welche nicht ihre gedruckte Chronik oder antiquarische Beschreibung besäße. Diese einheimische Literatur füllt heute einige Schränke der Bibliothek in Lecce aus. Sie begann bereits am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, wo ein berühmter Humanist aus Galatone, Antonius de Ferrariis oder Galateus, der Freund des Sannazar und Pontanus, sein Vaterland in einer classischen Schrift beschrieben hat, welche „De Situ Japygiae" heißt. Aber die gesammte Literatur des Landes ist kaum über ihre provinziellen Grenzen gedrungen. Auch der größeste neuere Dichter, welchen die messapische Halbinsel, die Heimat des Ennius, hervorgebracht hat, ist im übrigen Italien unbekannt geblieben. Das war Ascanio Grandi, Verfasser des epischen Gedichtes Tancred, womit er dem Ruhme Tasso's nacheifern wollte. Er starb zu Lecce im Jahre 1634.

Lecce also, nicht Hydruntum, ist die bürgerliche Hauptstadt dieses Landes. Obwol heute keine Ruinen des Altertums mehr von ihrer antiken Geschichte Kunde geben, so ist sie doch unzweifelhaft uralten Ursprungs. Sogenannte pelasgische Einwanderer, die über Meer gekommen waren, gründeten sie, gleich vielen andern Städten Apuliens und Calabriens. Ihr fabelhafter Erbauer wird Malennius genannt.

Der ursprüngliche Name der Stadt war Syrbar oder Sybaris, wie jener der berühmten Stadt am Golf von Tarent. Sie vertauschte denselben später mit Lupia oder Lupiä, unter welchem sie zur Römerzeit bestand. In Lupiä war es, wo der junge Octavian von Apollonia her landete, nachdem er die Ermordung Cäsars erfahren hatte.

Noch heute schreibt sich von diesem Namen das Stadtwappen Lecces her: ein Wolf, der unter einer Steineiche steht. Der Name Lupia verwandelte sich sodann in Lycium, wie die Stadt zur Normannenzeit hieß, und endlich in Lecce.

Geschichtliche Berühmtheit erlangte dieser Ort erst durch die Normannen, nachdem der große Robert Guiscard Apulien und Calabrien der noch fortdauernden Herrschaft des griechischen Kaisers entrissen hatte. Im Jahre 1063 eroberte er Tarent, fünf Jahre später Otranto. Seinem tapfern Bruder Goffred übergab er die Stadt Lecce als Grafschaft, und von diesem ersten dortigen Herrn aus dem normannischen Hause Hauteville stammte die Dynastie der Grafen von Lecce, welche bis auf den hohenstaufischen Kaiser Heinrich VI. dort regiert hat.

Der Untergang dieses alten Grafenhauses ist mit demjenigen des normannischen Königreichs in Sicilien enge verknüpft, und zwar durch die bekannte romantische Liebschaft zwischen der schönen Sibilla, der Tochter des Grafen Robert von Lecce, mit Roger, dem Sohne des Königs Roger II. von Sicilien. Der Sprößling dieses heimlichen Liebebundes war der letzte Normannenkönig, jener Tancred, Graf von Lecce, welchem seine Landsleute im Jahre 1189 die Krone Siciliens gaben. Der tapfere Bastard starb nach nicht immer unglücklichen Kämpfen mit Heinrich VI., dem Erben Siciliens durch seine Gemalin Constanza, im Jahre 1194. Seinen Sohn Roger, welchen er im Jahre 1191 mit Irene der Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelus vermält und in Brindisi hatte krönen lassen, hatte er sterben sehen und der Kummer um diesen Verlust raubte ihm selbst das Leben.

Seine Ansprüche auf das Reich beider Sicilien hinterließ er seinem zweitgeborenen Sohne Wilhelm unter der Vormundschaft seiner Mutter Sibilla, vom Haus der Grafen von Acerra. Diese Königin Witwe ergab sich im Schloß zu Palermo dem Kaiser Heinrich VI. unter der Bedingung, daß ihr Sohn Wilhelm die Grafschaft Lecce und das Fürstentum Tarent zum erblichen Lehn erhielt. Aber der Kaiser brach sein Wort, als er in der schrecklichen Weihnachtszeit des Jahres 1194 unter dem Vorwand einer angezettelten Rebellion die normannischen Barone umbringen ließ; er schickte Sibilla mit ihrem Sohne und drei Töchtern in die Kerker der Festung Hohenems.

Glücklicher als die Witwe des letzten Normannenkönigs Tancred war jene seines Sohnes Roger: denn Irene vermälte sich im Beginn des Jahres 1195 mit Heinrichs Bruder Philipp, dem spätern König der Römer. Der letzte Erbprinz des Normannenhauses, Wilhelm, ging in Deutschland kläglich zu Grunde; aber die Ansprüche seines Hauses auf Lecce vererbte seine von dort nach Frankreich entlassene Mutter Sibilla an ihren Schwiegersohn Gauthier (Walther) von Brienne, den Gemal ihrer Tochter Albiria.

So geschah es, daß jenes französische Geschlecht Brienne, nach dem Falle der Hohenstaufen, unter den Anjou die Grafschaft Lecce wirklich in Besitz nahm, und sie bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts behauptete. Durch Erbschaft kam Lecce sodann an das französische Haus Enghien, durch dieses an die Balzo Orsini, und endlich im Jahre 1463 an das aragonische Königshaus Neapel.

So bildet die Geschichte der Stadt Lecce einen wesentlichen Teil der Feudalgeschichte des Königsreichs Neapel überhaupt, und in Beziehung auf das gesammte alte Calabrien, d. h. die Provinz Otranto, das wichtigste Glied neben dem Fürstentum Tarent. Sie selbst hat als bürgerliche Gemeinde keine eigene Bedeutung gehabt. Wenn noch in den barbarischen Zeiten des Verfalls jeder politischen Selbständigkeit dieser äußersten Landschaften Großgriechenlands Städte wie Brindisi, Gallipoli und Tarent durch ihre Häfen sich immerhin eine gewisse bevorzugte Stellung sichern konnten, so vermochte das Lecce dadurch nicht. Denn diese Stadt liegt nicht, wie jene am Meer, sondern mehrere Meilen von ihm entfernt. Ihr alter Hafen, welchen der Kaiser Hadrian erbaut hatte, und der noch im fünfzehnten Jahrhundert brauchbar war, ist schon seit lange gänzlich verlassen und zu einer kleinen Doganastation herabgesunken. Und trotzdem ist Lecce heute geradezu eine der schönsten und dem Anschein nach wolhabendsten Städte des ehemaligen Königreichs Neapel. Sie muß also diese auffallende Bevorzugung entweder zufälligen Verhältnissen, oder dem großen wirtschaftlichen Reichtum des Gartenlandes verdanken, in dessen Mitte sie liegt. In Wahrheit verschwindet selbst Tarent, trotz seiner ausgezeichneten Lage an zwei Meeren, trotz seines Hafens ohne gleichen, trotz der Fruchtbarkeit seiner Gefilde, und der Bedeutung, welche es lange Zeit im Mittelalter als Sitz eines sehr mächtigen und ausgedehnten Feudalfürstentums gehabt hat, hinter der Stadt Lecce; während die beiden andern berühmten Städte des Landes, Otranto und Brindisi, nur noch dürftige Schattenbilder ihrer Vergangenheit sind.

Ich war ganz erstaunt, als ich Lecce betrat. Ich hatte von ihr sagen gehört, daß sie die sauberste Stadt des Königreichs Neapel sei, nächst der großen Hauptstadt selbst, und dies Urteil, welches übrigens schon im Jahre 1767 ein Reisender in jenem Lande, Baron Riedesel, ausgesprochen hat, bestätige ich.

Lecce liegt in einer üppigen, von allen Fruchtbäumen dieser milden Zone erfüllten Landschaft. Sie mag über 23000 Einwohner zählen; da sie nun zur Zeit jenes Reisenden deren 15000 zählte, so hat sie in mehr als hundert Jahren nur den geringen Zuwachs von 8000 Menschen erlangt, und diese Ziffern lehren mehr denn jedes andere Verhältniß den langen Stillstand des Lebens in diesem Lande, welches die Natur zu einem Paradies des Wolstandes erschaffen zu haben scheint.

Die Villen, Baumgänge und Anlagen um die wolgefügten Stadtmauern her, die schönen Straßen und Plätze, herrlich gepflastert, mit vielen geschmückten Palästen und Gebäuden besetzt, durch Kirchen und Klöster eines an Ornamenten überreichen Stils ausgezeichnet, verleihen Lecce ein Ansehen von stattlichem Reichtum und von einer heitern Grazie, welche durchaus italienisch ist, aber orientalisch erscheint, weil sie mit Prunk überladen ist.

Die Architektur der Stadt hat ihre wesentliche moderne Blüte in und nach der Epoche Karls V. entfaltet. Die meisten Klöster und Paläste Lecces sind Bauten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Ihr Material ist ein Kalkstein von schöner goldgelber Farbe. Dieser leicht zu bearbeitende Stein bot sich zugleich dem Bildner als ein vorzüglicher Stoff zur Decoration von Außen=

flächen der Gebäude dar. Ich sah nirgendwo einen glei=
chen Reichtum solchen Schmucks an Façaden wie hier.
Obwol nun hier die Kunst fast durchweg in Manier und
Ueberfülle geraten ist, und das Spiel südlicher Phantasie
oft ins Barocke fällt, so hat dies doch der Stadt das
gleichmäßige Wesen einer Epoche aufgedrückt, und so ist
hier ein harmonisches Ganze hervorgebracht worden. Lecce
ist das Florenz der Roccocozeit. In ganz Italien ist in
dieser Kunstrichtung ihres gleichen nicht zu finden. Dies
barocke Wesen hat sich hier, durch den Anhauch des nie
verlöschten antiken Formgefühls und unter dem Einfluß
des schönen lachenden Himmels dieser glücklichen Zone,
doch zu einer gewissen Idealität verklärt.

Schon der erste Anblick Lecces zeigt, daß diese
Stadt unter besonders günstigen Verhältnissen mehr als
eine Kunstblüte erlebt hat. Nach den Angaben einheimi=
scher Kenner entfaltete sich dieselbe zuerst unter den nor=
mannischen Grafen. Ihre Periode, so sagt ein Autor der
Gegenwart (Herr Francesco Casotti) war die Zeit, wo
Lecce und die gesammte Grafschaft, sowol in Bezug auf
die Künste als in jeder anderen Hinsicht die höchste Blüte
erreichte, während das französische Haus der Brienne,
welches auf jene Grafen in der Herrschaft Lecces folgte,
wegen beständiger Kriege und namentlich wegen seiner
Thätigkeit in Griechenland und dem Orient, nichts Nennens=
wertes geschaffen hat.

Ohne Zweifel wetteiferten die normannischen Grafen
mit ihren königlichen Vettern in Sicilien an Prachtliebe,
aber leider sind ihre Bauten in Lecce wie außerhalb der
Stadt bis auf wenige Reste untergegangen. Die Kirchen,

welche sie gegründet hatten, wurden zerstört oder umgebaut, wie der Dom der Stadt, welchen schon der erste Graf Goffred begonnen hatte, und wie die Kirche der Trinità, in welcher sich die Grüfte einiger der letzten Mitglieder des Grafenhauses befunden haben.

Die zweite Kunstblüte Lecces begann etwa zwei Jahrhunderte später unter der Herrschaft des Hauses Enghien und der prachtliebenden, mächtigen Orsini del Balzo, deren Monumente in der ganzen Provinz Otranto noch zahlreich sind. Die dritte endlich, welche der Stadt ihr wesentliches Gepräge gab, gehört dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert an. Dies besteht, wie ich schon bemerkt habe, in der Entfaltung eines ungewöhnlichen Reichtums architektonischen Schmuckes, der oft die Grenze des Schönen überschreitet, und bunt, schwerfällig und überladen wird.

Der architektonische Mittelpunkt der Stadt ist ihr Dom, oder die Kathedrale der Assunta, deren erste Anlage in das Jahr 1114 fällt. Nach mehrmaligem Umbau wurde sie mit dem hohen Glockenturm zur Seite im Jahre 1659 aus den Fundamenten vollständig neu erbaut, unter der Leitung des namhaften Bildhauers Zimbalo von Lecce. Die Kathedrale hat eine mächtige, aber nicht gerade schöne Façade im Roccocostil. Der prächtige, weit sichtbare Turm neben ihr, von vier Aufsätzen, ist mehr als fünfzig Meter hoch. Eine Inschrift besagt, daß der Bischof Aloysius Pappacoda im Jahre 1659 den Grundstein des Neubaues gelegt hat.

Zur linken Seite des Doms steht eine künstliche Grotte mit hölzernen Heiligenfiguren in ihr (Christus von Engeln umgeben), deren ich nur erwähne, weil ihre

dörfliche Plumpheit den Eindruck stört, welchen der von schönen Bauwerken umgebene Domplatz macht. Die Götter der christlichen Religion gehören nicht auf die Straße, sondern in die Kapellen oder Kirchen, schon deshalb, weil sie häßlich sind.

Mit dem Dom steht die Wohnung des Bischofs in Verbindung, ein mit einem Porticus aus Halbsäulen geschmücktes Gebäude. An dieses schließt sich das Seminar, ein prächtiges Bauwerk aus gelbem Kalkstein, mit reichgeschmückter Façade, einem großen Hof, welchen Arkaden bilden und einer mit Büsten geschmückten Eingangshalle. Die Erbauer dieses schönen Palasts waren die Bischöfe Michele und Fabrizio Pignatelli am Ende des siebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Man sieht ihre Wappen auf den kunstvoll gearbeiteten Thüren im Porticus. Heute dient das Seminar zum Teil als Kaserne.

Das Bistum Lecce ist Suffragan des Erzbistums Otranto. Seine Stiftung wird auf Sanct Oronzius zurückgeführt, den ersten legendären Christen und Märtyrer der Stadt, deren Schutzheiliger er ist. Der größte Platz Lecces ist diesem Heiligen geweiht. Wie in Rom die Figuren der Apostel Petrus und Paulus auf den beiden großen Säulen römischer Cäsaren stehen, so hat man dort die Statue des Oronzius auf einer alten höchst merkwürdigen Säule aufgestellt. Sie stammt aus dem Hafen Brindisi.

Dort nämlich steht, gegenüber dem Eingang des Hafens, auf einer kleinen Anhöhe, eine antike Marmorsäule unbekannten Ursprungs, auf deren Postament die bekannte

Inschrift des Protospatarius Lupus zu lesen ist, des Wiederherstellers der Stadt Brindisi im neunten Jahrhundert. Neben ihr befindet sich noch die Basis einer zweiten ähnlichen Säule. Diese stand auf ihr bis zum Jahre 1528, wo sie niederstürzte und lange Zeit am Boden liegen blieb. Im Jahre 1683 schenkte die Stadt Brindisi der Gemeinde von Lecce diese Säule, um das eherne Standbild des Sanct Oronzius daraufzustellen, was dann geschah. Eine pomphafte und schwulstige Inschrift vom Jahre 1684 auf dem Fußgestell sagt, daß der göttliche Oronzius dem alten Hercules der Brundisiner sich unterworfen habe:

Columnam hanc, quam Brundusina civitas suam ab Hercule ostentans originem profano olim ritu in sua erexerat insignia, religioso tandem cultu divo subjecit Orontio, ut lapides illi, qui ferarum domitorem expresserant, novo coelamine voto aereque Lupiensium exculto truculentioris pestilentiae monstri triumphatorem posteris consignarent.

Auf demselben Platz steht das ehemalige Gebäude des Municipium Lecces, welches Sedile heißt, eine Halle mit Bogen gothischen Stils und einem reichgeschmückten Portal. Daneben sieht man eine Kapelle, über welcher sich das tönerne Bild des venetianischen Löwen erhebt. Sie gehörte nämlich der Republik Venedig, die in Lecce eine Handelsniederlassung besaß.

Unter allen dreißig Kirchen der Stadt ist die merkwürdigste die alte der Benedictiner, San Nicola e Cataldo. Sie liegt eine kleine Strecke von der Stadt entfernt. Graf Tancred baute sie im Jahre 1180, und dies war der Sohn jenes obengenannten Erbprinzen Sici=

liens, Roger und der schönen Sibilla. Sein erzürnter Großvater hatte ihn und seinen Bruder Wilhelm in Palermo einsperren lassen, aber Tancred war aus seinem Gefängnisse nach Athen entwichen, von wo ihn später der König Wilhelm II. zurückrief, um ihn mit der Grafschaft Lecce zu belehnen. Tancred baute hier die schöne Kirche San Nicolo und Cataldo, neun Jahre bevor er von den Normannen zum Könige erwählt wurde. Sie ist demnach das letzte Denkmal des letzten Normannenkönigs überhaupt, und schon deshalb von geschichtlicher Merkwürdigkeit.

Auf zwei Portalen, dem des Einganges und einem andern des Ausganges in den Klosterhof haben sich die auf den Bau bezüglichen Inschriften erhalten:

Hac In Carne Sita Quia Labitur Irrita Vita
Consule Dives Ita Ne Sit Pro Carne Sopita
Vite Tancredus Comes Eternum Sibi Fedus
Firmat In His Donis Ditans Hec Templa Colonis.

*

Anno Milleno Centeno Bis Quadrageno
Quo Patuit Mundo Christus Sub Rege Secundo
Guillelmo Magnus Comito Tancredus Et Agnus
Nomine Quem Legit Nicolai Templa Peregit.

Die Kirche hat ihres Gleichen nicht im ganzen Lande, mit alleiniger Ausnahme der berühmten Franciscanerkirche Santa Catarina zu San Pietro in Galatina, und diese wurde erst zwei Jahrhunderte später erbaut. Sie ist geradezu eins der herrlichsten und eigenartigsten Denkmäler der normannischen Kunstepoche, und vielleicht dasjenige,

welches den vollkommensten Eindruck classischer Einfachheit und Symmetrie macht. In ihr, so sagt Heinrich Wilhelm Schulz, hat sich jener in diesen Gegenden seit den Zeiten des griechischen Altertums heimische feine Sinn und Geschmack am glänzendsten offenbart.

Die Kirche ist ein dreischiffiger Pfeilerbau von nur mäßigen Raumverhältnissen, mit einer kleinen Kuppel über der Kreuzung, ruhend auf Spitzbogen. Das Mittelschiff ist erhöht und hat ein Tonnengewölbe. Die Pfeiler haben Halbsäulen mit korinthisirenden Capitälen; in gothischer Weise setzen sie sich zum Deckengewölbe fort. Die rohe und grelle Malerei, mit welcher im siebzehnten Jahrhundert das ganze Innere der Kirche überzogen worden ist, hat auch die Pfeiler nicht verschont; später hat man diese Gemälde meist mit Tünche zugedeckt.

Ueberhaupt hat die Kirche, im Innern wie an den Außenflächen im Lauf der Zeit manche gewaltsame Veränderung erlitten. Das Ganze jedoch, und die schönsten Teile der decorativen Bildnerei in Stein geben noch immer den Eindruck der ursprünglichen Schöpfung wieder. Der Bau ist aus Quadern eines gelblichen Kalksteins aufgeführt, von der saubersten und zierlichsten Zusammenfügung. Die Außenseiten sind durch Wandpfeiler gegliedert, zwischen denen sich halbgothische Bogen spannen.

Der herrlichste Schmuck dieser Kirche besteht in der Verzierung der beiden glücklicherweise noch vollkommen erhaltenen Portale. Der Stein, aus dem diese Ornamente gemeißelt sind, hat eine goldgelbe Farbe angenommen, welche an die der Tempel Siciliens und Griechenlands erinnert, und die Zierlichkeit und Feinheit, die Durchsichtigkeit der

in ihm dargestellten arabesken Formen ist so überraschend, daß diese selbst wie aus Wachs gebildet erscheinen, und die Leichtigkeit und Anmut von Malereien oder Stickereien haben.

Das Hauptportal ist ein Bogen mit doppeltem Umfassungsgurt von der reichsten Blätterdecoration. Eine geradlinige Thüre führt in die Kirche; auf dem Architrav über ihr steht die erste Inschrift Tancreds; und über dieser sieht man ein ausgemeißeltes Gesims, welches zwischen Blättern sechs Frauenköpfe enthält, deren symbolische Bedeutung unklar ist.

Ein zweites ähnliches, mit nicht minderer Kunst behandeltes Portal führt in den Klosterhof; es enthält die zweite der bemerkten Inschriften. Die Thüre ist von zwei kleinen Säulen eingefaßt, welche ehemals auf Löwen ruhten. Der Klosterhof selbst ist erneuert worden und zeigt nichts mehr von seinem ursprünglichen Stil.

Das Kloster gehörte den Benedictinern; am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts kam es an die Olivetaner. Seit der napoleonischen Umwälzung Süditaliens ist es eingegangen.

An Grabdenkmälern findet sich nichts Nennenswertes in dieser Kirche, außer dem Mausoleum des Dichters Ascanio Grandi.

Man wird kaum irren, wenn man behauptet, daß die in jenem Tempel Sanct Nicolaus zu solcher Vollendung gebrachte Decoration in Stein die wesentliche Schule und das ideale Vorbild gewesen ist, wonach sich der bildnerische Geschmack in Lecce geformt hat. Denn in allen spätern Epochen kam dasselbe Princip mit mehr oder weniger

Glück in Anwendung, bis es sich in den Zeiten des Verfalls durch Ueberladung zu Grunde richtete. Um so mehr ist es zu beklagen, daß die Bauwerke der ältern Periode in Lecce bis auf wenige Reste untergegangen sind.

Von den Denkmälern aus der Zeit der Brienne scheint Santa Croce das bedeutendste gewesen zu sein. Diese Kirche war im Jahre 1353 von jenem Walter von Brienne gegründet worden, welcher als Herzog von Athen und Herr von Florenz in der Geschichte eine flüchtige Berühmtheit erlangt hat. Im Jahre 1549 fand ihr Umbau und der des Klosters statt, und dieser dauerte (nach der Angabe De Simone's in seinem neuesten Werk „Lecce und ihre Monumente") 146 Jahre. Im Jahre 1807 wurde das großartige neue Kloster der Cölestiner aufgehoben, und später machte man es zum Sitz der Intendantur und des Präfecten von Lecce. Die Façade dieses Gebäudes wurde erst am Anfange unsers Jahrhunderts vollendet. Sie ist das Barockeste, was Lecce aufzuweisen hat; gleichwol bringt die Ueberfülle der Decoration einen Eindruck von Pracht und Reichtum hervor, den man der armseligen Nüchternheit modernster Bauten vorziehen muß.

Beim Umbau der alten Kirche gingen leider manche historische Denkmäler zu Grunde, so das marmorne Grabmal der berühmten Gräfin von Lecce und Königin Neapels, Maria von Enghien, der Gemalin des Königs Ladislaus. Das gleiche Schicksal der Zerstörung haben auch die Grabmäler der Normannengrafen erfahren.

Unter andern Kirchen der Stadt ist auch die von San Domenico bemerkenswert; in ihr befindet sich das Grabmal des Humanisten Galateus, welcher der Stolz Lecces

ist. Ihr gegenüber steht das schöne Gebäude des Hospitals, ein Prachtbau des sechzehnten Jahrhunderts, ausgeführt nach den Plänen des Giovan Giacomo dell' Acaya.

Von hier gelangt man zu der Porta Rusce, so genannt von einem unweit Lecce liegenden Ort, der alten messapischen Stadt Rudiä, wo der Dichter Ennius geboren war. Dies vor wenigen Jahren erneuerte Tor ist mit Figuren geschmückt, welche die mythischen Heroen des Landes vorstellen, Malennius, Daunus und Idomeneus. Nach der Sage soll nämlich Malennius Lecce gegründet haben, und sein Sohn Daunus König Apuliens gewesen sein, welches im Altertum auch den Namen Dannia führte.

Ich will es rühmen, daß die Bürgerschaft Lecces mit Pietät die geschichtlichen Erinnerungen ihrer Stadt festhält; das zeigen die Namen der Straßen; denn obwol es auch hier solche gibt, welche nach Victor Emanuel, Garibaldi und andern Hauptcharakteren der Gegenwart benannt worden sind, so bietet doch die Liste der Straßennamen, wie sie De Simone in seiner bemerkten Beschreibung Lecces zusammenstellt, gleichsam den Auszug der Geschichte dieser Stadt dar, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Solche bis in die Mythenzeit hinaufreichende Namengebung ist freilich nur eine Spielerei gelehrter Antiquare. Der gewöhnliche und unstudirte Bürger Lecces hat ein mythographisches und historisches Lexicon nötig, um den Sinn der ganz unpopulären Namen seiner Vaterstadt zu verstehen. Jedoch sie erwecken wenigstens bei denen, die etwas von der Sagengeschichte dieses Landes wissen, immerhin Vorstellungen localgeschichtlicher Natur.

Es gibt also in Lecce Plätze und Straßen mit den

fabelhaften Namen Malennius, Dasumnus und Idomeneus. Eine Straße ist von „Messapischen Gräbern“ genannt, welche man daselbst entdeckt hat. Die römischen Zeiten sind durch Ennius, Augustus, Hadrian, Marcus Aurelius, Antoninus, Verus und Lucius Epulo vertreten. Das Mittelalter prangt mit zahlreichen Namen von Königen und Feudalgeschlechtern, wie Graf Gaufried, Boemund, König Tancred, Manfred (welchem sein Vater Friedrich II. die Grafschaft Lecce und das Fürstentum Tarent verliehen hatte); Gräfin Albiria, Walther von Brienne, der Duca d'Atene, Raimondello Orsini, die Königin Maria, Ferdinand von Aragon u. s. w. Endlich sind auch die in Wissenschaften und Künsten berühmten Leccesen nicht vergessen worden; wie Antonio Galateo, Ascanio Grandi, Acaya, der Chronist Antonello Coniger, der Geschichtschreiber Ammirati, der Syndicus Marangio und viele andere.

Der Bürger von Lecce kann also in seiner schönen Stadt mit patriotischem Stolz umhergehen, und die Chronik seiner Vorfahren von Malennius abwärts an den Straßenecken ablesen.

Ich hätte nun aber beinahe Karl V. vergessen. Und doch veranlaßte dieser Kaiser teilweise einen Umbau der Stadt, als er das Castell Lecce's baute und die Stadtmauern erneuerte. Diese Burg besteht in einem großen Quadrat ohne Türme, welches einige Höfe umschließt. Sie ist mehrfach umgewandelt worden. Im Innern liegt der Schloßpalast, ein mächtiges Gebäude im Renaissancestil, aus gelben Steinquadern, dessen Ursprung viel älter ist als die Zeit Karls V., wie das der stumpfe Turm mit

gothischem Bausystem beweist. Ich nehme an, daß auf derselben Stelle bereits zur Zeit der Grafen von Lecce eine Burg stand. Diese besaßen übrigens ihren Palast in der Stadt, von dem noch Ueberreste in der Via Nuova erhalten sind.

Die Bürgerschaft Lecces weihte dem Kaiser Karl V. im Jahre 1548 einen Triumphbogen, welcher zugleich als Stadttor diente. Es ist ein prächtiger, 60 Fuß hoher Bau mit korinthischen Säulen, und geschmückt mit dem Wappen des Kaisers. Die pomphafte Inschrift lautet:

> Imperatori Caesari Carolo V Triumphatori Semper Augusto Primo Indico Secundo Gallico Tertio Africano Christianorum Rebellantium Domitori Turcarum Pavori Fugatrique Reipublicae Christianae Toto Orbe Factis Consiliisque Amplificatori Arcum Ex Auctoritate Fernandi Loffredi Turcis Et Caeteris Caroli Hostibus Omni Salentinorum Japigiumque Litore Propulsandis Praefecti Ordo Populusque Lyciensis Devotus Numini Majestatique Ejus Dedicavit.

Aus diesem Tore, welches nach Neapel führt, gelangt man zu den schönen Spaziergängen rings um die Stadtmauern. Zwei liebenswürdige Bürger Lecces, der Baron Francesco Casotti und Herr Romano führten uns dort umher, und ihnen verdankten wir bei unserem viel zu kurzen Aufenthalt in dieser Stadt die Kenntniß des Sehenswürdigsten.

Lecce verdient in der That einen langen Besuch. Denn wie Tarent (welches ich viel besser kenne, da ich zweimal, im Jahre 1874 und 1875 mich dorthin begab), ist sie ein Mittelpunkt für geschichtliche und culturgeschichtliche Studien über das alte Calabrien.

Ich verdankte Herrn Casotti und den Schriften des Herzogs von Castromediano und De Simone's in der Folge die Anregung zu einer eingehenderen Beschäftigung mit der salentinischen Literatur, namentlich in Beziehung auf die Geschichte des Landes, und darüber will ich einen kurzen Bericht geben. Er wird den Lesern, wie ich denke, willkommen sein, da es sich hier um ein uraltes und berühmtes Land handelt, welches noch mehr durch politische als geographische Ursachen seit langen Zeiten für uns gleichsam eine terra incognita geblieben ist.

*

Die culturgeschichtliche Bedeutung des alten Calabrien ist zunächst diese, daß es auf Grund seiner nach dem Orient hingewendeten Lage eine der ersten italischen Landschaften war, wohin sich die überseeische Einwanderung kretischer, illyrischer und pelasgischer Stämme, und dann der Griechen gerichtet hat. In diesem äußersten Winkel Italiens entstand vielleicht die früheste, vorhellenische Cultur. Hier berührten sich auch und wirkten aufeinander die Sprachen der Osker, der Latiner und Griechen. Der Dichter Ennius rühmte sich aller drei Idiome mächtig zu sein, und gleich ihm waren Calabresen auch Livius Andronicus und Pacuvius: alle drei merkwürdigerweise wenn nicht geradezu die Schöpfer der römischen Dichtersprache, so doch von wesentlichem Einfluß auf ihre Entwickelung. In gleicher Art hat dann wol in der Zeit der Blüte großgriechischer Städte die wissenschaftliche und die künstlerische Cultur von dieser Halbinsel aus ihre Einwirkung auf Rom ausgeübt.

Die drei Epochen des alten Calabrien, die messapische, die griechische und die römische, kann man passend durch drei Städte bezeichnen, durch Oria, die uralte Königsburg der Messapier, durch Tarent und durch Brundusium.

Wir besitzen von der uns völlig dunkeln messapischen Urzeit keine andern Urkunden mehr als die unentzifferten Reste der Sprache der Autochthonen des Landes. Die Entdeckung des messapischen Dialekts in Inschriften gehört schon dem sechzehnten Jahrhundert an, denn die beiden namhaften calabrischen Humanisten, Antonius Galateus und Quintus Marius Corradus haben davon Kenntniß gehabt. Aber erst seit den Veröffentlichungen des Giambattista Tommasi aus Lecce (1830) sind diese fremdartigen Sprachreste zum Gegenstande wissenschaftlicher Behandlung gemacht worden.

Der Sprachschatz von einigen fünfzig messapischen Inschriften, welchen sodann Mommsen in seinem Werk über die unteritalischen Dialekte (im Jahre 1850) zu sammeln vermochte, ist seither durch die fortgesetzten Nachforschungen der Antiquare Calabriens auf 122 Nummern angewachsen. Denn so viele enthält die im Jahre 1871 zu Lecce gedruckte Schrift „Le Iscrizioni Messapiche raccolte dai Cav. Luigi Maggiulli e Duca Sigismondo Castromediano."

Die griechische Sprache verdrängte die messapische und sie selbst starb im alten Calabrien niemals ganz aus. Sie erhielt sich auch nach dem Untergange der römischen Herrschaft in Schulen, in der Kirche und selbst im bürgerlichen Gebrauch. Sie belebte sich dort wieder, als diese Provinz mit dem byzantinischen Reiche verbunden wurde.

Seit Leo dem Isaurier wurde der Ritus der Kirche dort zum großen Teile griechisch. Das Bistum Hydruntum wurde unter den Patriarchen von Konstantinopel gestellt. Die ältesten calabrischen Klöster gehörten dem Orden der Basilianer an, und dieser stiftete im neunten Jahrhundert zu Nardò ein griechisches Gymnasium. Als eine der ältesten Klosterbibliotheken des Abendlandes, älter vielleicht als die von Cassiodorus im Coenobium Vivariense errichtete, galt die von Sanct Nicolaus bei Otranto. Sie war reich an griechischen Handschriften. Der Cardinal Bessarion hatte sich davon einen Teil angeeignet und dieser verunglückte mit seiner Bibliothek in Venedig. Was noch in jenem Kloster von Manuscripten geblieben war, vernichteten die Türken, als sie im Jahre 1480 Otranto eroberten. Galateus spricht davon in seiner Schrift „De Situ Japygiae". Er selbst hatte einen griechischen Codex gerettet, welchen er dem Papste Julius II. verehrte, aber unglücklicherweise enthielt diese Handschrift nicht Wichtigeres als die Schenkung Constantins.

Die griechischen Schulen in Otranto, in Galatina und Nardò überdauerten selbst den Untergang der byzantinischen Herrschaft in jenem Lande. In seiner Schrift „Scritti inediti e rari di diversi autori trovati nella Provincia d'Otranto" (Neapel 1865) hat Francesco Casotti dies durch griechische Documente der Bibliothek Nardò nachgewiesen, welche dem zwölften Jahrhundert angehören, also der Zeit, wo die Normannen Calabrien beherrschten und wieder mit der römischen Kirche in Verbindung gesetzt hatten. Aus dem erzbischöflichen Archiv derselben Stadt Nardò stammt auch eine Reihe griechischer Urkunden,

welche in dem von Francesco Trinchiera im Jahre 1865 herausgegebenen „Syllabus Graecarum membranarum" u. s. w. veröffentlicht worden sind. In den Prolegomenen dieses Werkes ist nachgewiesen, daß die griechische Sprache weder unter den Normannen und Hohenstaufen, noch selbst unter den Anjou in beiden Calabrien ausgestorben war. Diese Provinzen teilten sogar noch im Beginne der Renaissance die Kenntniß des Griechischen wiederum, wie in alten Zeiten, dem übrigen Italien mit; denn Barlaam, der Lehrer Petrarca's, und Pilatus, der Lehrer Boccaccio's, waren Calabresen.

Nachdem unter der byzantinischen Herrschaft lange Zeit Hydruntum der Mittelpunkt des Landes gewesen war, trat, wie ich schon bemerkt habe, seit der Eroberung Apuliens und Calabriens durch die Normannen geschichtlich hervor die Stadt Lecce. Mit der Stiftung der dortigen Grafschaft begann die romanische Feudalepoche Calabriens, welche sich unter den Hohenstaufen, den Anjou, den Brienne, den Enghien und Balzo Orsini bis zu den Aragonen fortgesetzt hat.

Was nun die einheimischen Chronisten und Geschichtschreiber betrifft, aus welchen während jener sehr dunkeln Periode, und überhaupt während des Mittelalters die Kenntniß der Zustände des alten Calabrien geschöpft werden kann, so sind sie leider außerordentlich gering an Zahl, und auch an Wert. Neuere Sammelwerke salentinischer Autoren haben zwar die Annalen des Lupus Protospata von Bari, den Wilhelm von Apulien, und das Cronicon des Anonymus Cassinensis in sich aufgenommen, aber diese Schriften und ihre Autoren, deren Lebensumstände

wir nicht kennen, gehören nicht durchaus zur messapischen Halbinsel.

Die Ursachen dieses Mangels liegen auf der Hand: sie waren die Jahrhunderte lange Verkommenheit der Städte des Landes, welche kein selbständiges, politisch wichtiges Gemeindeleben entwickelten, die wiederholten Kriege und Plünderungen, und endlich der schnelle Wechsel der Feudalherrschaften bis auf das dreizehnte Jahrhundert. Die bedeutendste Epoche des Landes gehört dem Altertum an; aber schon zur Zeit des Strabo, des Pomponius Mela und Plinius waren die dortigen Städte fast alle bis auf Brindisi und Tarent zerstört, und nie mehr sind sie zu neuer Blüte emporgekommen.

Seit dem Falle des römischen Reichs, von den Gothenkriegen und den Eroberungen der Langobarden bis zu den furchtbaren Raubzügen der Saracenen, und weiter zu den Normannen herab, war dies offene, von allen Seiten zugängliche, im Innern von keinen Gebirgszügen gedeckte Land dem fortgesetzten Ueberfall von Feinden preisgegeben, unter deren Verheerungen die antiken Bauwerke und auch die historischen Urkunden zu Grunde gingen. Zu seiner Zeit verglich Erchempert die Verödung Calabriens mit der Wüste, welche die Erde nach der Sündflut darbot. In der späteren feudalen Epoche gewannen auch die dortigen Lehnsherrschaften keine geschichtliche und politische Festigkeit, welche stark genug gewesen wäre, um das Bedürfniß heimischer Geschichtschreibung wach zu rufen. Es gibt daher nur genealogische Arbeiten späterer Zeit über die calabrischen Geschlechter, aber keine locale Geschichte weder des Fürstentums Tarent, noch der Grafschaft Lecce;

und diese beiden feudalen Hälften des Landes sind es, welche bald getrennt, bald vereinigt seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts bis zum Ende des fünfzehnten die ganze Geschichte jener Halbinsel umfassen.

Als im fünfzehnten Jahrhundert die Renaissance der Wissenschaften unter den Aragonen das Königreich Neapel ergriff, begann auch im alten Calabrien ein wissenschaftliches Leben wieder wach zu werden. Es nahm seinen Ausgang von der Philologie schon deshalb, weil sich dort neben der lateinischen Sprache auch die griechische in den Schulen behauptet hatte, und von diesen war um jene Zeit die von Nardò sehr besucht und berühmt. Im folgenden Jahrhundert konnte sich Oria eines Latinisten ersten Ranges rühmen, des Q. Marius Corradus, welcher dem Kreise des Sadoleto, Bembo, Contarini, Aldus und Jovius angehörte, und zu Oria im Jahre 1575 starb.

Der größeste Ruhm der calabrischen Halbinsel war und ist noch heute Antonius de Ferrariis, welcher im Jahre 1444 in Galatone bei Nardò geboren wurde, und deshalb den Namen Galateus annahm. Dieser Latinist, Philosoph, Arzt, Rhetor, Kosmograph und Antiquar, der Freund des Pontanus, Sannazar und Summonte, des Valla und Platina, zierte als gelehrter Humanist sein Vaterland bis zum Jahre 1517, wo er in Lecce starb. Galateus hat kein Geschichtswerk verfaßt außer der von Muratori herausgegebenen Schrift: „Ueber die Eroberung Otrantos durch die Türken im Jahre 1480“, welche er ursprünglich lateinisch unter dem Titel: „De Bello Hydruntino“ geschrieben hat. Unter seinen zahlreichen Schriften und Abhandlungen ist die beste sein kleines Buch: „De Situ Japygiae“, welches

zuerst in Basel im Jahre 1558 im Druck erschien, eine in elegantem Latein verfaßte Beschreibung des alten Calabrien. Diese Schrift macht keine Ansprüche auf den Wert antiquarischer oder historischer Forschungen, aber sie ist ein classisch zu nennendes Büchlein, und die wahrhaft nationale und grundlegende Arbeit dieser Gattung. Denn mit ihr begann das geschichtliche und nationale Bewußtsein dieses Landes.

Sie wirkte auf Nachfolger, welche entweder Monographien über einzelne Städte der calabrischen Halbinsel geschrieben, oder eine allgemeine Darstellung desselben Landes versucht haben. Dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts gehört die fleißige Arbeit des Tarentiners Johannes Juvenis „De antiquitate et varia fortuna Tarentinorum"; Grävius hat dieselbe nebst jener Schrift des Galateus im neunten Bande seines „Thesaurus" abgedruckt. Mit ihr begann auch die antiquarische und historische Erinnerung an Tarent wieder wach zu werden, und kaum ist eine andere berühmte Stadt des Altertums von der Wissenschaft so stiefmütterlich behandelt worden, als die Vaterstadt des Archytas, des Freundes Platons, des Lysis, Lehrers des Epaminondas, und so vieler anderer Pythagoräer von Ruf. Dieselbe Vernachlässigung hat freilich das gesammte Großgriechenland erfahren, dessen Geschichte noch keine umfassende Darstellung gefunden hat.

Das Werk des Juvenis ist, mit allen Mängeln seiner Zeit, die einzige nennenswerte Arbeit über Tarent. Später schrieb Ambrosio Merodio eine „Historia Tarentina raccolta da molti scrittori antichi e moderni, e fedelissimi

manoscritti", welche abschriftlich in der Nationalbibliothek zu Neapel, und anderswo vorhanden ist.

Nach Galateus hat sich erst im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ein calabrischer Arzt an ein Werk über die ganze Halbinsel gewagt. Dies ist im Jahre 1855 zu Neapel gedruckt worden als „Descrizione, Origini e Successi della Provincia d'Otranto del Filosofo e Medico Girolamo Marciano di Leverano con aggiunte del filosofo e medico Domenico Tommaso Albanese di Oria, prima edizione del manoscritto". Marciano's brauchbare Arbeit ist die umfassendste über jene Provinz, die es gibt; sie führt den Galateus aus und gibt eine übersichtliche Darstellung der geographischen, ethnographischen und geschichtlichen Verhältnisse des Landes nach den einzelnen Städten, aber sie ist eine unwissenschaftliche und unkritische Compilation.

Ein eigentliches Geschichtswerk ist im alten Calabrien nicht entstanden. Zwar brachte Lecce im sechzehnten Jahrhundert einen namhaften italienischen Geschichtschreiber hervor, Scipione Ammirato, welcher dort im Jahre 1531 geboren wurde, aber dieser Mann eines durch ganz Italien ruhelos bewegten Lebens blieb seinem engeren Vaterlande fern, und er schrieb im Auftrage des Großherzogs Cosimo in Florenz die „Istorie Fiorentine".

Das biographisch-literarische Werk des Domenico de Angelis „Le Vite de' Letterati Salentini" (gedruckt zu Florenz 1710) führt keine Geschichtschreiber auf. Doch verdient für das siebzehnte Jahrhundert eine ehrenvolle Erwähnung Giulio Cesare Infantino wegen seines im Jahre 1636 zu Lecce gedruckten Werkes „Lecce Sacra",

worin er die kirchlichen Verhältnisse dieser Stadt behandelt hat. Dieselben sind freilich vielfach dunkel geblieben, weil die Urkunden des dortigen bischöflichen Archivs fast sämmtlich untergegangen sind.

Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert entstand eine massenhafte Production von Monographien über Städte der Halbinsel, welche man jetzt zu sammeln und herauszugeben begonnen hat, nachdem im achtzehnten Jahrhundert Francesco Antonio Piccinni damit in Bezug auf Lecce den Anfang gemacht hatte. Es gibt eine Reihe von Stadtbeschreibungen und Stadtgeschichten, wie von Brindisi, Lecce, Otranto, Oria, Gallipoli, Ostuni, Galatina, Nardò, Francavilla, Manduria u. a. m. So schätzbar diese Schriften auch für die Kenntniß des Landes sein müssen, so ist doch dabei zu bemerken, daß sie nicht einen communalen und officiellen Ursprung haben, sondern eben nur monographische Arbeiten einzelner Antiquare sind, bei denen die Tradition und der Localpatriotismus in der Regel an die Stelle der Kritik getreten sind. Zugleich erklärt das unermeßliche Alter der Städte und ihre antike Bedeutung das Vorherrschen der antiquarischen Betrachtung und Forschung über die geschichtliche bis zum heutigen Tage. Selbst der erfreuliche Aufschwung der literarischen Studien in der Terra d'Otranto seit drei Decennien scheint durch die Entdeckung jener messapischen Inschriften mit veranlaßt worden zu sein; denn sie haben die Aufmerksamkeit auch des Auslandes wieder auf dieses altberühmte, seit lange geschichtlos gewordene Land hingelenkt.

Der Aufschwung wissenschaftlicher Studien dort ist in der That bemerkenswert; und schon die oben bemerkten

Namen von Straßen Lecces haben gezeigt, daß hier der Sinn für die geschichtliche Erinnerung besonders lebhaft sein muß. Mit jener Begeisterung des municipalen und provinziellen Patriotismus, welcher eine besondere Eigenschaft der Italiener ist, hat man sich der Erforschung der Altertümer und der Sammlung der literarischen Erzeugnisse des Landes zugewendet, und dieser Eifer hat sich mit dem Augenblicke verdoppelt, wo die tiefe geistige Finsterniß, in welcher die bourbonische Dynastie aus Regierungsprincip das ganze Königreich Neapel gehalten hatte, von diesem endlich genommen wurde.

Lecce ist seither der Mittelpunkt neuer literarischer Thätigkeit geworden. Dort machte man sich seit den fünfziger Jahren an die Herausgabe einheimischer Autoren. So entstand erst die „Biblioteca Salentina" in fünf Bänden 1855—59, dann seit dem Jahre 1867 das nationale Sammelwerk, die „Collana di opere scelte edite et inedite di scrittori di terra d' Otranto", besorgt vom Professor Salvatore Grande. Bisher sind davon neunzehn Bände erschienen. Diese Sammlung vereinigt alle bedeutenden oder im Lande als bedeutend geltenden Schriften vom frühen Mittelalter abwärts, gedruckte wie noch ungedruckte jeder Gattung.

Was besonders die Geschichtsforschung betrifft, so sind auch darin neuerdings Versuche von mehr wissenschaftlichem Charakter gemacht worden. Ich habe bemerkt, daß die Geschichte der Terra d'Otranto während des späteren Mittelalters in zwei Hauptgruppen sich darstellt, in dem Fürstentum Tarent und in der Grafschaft Lecce. Eine Geschichte jener Provinz würde sich deshalb wesentlich auf

die dort einander gefolgten Feudalherrschaften beziehen. Ueber die Anjou Tarents hat Luigi Giuseppe de Simone im Jahre 1866 eine Dissertation verfaßt, „Degli Angioini principi di Taranto" (1292—1373), welche als ein Wegweiser zu umfassenderen, namentlich archivalischen Studien zu betrachten ist. De Simone ist ein sehr thätiger Sammler wissenschaftlichen Materials, welches er seit zwanzig Jahren herbeizuschaffen bemüht ist, um eine salentinische Geschichte herzustellen. Seine Kenntnisse auf diesem Gebiete sind zweifellos; sie zu beglaubigen reicht schon der erste Band seines vor kurzem begonnenen Werkes: „Lecce e i suoi Monumenti descritti ed illustrati" hin, welcher eine Fülle von Gelehrsamkeit enthält, wenn auch in etwas formloser Weise.

Ueber die Grafen von Lecce aus dem Hause Brienne besitzen wir seit kurzem das von einem Franzosen, dem Grafen Fernand de Sassenay geschriebene Buch: „Les Brienne de Lecce et d'Athènes" (Paris 1869). Diese Schrift ist mit Benutzung des Staatsarchivs in Neapel aus fleißigen literarischen Studien entstanden, aber die Verhältnisse Lecces und des Landes überhaupt sind in ihr fast gar nicht berührt worden. Die Brienne, deren Epoche von 1200—1356 reicht, haben dort nur selten ihren Sitz gehabt.

Die Geschichte dieser tapferen französischen Abenteurer, welche alle nacheinander von Gauthier III. an, dem Gemal der Albiria d'Hauteville und erstem Grafen von Lecce seines Hauses, bis zum letzten ihres Namens Gauthier VI., dem bekannten Herzog von Athen und Signor von Florenz, ein blutiges Ende gefunden haben, gehört wegen ihrer

Verbindung mit Cypern, Jerusalem und Athen fast mehr dorthin als nach Calabrien.

Gauthier III. war der Sohn Erards aus dem alten Grafenhause der Brienne in der Champagne, und der Agnes von Mömpelgard. Er vermälte sich mit Tancreds Tochter Albiria, im Jahre 1200, und vom Papst Innocenz III. unterstützt und in den Rechten seiner Gemalin auf Lecce anerkannt, warf er sich zum Rächer der Normannen und zum Prätendenten der Krone Siciliens auf, welche Heinrich VI. seinem jungen Sohne Friedrich vererbt hatte. Er fiel jedoch schon im Jahre 1205 in Campanien in einer unglücklichen Schlacht, wo er zum Tode verwundet in die Gewalt des Grafen Diepold geraten war.

Sein Sohn Gauthier IV., Neffe jenes Königs von Jerusalem, Johann von Brienne, dessen Tochter Jolantha die Gemalin Friedrichs II. wurde, konnte seine Rechte auf Lecce nicht mehr geltend machen. Er ging nach Jerusalem, wo er mit heldenmütiger Tapferkeit gegen die Saracenen kämpfte. In einer Schlacht gefangen genommen und nach Kairo fortgeführt, ward er dort ermordet, im Jahre 1246. Er hatte sich mit Maria von Lusignan vermält, einer Schwester des Königs Heinrich I. von Cypern. So wurde durch ihn die Verbindung des Hauses Brienne mit den Angelegenheiten des Orients fortgesetzt.

Sein Sohn Hugo machte auch die Rechte seiner Mutter auf Cypern geltend, und beanspruchte sogar die Krone Jerusalems. Doch kehrte er, da seine Hoffnungen fehlschlugen, nach Italien zurück, und hier gab ihm Karl I. Anjou nach der Besiegung Konradins die Grafschaft Lecce zum Lehn, die sein Großvater besessen hatte. Er diente

seither als Vasall der Krone in den Kriegen Karls, ging aber von Lecce nach Griechenland, wo er die Witwe Guillaume's de la Roche heiratete, des Herzogs von Athen. Hugo von Brienne fiel im Jahre 1296 vor den Mauern Lecces, welche Stadt der sicilianische Admiral Roger Loria bestürmte.

Sein Sohn Gauthier V., Graf von Lecce, wurde im Jahre 1308 Herzog von Athen, nach dem Tode des jungen Sohnes jenes Guillaume de la Roche, in welchem diese Linie der Herzoge Athens endigte. Dort fiel auch dieser Brienne im Jahre 1311 in einer mörderischen Schlacht gegen die catalonischen Banden.

Seine Witwe Jeanne de Châtillon flüchtete aus Griechenland mit ihren beiden Kindern Gauthier und Isabella an den Hof Neapels. Ihr Sohn aber war nachmals jener Duca d'Atene, welchem die Florentiner, geängstigt durch die Wut der Parteien und durch ihr Unglück im Kriege wider Pisa, auf unerhörte, ja unbegreifliche Weise die lebenslängliche Signorie ihrer Republik übertrugen. Dies geschah am 8. September 1342. Der Titularherzog von Athen setzte jetzt alle seine Künste in Bewegung, um Tyrann der reichen Republik zu werden; er wälzte die florentinische Verfassung um, und nahm dem Volk seine Freiheiten, bis ihn dieses in dem berühmten Aufstand des 3. August 1343 aus der Stadt verjagte.

Der verbannte Herzog von Athen kehrte in seine Grafschaft Lecce zurück; später ging er nach Frankreich, ward dort Connetable, und fand endlich einen ruhmvollen Tod in der Schlacht bei Poitiers. Mit ihm erlosch das Haus Brienne.

Er war vermält mit Margarete von Anjou, einer Tochter Philipps I. des Fürsten von Tarent, hinterließ aber keine Kinder. So fiel die Grafschaft Lecce an die Nachkommen seiner Schwester Isabella, welche sich im Jahre 1320 mit Gauthier von Enghien vermält hatte. Dessen Sohn war Jean d'Enghien-Bourbon, nachmals Vater der Königin Maria di Enghenio, welche unter den geschichtlichen Persönlichkeiten Lecces noch heute vielleicht die volkstümlichste ist.

Diese schöne und kluge Frau war im Jahre 1367 geboren; eine Tochter der Sueva del Balzo. Sie folgte ihrem Bruder Pirro, dem letzten des Hauses Enghien zu Lecce, in der Regierung im Jahre 1384, und vermälte sich mit Ramondello Balzo Orsini, dem berühmten Fürsten von Tarent und mächtigsten Feudalherrn Neapels. Nach dem Tode ihres Gemals im Jahre 1405 regierte sie als Vormünderin ihrer Kinder auch das Fürstentum Tarent, dessen Gebiet sich damals fast über die ganze calabrische Halbinsel erstreckte. Vom König Ladislaus im Jahre 1406 belagert, verteidigte sie Tarent erst mit kühnem Mut, dann übergab sie die Stadt und sich selbst dem König, welcher sie als seine Gemalin nach Neapel führte. Nach dessen Tode im Jahre 1414 wurde sie von der Königin Johanna II. mit ihren Kindern in Neapel gefangen gehalten, aber sie entkam nach Lecce und regierte ihre Länder unter vielen Kriegen und Umwälzungen bis an ihren Tod, im Jahre 1446. Mit ihrem Sohn Gianantonio erlosch im Jahre 1463 die feudale Dynastie von Lecce und Tarent.

Die wissenschaftlichen Bestrebungen in jenem Lande haben endlich dadurch einen festen Mittelpunkt gefunden,

daß im Jahre 1869 zu Lecce eine Commission der Archäologie und der vaterländischen Geschichte der Terra d'Otranto eingesetzt worden ist. Ihr ist die Aufgabe gestellt, alles die Altertümer und die Geschichte der Provinz betreffende Material zu ordnen, Ausgrabungen zu veranstalten, Vasen, Münzen, Inschriften, Bücher und Manuscripte zu sammeln und in einem Provinzialmuseum zu Lecce niederzulegen.

Dies Museum ist eingerichtet worden und beginnt sich zu füllen sowol durch Schenkungen aus dem ganzen Lande, als durch den Erfolg von Ausgrabungen, mit denen in Rugge, der Vaterstadt des Ennius, unter der Leitung De Simone's der Anfang gemacht worden ist. Ob die Ausgrabungen in der Terra d'Otranto noch sehr lohnend sein werden, ist zweifelhaft; denn seit vielen Jahrhunderten sind dort die Altertümer geplündert, verschleudert und zerstört worden, wie das der Vorstand jener Commission, der Herzog Sigismondo von Castromediano, ein verdienter Patriot und Förderer der Wissenschaft und Kunst, in seinem ersten Sitzungsbericht, namentlich von Rugge, Oria, Brindisi und Tarent beklagt hat. Vielleicht ist überhaupt zu wünschen, daß die einseitig vorherrschende Richtung auf archäologische oft ganz unfruchtbare und sehr kostspielige Forschungen gemäßigt werde, und daß durch einsichtige Arbeitsteilung auch die historischen Studien zu größerer Cultur kommen. Dies würde geschehen durch Ueberweisung des geschichtlichen Gebietes an eine Abteilung der Commission, und durch Gründung von Bibliotheken und Archiven.

Die mit dem Museum in Lecce vereinigte Sammlung salentinischer Autoren und Manuscripte umfaßt gegenwärtig

mehr als 320 Nummern. Die Manuscripte bestehen größtenteils in ungedruckten Chroniken und Stadtbeschreibungen.

Die neu gegründete öffentliche Bibliothek in Lecce zählt erst 16000 Bände. Im allgemeinen ist es um die Büchersammlungen des Landes schlecht genug bestellt. Tarent, einst ein Athenäum der Wissenschaften, besitzt heute weder ein Museum von Altertümern, noch selbst die kleinste Bibliothek. Nardò hat die Biblioteca Sanfelice, die der Bischof dieses Namens am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts stiftete; Brindisi besitzt die reichhaltigste des Landes, welche vom dortigen Erzbischof Leo am Anfange dieses Jahrhunderts dem öffentlichen Gebrauch übergeben wurde. Auch Gallipoli, Ostuni und Oria haben Communalbibliotheken. Es gibt sodann einige Privatbibliotheken, wie in Lecce die des Hauses Romano, in Galatina die der Familie Papadia, in Gallipoli die der Fonto und Ravenna.

Solche Büchersammlungen stammen noch aus Stiftungen her, welche einzelne einheimische Gelehrte und Bibliophilen seit dem sechzehnten Jahrhundert gemacht, und dann ihren Familien hinterlassen haben. Andere waren feudalen und geistlichen Ursprungs; die Barone des Landes gründeten nämlich Klöster zu dem Zweck, die Sorge für ihre Familiengrüfte Mönchen dauernd zu übergeben, und zugleich legten sie dort Büchersammlungen an. Die erste und auch berühmteste Stiftung dieser Art ist die Franciscanerkirche der heil. Catarina zu San Pietro in Galatina, zugleich ein schönes Baudenkmal, welches Heinr. Wilh. Schulz, („Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Unteritalien", I, 276) für das bedeutendste in der Terra d'Otranto

erklärt hat. Dieses Kloster gründete um das Jahr 1384 jener aus der Zeit des Papstes Urban VI. und Karls III. von Neapel bekannte Ramondello del Balzo-Orsini, Graf von Soleto.

Die Klosterbibliotheken erhielten sich bis auf den Anfang dieses Jahrhunderts. Als damals, unter dem französischen Regiment Neapels die Klöster überhaupt aufgehoben wurden, wanderten deren Bücherschätze teils in die Nationalbibliothek zu Neapel, teils in die Generalordenshäuser in Rom, teils in Privatbesitz. Soviel sich endlich nach der letzten Aufhebung der Klöster in unserer Zeit an Büchern vorgefunden hat, soll nun der Anlage öffentlicher Gemeindebibliotheken zugute kommen.

Was den Bestand des archivalen Materials betrifft, so liegen die Quellen dieser Natur für die Geschichte der Terra d'Otranto heute wesentlich im großen Staatsarchiv zu Neapel. In Folge des Gesetzes vom 12. Nov. 1818, welches jenes Archiv zu einer centralen Reichsanstalt machte, wurden die Urkunden der Provinzial- und Gemeindearchive dorthin übertragen. So sind auch die calabrischen Archive ausgeleert worden, bis auf wenige Reste in einzelnen Communen. Das Museum zu Lecce besitzt nur dreizehn Urkunden, von denen die älteste ein Diplom der Königin Johanna I. vom 7. August 1362 ist. Reichhaltiger ist der Bestand einiger Archive der Kathedralkirchen. Nach einem mir von Herrn Casotti übergebenen Bericht besitzt zum Beispiel das Domarchiv Brindisi noch heute an Urkunden 58 Bullen der Päpste, ein griechisches Diplom des Kaisers Basilius, 10 normannische, 6 der Hohenstaufen, 16 der Anjou, 1 der Grafen von Lecce, 24 der Fürsten von

Tarent, 4 der Könige vom Haus Aragon und 2 der Republik Venedig. Die Archive der Feudalgeschlechter sollen durchweg verschleudert und vernichtet worden sein.

Das Gesagte mag hinreichen, dem Leser einen Begriff von den geschichtlichen Verhältnissen und den historischen Studien in jenem merkwürdigen Lande zu geben, wo ehemals die feinste hellenische Cultur auf dem Grunde des sogenannten messapischen Barbarentums sich ausgebildet hatte, und dann jählings verschwand, ohne, wie es in manchen Teilen Siciliens der Fall gewesen ist, durch eine andere bedeutende Cultur ersetzt zu werden.

Es ist aber wol möglich, daß jenes alte Calabrien noch einer schönen Zukunft entgegengeht, und daß Brindisi von neuem eine internationale Wichtigkeit gewinnt, nämlich als die europäische Mittelstation der neuen Via Appia des Weltverkehrs, die sich heute von England bis nach Indien und China forterstreckt.



Tarent.

1874. 1875.



I.

Noch vor einigen Jahren war eine Reise nach Tarent ein so schwieriges Unternehmen, daß nur wenige Ausländer, Gelehrte und Altertumsforscher diese berühmte Stadt gesehen haben. Heute ist sie in das Eisenbahnsystem aufgenommen, wie fast schon das gesammte Großgriechenland, und ohne Mühe und Gefahr können fortan alle die Stätten durchforscht werden, auf denen einst um den Golf von Tarent her die großgriechischen Colonien geblüht haben.

Die adriatische Bahn teilt sich in Bari in zwei Linien; die eine geht längs des Meeres über Brindisi fort und endet im Hafen Otranto; die andere führt quer durch das Land geradezu nach Tarent. Die Fahrt auf dieser Linie ist kurz, aber wenig anziehend. Wenn man mehr vom Lande kennen lernen will, muß man bis Brindisi oder bis Lecce fahren, um entweder von jener Stadt über Oria, oder von dieser über Manduria Tarent zu erreichen, und das ist so hier wie dort eine bequeme Tagereise im Mietwagen. Man durchschneidet dabei die ganze messapische Halbinsel an ihrer Basis.

Im Jahre 1874 war ich von Bari nach Tarent gefahren; diesmal wählten wir die andere Straße von Lecce aus. Es ist eine Reise von zwölf Stunden auf einer vorzüglichen Fahrstraße.

Nahe vor dem Tor Lecces, aus welchem man auf diese gelangt, steht ein moderner Obelisk mit den Symbolen der vier Districte der Terra d'Otranto. Das Wappen Otrantos ist ein Delphin, welcher einen Halbmond im Maule trägt. Er wurde der Stadt zur Erinnerung an ihre Befreiung aus der Gewalt der Türken verliehen, welche sie im Jahre 1480 unter unsagbaren Greueln erobert hatten.

Das Land ist durchaus eben, ein fortgesetzter Olivengarten, und deshalb ermüdend und eintönig. Die wolgeordnete Cultur desselben würde auf Wolstand des Landvolkes schließen lassen, wenn man nicht wüßte, daß sich die meisten Güter in den Händen großer Barone befinden. Trotzdem macht die Bevölkerung in den Ortschaften, durch welche man fährt, nicht den Eindruck der Armut, wie in anderen vom Weltverkehr minder entfernten Gegenden Süditaliens. Sehr sauber erschienen die Fuhrwerke der Bauern; die weißen Ochsen, welche sie ziehen, sind stets mit einem roten Stirnbande geschmückt.

Daß man sich hier in einem Lande uralter bis zur Mythenzeit hinaufreichender Völker befindet, lehren hie und da antike Namen, so der eines Ortes „Campi Salentini".

Wir erreichten um die Mittagszeit Manduria, einen alten Ort, welcher erst vor kurzem seinen neueren Namen Casal nuovo wieder abgelegt hat. Manduria wird mehrmals in der Geschichte genannt. Vor ihren Mauern fiel

Archidamus von Sparta, der Sohn des Königs Agesilaos, im Kampfe mit den Messapiern als General der Tarentiner. Hannibal eroberte die Stadt, Fabius Maximus entriß sie den Karthagern; so wurde sie römisch. Sie muß im Altertum ein ansehnlicher Ort gewesen sein; das zeigen noch Reste der antiken Stadtmauern, welche man draußen auf dem Felde, wie neben dem Marktplatze wolerhalten sieht, Bauwerke aus kolossalen Quadersteinen, hie und da noch in der ursprünglichen Höhe aufrechtstehend. Man trifft auch antike Cisternen und eine berühmte Quelle in einer Grotte, von deren immer gleich bleibender Fülle schon Plinius geredet hat.

Die Stadt soll erst von den Gothen unter Totila zerstört worden sein; dann bauten sie die Byzantiner wieder auf, aber im zehnten Jahrhundert erlitt sie wiederholte Verwüstungen durch die Saracenen. Diese von Afrika und Sicilien herübergekommenen Horden waren die eigentlichen Verderber beider Calabrien und Apuliens. Sie zerstörten die Städte dieser gesegneten Länder und schleppten deren Bewohner in die Sklaverei. Italienische Geschichtschreiber gefallen sich heute in einer gewissen Vorliebe für die arabische Epoche Siciliens; hat sich aber die Herrschaft der Araber dort im Grunde wirklich viel über den Charakter afrikanischer Raubstaaten erhoben? Wenigstens waren sie gerade so unmächtig, eine neue für das Abendland bedeutende Cultur in Sicilien und Calabrien zu erschaffen, wie die Türken in Kleinasien und Griechenland. Sie zerstörten dort (und das ist tief zu beklagen) die Reste der antiken Welt; mit den Klöstern, welche sie verbrannten, gingen auch viele literarische Schätze des Altertums zu Grunde.

Die Normannen retteten endlich Süditalien und Sicilien aus der Gewalt dieser Afrikaner, und mit ihrer ewig denkwürdigen Herrschaft stellte sich die lateinische Cultur in Sicilien wieder her, und belebte sich auch das ganz wüst gewordene Calabrien wieder.

Manduria wurde von Roger, dem Sohne Robert Guiscards, im Jahre 1070 aus dem Material der alten Stadt kümmerlich aufgebaut, und fortan Casal-Nuovo genannt. Mit der Zeit ward sie ein Lehen der Marchesi von Oria und Prinzen von Francavilla. Der schöne, doch nicht alte Palast dieser Feudalherren ist noch das ansehnlichste Gebäude des kleinen Orts. Man sagte mir, daß der Prinz von Francavilla ihn an irgend einen reich gewordenen Bürger verkauft habe; und solches Schicksal erleiden seit der letzten Umwälzung Italiens zahllose Baronalschlösser in allen Provinzen des Südens.

Manduria hat heute gegen 9000 Einwohner. Es ist eine Stadt von orientalischem Aussehen: die Häuser sind würfelförmig, mit platten Dächern; die Straßen enge und entsetzlich unsauber. Da es Sonntag war, strömte das Volk nach den Kirchen oder tummelte sich auf den Plätzen umher. Es trägt keine Nationaltracht. Die Bildung und dunkle Farbe des Gesichts und die schwer verständliche Sprache erinnerten mich daran, daß ich auf der südlichsten Halbinsel des Festlandes uralter Japygen und Messapier mich befand. Der Eindruck des Orientalischen, welchen Land, Volk und Bauart der Stadt machen, wurde durch die kaum erträgliche Sonnenglut und deren heftigen Reflex von den weißen Wänden der Häuser verstärkt. Wenn die Hitze in Manduria schon in der Mitte des Monats Mai

so gewaltig ist, wie furchtbar muß sie erst im Juli und August wirken.

Wir verbrachten die Mittagsstunden in dem unheimlichen Gasthause des Orts, oder vielmehr in dessen kellerartiger Schenke, wo wir trotz des Festtages mit dem dürftigsten Mittagsmal abgefertigt wurden. Und doch erscheint das Land rings umher in Meilenweite als ein großer Garten, aus welchem sich die Fülle aller Producte erwarten läßt. Es wird aber hier meist nur Oel und Saffran gebaut.

Als wir Manduria verließen, um die Reise nach Tarent fortzusetzen, und kaum ins Freie gelangt waren, hielt unser Fuhrwerk an, und ein großer starkbeleibter Bürger des Orts pflanzte sich ohne Umstände neben den Kutscher hin. Da der kleine Wagen verschlossen war, so wurde uns durch ihn die Aussicht aus dem vordern Fenster zugedeckt. Wir bedeuteten dem ungebetenen Gaste wieder abzusteigen, und, wenn er nun einmal der Fahrgelegenheit sich bedienen wolle, nachzusehen, ob er hinterwärts einen Platz sich einrichten könne. Der Eindringling protestirte mit einer Entschiedenheit, als sei er der wahre Inhaber des Wagens, und da wir auf unserm Willen bestanden, entfernte er sich ungehalten, aber doch mit guter Art. Als wir hierauf von unserm Fuhrmann Aufklärung über diesen Vorfall verlangten, antwortete er uns: „Dieser Mann ist ein wolhabender Bürger Mandurias; er hat nach Tarent mit fahren wollen, woran ich ihn nicht hindern durfte; denn wisset, meine Herren, er ist ein Haupt der Camorra!" Also breitet auch in diesem stillen Halbinsellande jene furchtbare Genossenschaft des Betrugs und der Erpressung ihr unzerreißbares Gewebe aus.

Die Landschaft bleibt immer ein einförmiges Flachland und von derselben reichen Cultur unabsehbarer Olivenwälder bedeckt, welche mit Weizenfeldern abwechseln. Nur nordwärts ragt ein Höhenzug auf, und über diesem wird eine große weiße Stadt sichtbar, deren Mittelpunkt ein mächtiges Castell einnimmt. Das ist das uralte Oria oder Uria, die Königsburg und Metropolis der Messapier, eine der berühmtesten Städte des alten Calabrien. Mit Verlangen blickte ich auf diese monumentale Stadt eines unermeßlichen Alters, deren emporgetürmte Massen über dem blauen Gebirg im Sonnenlicht einen herrlichen Anblick gewährten, während von ihrer Burg ein fremder Mythenhauch vorhellenischer Zeiten herabzudringen schien. Jetzt bedauerten wir es lebhaft, daß wir nicht die Straße von Brindisi nach Tarent gewählt hatten, denn sie würde uns nach Oria geführt haben.

Nach der Mythe war Oria (Herodot nennt die Stadt Hyria) eine Gründung des Japyx, eines Sohnes des Dädalus, also kretischen Ursprungs; ohne Zweifel war es dies meerbeherrschende Inselvolk, welches das nahe Calabrien mit Colonien erfüllt hat. Die Japygen vereinigten sich mit Messapiern, welche sie in jenem Lande bereits vorfanden, und Oria wurde der messapische Königssitz. Die mächtige Stadt führte Krieg mit dem benachbarten Tarent; Hannibal eroberte sie, und nach dessen Besiegung wurde sie römisch. Sie dauerte unter dem Wechsel der Zeiten fort, doch ihre alten Monumente gingen unter. Der König Manfred, welchem sein Vater Tarent als Fürstentum verliehen hatte, soll die Burg neu aufgebaut haben.

Oria gehörte lange zu diesem großen tarentiner Lehen, bis es der König von Spanien im Jahre 1572 dem genuesischen Geschlecht Imperiali als Marchesat verlieh. Man behauptet, daß die berühmte Familie Doria, die schon am Anfange des zwölften Jahrhunderts in der Geschichte Genuas erscheint, aus eben dieser calabrischen Stadt hergekommen sei; doch gibt es keine genealogischen Beweise dafür.

Die Höhen von Oria bilden die Wasserscheide zwischen dem Golf von Tarent und dem östlichen Meer; sie sind eine Aufschwellung des Bodens um den Nordostrand jenes großen Golfs. Wir fuhren nun diesem entgegen über ein wellenförmiges, überaus reich bebautes Land, und kamen durch die Orte Sava, Fracagnano, Monteparano und San Giorgio. Wenn diese nicht irgend eine Kuppelkirche aus dem siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert und ein altes Baronalschloß besäßen, so würde man sie ihrer Bauart nach für Städte einer afrikanischen oder syrischen Küste halten können.

Fracagnano ist vor allen andern ganz und gar orientalischen Ansehens; die Straßen bestehen hier aus einstöckigen und gesonderten Häusern in Würfelform, und in der Regel ohne Fenster nach außen.

Der letzte Ort vor Tarent, San Giorgio, ist eine albanesische Colonie aus der Zeit Skanderbegs, wie es deren noch mehre in der Terra d'Otranto gibt. Die Einwohner haben einen Rest ihrer heimischen Sprache und Gebräuche bewahrt, aber sonst unterscheiden sie sich nicht von den anderen Bewohnern des Landes.

Von dort aus öffnet sich der Blick auf den Golf von

Tarent. Die Höhe, welche man hier erreicht hat, fällt in meilenweiten Abhängen nieder, die gleich dem unermeßlichen Halbrund eines Theaters eine duftige Tiefe umschließen, und aus dieser blitzt ein purpurblaues Wasserbecken hervor: es ist das kleine Meer von Tarent!

Der Anblick ist eher befremdend, als überwältigend schön zu nennen. Es sind nicht die herrlichen Gebirgsformen der Gestade Neapels, die sich hier wiederholen; es sind vielmehr leise und sanft geschwungene, nach dem inneren Lande zu allmälig aufsteigende, endlos weite Ufer, welche in vorgeschichtlichen Zeiten das Meer bespülte, und worauf jetzt Ackerfluren und Olivenhaine sich hinziehen — eine meilenlange Einöde, nicht starr und zerrissen, wie jene steinerne um Syrakus, sondern grünend von Pflanzenwuchs, aber doch von dem unsagbaren Zauber geschichtlicher Verlassenheit erfüllt. Denn nur selten gewahrt der überraschte Blick in jenen blauen Tiefen und auf jenen sanften Höhen einen Ort. Alles ist weit und still und menschenleer.

Wir stiegen leise abwärts zum Golf durch herrliche Olivenhaine und zwischen Weizenfeldern von solcher Ueppigkeit, daß sie das Herz jedes Landmannes entzückt haben würden, und je näher wir Tarent kamen, desto mächtiger und reicher wurde diese Korncultur. Nun zeigte sich auch die Stadt selbst mit Mauern und Türmen inselartig zwischen den beiden stralenden Meeren hingelagert.

Durch eine Vorstadt von einfachen Landhäusern auf einer staubigen Straße gelangten wir endlich in das Tor von Tarent, und so betraten wir diese gefeierte Hauptstadt

Großgriechenlands, einst die im Purpur prangende Königin der Meere, von deren Herrlichkeit wie von jener ihrer sicilischen Schwester Syrakus nichts übrig blieb, als der unsterbliche Name, und dieser ergreift noch mit Macht die Phantasie dessen, der ihn nennen hört.

II.

Die insularische Lage Tarents zwischen zweien großen Häfen und Meeren, in deren blauen Fluten sich ihre Türme spiegeln, in der tiefsten sagenvollen Stille verlassener Küsten, rief mir beständig Syrakus in Erinnerung, so daß ich anfing die Namen beider Städte mit einander zu verwechseln. Nur sind die Meeresweiten um Tarent her größere, denn was vergliche sich in der Mittelmeerwelt diesem prachtvollen Golf, dem Sinus Tarentinus? In einem weiten Halbkreise, dessen Linien und Endpunkte der Blick nicht umfassen kann, spannt sich diese Meeresbucht zwischen den beiden Vorgebirgen aus, dem Promontorium Salentinum oder Japygium (heute Capo di Santa Maria di Leuca) und dem Lacinium, dem heutigen Capo delle Colonne. In dem ersten endet die messapische Halbinsel, das alte Calabrien; an seinen Ufern gründeten die Griechen nur eine ansehnliche Hafenstadt, das noch dauernde Gallipolis. In dem andern Cap endet die längere Linie des Halbkreises, und an diesen glücklichen Küsten des alten Lucanien entstand und blühte die reichste Pflanzung der Griechen in einem Kranz weltberühmter

Städte: Metapontum, Heraklea, Siris, Sybaris, Thurii und Kroton.

Tarent selbst liegt auf der günstigsten Stelle am Golf, in dessen Mittelpunkt, auf einer zur Insel gemachten Landzunge, zwischen dem kleinen Meer (mare piccolo), wie die innerste Einbuchtung des Meerbusens genannt wird, und dem großen Meer (mare grande), das heißt dem Golf selbst. Dieser herrliche große Hafen hat einen sichtbaren natürlichen Abschluß durch das Capo San Vito auf der messapischen Küste und durch das Capo San Collichio auf der anderen Seite, während zwischen beiden Vorgebirgen zwei kleine flache Inseln liegen, San Pietro und San Paolo, im Altertum Choerades genannt.

Den ersten umfassenden Anblick Tarents gewinnt man nicht auf der Straße von Lecce, sondern nordwärts auf der von Massafra, der letzten Station der Bahn, die von Bari herabführt, und einem Ort von ganz orientalischem Charakter. Von diesem Ufer her übersieht man beide Meere und die von der Stadt bedeckte erhöhte Landzunge. An der Spitze derselben steht ein mächtiger crenelirter Turm des Mittelalters. Er schützt den Eingang in die Stadt an der langen Brücke, welche die Landzunge mit dem Festlande verbindet. Unter ihren Bogen strömt die Flut des Golfs in das Mare piccolo ein.

Da nun diese Landzunge hinterwärts durch einen Wasserkanal durchschnitten ist, welcher auch dort das große und kleine Meer in Verbindung setzt, so wird Tarent zur Insel. Auf ihr steht die Stadt zusammengedrängt mit hohen weißen Häusern, mit großen schwärzlichen Klöstern und wenigen nicht großen Türmen, scheinbar terrassen=

förmig sich erhebend, da auf der einen Seite, nach dem Golf zu, der Boden etwa achtzig Fuß hoch über der Flut aufsteigt. Dies heutige Tarent nimmt nur die Stelle ein, wo im Altertume die Akropolis gelegen war, denn die alte Stadt breitete sich weit über die Hochfläche des Isthmus landwärts nach Osten aus.

Ich will von den geschichtlichen Schicksalen Tarents in kurzen Zügen eine Anschauung geben, denn das wird doch immer die Hauptsache für denjenigen sein, welcher dies Schattenbild vergangener Größe jetzt vor Augen hat. Aber selbst die alte Geschichte Tarents ist nur ein Schatten für uns; sie besteht nur in Fragmenten, wie diejenige des gesammten Großgriechenlands, das heißt der hellenischen Colonien in Italien. Keine einzige von ihnen steht deutlich vor uns als eine historische Persönlichkeit, deren Leben sich in einer Folge von bürgerlichen und politischen Entwicklungen faßbar darstellte, wie dasjenige von Athen, Sparta, Korinth, Theben und selbst kleineren hellenischen Orten.

Die griechischen Pflanzstädte an den Küsten Italiens erscheinen noch in viel höherem Maße als es mit den sicilischen der Fall war, aus dem Mittelpunkt der hellenischen Handlung weit westwärts vorgerückte, halbverlorene Posten unter italischen Barbaren, den uns rätselhaft gebliebenen Messapiern und Japygen, den wilden Lucanern und Bruttiern, mit denen sie fortdauernd in heißen Kämpfen lagen.

Sie übten trotzdem einen nicht geringen Cultureinfluß auf diese einheimischen Stämme aus; sie machten aus den südlichen Landschaften ein zweites Hellas, worin Handel

und Künste, Gewerbe und Wissenschaften ein paar Jahrhunderte lang in Blüte standen, und wo Philosophen und Staatsmänner weltberühmte Schulen stifteten. Eine große Culturbewegung, deren Mächtigkeit wir nicht mehr im Zusammenhange mit anderen Strömungen des griechischen und italiotischen Geistes ganz zu erkennen vermögen, pulsirte den Küsten des jonischen Meeres entlang, in Städten die vereinzelt blieben, die es nie zu einer Eidgenossenschaft brachten, welche sich einander heftig befehdeten und selbst zerstörten, und endlich in dieser Vereinzelung zu Grunde gingen.

Der Ursprung Tarents ist in Göttersagen verhüllt. Taras, ein Sohn des Neptun und einer Nymphe des Landes, ein Bruder des Messapus, gründete die Stadt, tausend Jahre vor Rom. Man sieht diesen Halbgott auf den schönen tarentiner Münzen abgebildet, wie Arion reitend auf einem Delphin, eine Krone auf dem Haupt, einen Dreizack in der Hand, in der anderen einen Schild, oder eine Traube, oder eine Victoria, einen Polyp, eine Schnecke, ein Seepferd. Auf dem Delphin reitend ist er auch auf den Münzen der Brundusier abgebildet.

Neptun war der Hauptgott der alten Tarentiner, und neben ihm der weltumwandernde libysche Hercules, von welchem die Legende erzählt, daß er die Stadt beherrscht habe. Sie nannte sich deshalb die herakleische, und so hieß auch der Golf selbst. Eins der berühmtesten Kunstwerke Tarents war der eherne Koloß des Hercules, ein angebliches Werk des Lysippus.

So verhüllt die Sage die Gründung der Stadt durch vorhellenische, wahrscheinlich kretische Einwanderer, bis ihre

geschichtliche Epoche mit der spartanischen Colonie beginnt, welche sich im ersten Jahrhundert dort niederließ. Auch sie ist in Mythen gehüllt. Phalantus, so sagt man, führte die lakonischen Parthenier nach Tarent, und wurde der zweite Gründer dieser Stadt.

Ihr Wachstum, ihre Verfassung und Geschichte bedeckt für Jahrhunderte ein undurchdringliches Dunkel. Es scheint, daß aus einem Königtum, nach dem Muster Spartas und den Einrichtungen Lykurgs, unter heftigen Kämpfen sich ein demokratischer Staat ausbildete.

Die Tarentiner wurden mächtig zur See, und ihre Kraft entwickelte sich in Kriegen mit den benachbarten italischen Völkern, wie mit den andern großgriechischen Pflanzstätten, zumal mit Metapontum und Sybaris, achäischen Städten. Ihre eigene Colonie war Herakleia.

Im sechsten Jahrhundert trat die Stadt in den pythagoräischen Bund ein; die Schule des großen Philosophen von Samos und Kroton reformirte auch sie; die Einrichtung ihres Staates wurde aristokratisch. Die pythagoräische Weisheit blühte in Tarent in zahlreichen Schulen fort, und erzeugte eine Reihe von Staatsmännern und Talenten in jeder Wissenschaft und Kunst, namentlich berühmte Aerzte und Mathematiker. Unter ihnen glänzte als der größeste der Tarentiner der Pythagoräer Architas, der Freund des Platon, ein von den Alten hoch bewunderter Mann, der weiseste Führer der Republik Tarent, der genialste Mathematiker, und zugleich ein kriegsgewaltiger Feldherr. Nach ihm machten sich berühmt der Tarentiner Lysis, Lehrer des Epaminondas, die Philosophen Aristoxenus, Philolaus und Euritus, der Mathematiker Niko=

machus, der Feldherr Dinon, die Dichter Kleanthes und Leonidas, Rinthon, der Erfinder der Tragikomödie, der Komiker Skiras, die Musiker Nikokles und Eumenus.

Die glücklichste Entfaltung Tarents fällt in die perikleische Epoche, und sie dauerte bis zum verhängnißvollen Zusammenstoß mit den Römern fort. Die Stadt schmückte sich mit schönen Tempeln, Thermen, Gymnasien und Museen, und mit den edelsten Werken hellenischer Kunst. Ihr Reichtum gab dem von Syrakus nichts nach. Ihr Handel an allen Küsten des Mittelmeeres, ihre Fabriken, namentlich die Purpurfärbereien, der Fischfang in dem von Muscheln wimmelnden Golf, und die Fülle der Landesproducte auf den von der Natur überschwenglich gesegneten Fluren erzeugten einen solchen Lebensüberfluß, daß die Ueppigkeit der Tarentiner sprichwörtlich wurde, wie die der Sybariten. Sie brachte dann naturgemäß den Verfall der pythagoräischen Einrichtungen und der staatlichen Kraft hervor.

Strabo sagt davon (c. 280): „Einstmals waren die Tarentiner gar gewaltig, da sie sich demokratisch regierten. Sie besaßen die stärkste Flotte, ein Landheer von 30000 Mann, 3000 Reiter, 1000 Reiterobersten. Sie hatten die Grundsätze der pythagoräischen Philosophie angenommen; in ihr aber ragte ganz besonders Archytas hervor, welcher lange Zeit das Haupt der Stadt war. Später wurde ihre Schwelgerei wegen des Ueberflusses so groß, daß ihr Jahr mehr Festtage als Arbeitstage zählte. In Folge dessen verfiel ihr Staatswesen. Ein Zeichen davon war schon dies, daß sie Fremde zu ihren Heerführern machten. Denn gegen die Messapier und Lucaner sandten

sie den König der Molosser Alexandros aus; sodann bedienten sie sich des Archidamos, eines Sohnes des Agesilaos, später des Kleonymos und Agathokles, endlich des Pyrrhus, zur Zeit als sie mit den Römern in Krieg gerieten."

Die Kämpfe Roms mit den Samniten brachten diese erobernde Macht den Städten Großgriechenlands immer näher und näher. Der Uebermut der verweichlichten Tarentiner zog endlich das Strafgericht herbei. Der Pöbel mishandelte einen römischen Abgesandten öffentlich im Theater: der Krieg ward erklärt, und der herbeigerufene König von Epirus kam nach Tarent, im Jahre 280. In diesem Heldenkampf des Pyrrhus mit den ihm ebenbürtigen Römern Fabricius und Curius Dentatus endete die Selbständigkeit Tarents, im Jahre 272. Die prächtige Stadt wurde den Römern untertan. Im Triumph führte man in Rom die ersten Spolien Tarents auf.

Sechzig Jahre später, im zweiten punischen Kriege, suchten die Tarentiner das römische Joch abzuwerfen. Denn Hannibal bemächtigte sich mit ihrem Einverständniß der Stadt, aber die römische Besatzung behauptete mannhaft die Akropolis zwei Jahre lang, bis sie Fabius Maximus im Jahre 209 entsetzte. Der Eroberer Tarents überließ die Stadt seinem Heer zur Plünderung. Dreißigtausend Einwohner wurden in die Sklaverei verkauft, und der nach Rom entführte Raub an Gold und Purpur, an Statuen und Gemälden jeder Art konnte der Beute aus Syrakus an Wert gleich geschätzt werden. Von Bildsäulen, welche damals nach Rom geführt wurden, erregte das größte Aufsehen der bronzene Koloß des Hercules; man

stellte ihn später auf dem Capitol neben der Reiterfigur des Fabius Maximus auf. Ein zweiter Koloß, der des Zeus, der größeste der Welt nach dem von Rhodus, konnte nicht fortgeschafft werden und blieb in Tarent zurück.

Fabius Maximus betrachtete die Kunstwerke der Stadt nur mit Gleichgültigkeit, und schwerlich hatte er den Blick des Kenners dafür; als man ihn fragte, was mit den Götterbildern geschehen solle, sagte dieser rauhe Held, laßt sie den Tarentinern, denn sie zürnen ihnen, weil sie von ihnen beleidigt sind. Viele Statuen blieben in Tarent zurück, eine der berühmtesten stellte erst Cäsar in seiner Curie über dem Altar auf. Es war jene geflügelte Victoria von Erz auf der Weltkugel, mit dem Lorberkranz in der Hand, welche das Sinnbild des römischen Staates wurde, und noch in der Zeit des Falls des Römertums, am Ende des vierten Jahrhunderts nach Christus, in den Tagen des edeln Symmachus und seines Gegners Ambrosius war sie der berühmte Gegenstand des erbitterten Kampfs der heidnischen Aristokratie im römischen Senat mit der christlichen Partei.

Seit jenem Jahre 209 hörte das politische Leben Tarents auf, welches eine römische Colonie wurde. Aber während der langen Römerschaft behauptete die Stadt ihre griechische Sprache und Cultur, und diese wirkte auf die Römer selbst bildend ein. Schon bei der ersten Eroberung im Jahre 272 war ein Tarentiner Andronicus als Kriegssklave nach Rom gekommen, wo er die Odyssee ins Lateinische übersetzte, griechische Komödien in derselben Sprache nachahmte, und den Geschmack an der griechischen Bildung unter den Römern verbreitete. Diese Bemühungen

setzte nach ihm der Calabrese Ennius fort, der Freund der Scipionen, und auch dessen Neffe Pacuvius aus Brundusium, der im Jahre 130 in Tarent starb, glänzte als lateinischer Dramatiker.

Die römischen Dichter, zumal Virgil und Horaz, liebten den Aufenthalt in der schönen griechisch gebildeten Stadt, an den sanften Ufern des Golfs und der Flüsse Galesus und Taras. Sie alle gaben ihr den Zunamen die „weichliche", oder die „bekränzte" oder „unkriegerische". In der siebenten Epistel an Mäcenas sagt Horaz:

mihi jam non regia Roma,
Sed vacuum Tibur placet, aut imbelle Tarentum.

Juvenal nennt sie in der sechsten Satire sogar:

atque coronatum, et petulans, madidumque Tarentum.

Die Stadt teilte die Schicksale der anderen Städte Süditaliens während des Bestandes des römischen Reiches und nach dessen Fall. Sie dauerte, in immer geringeren Verhältnissen, als ein Hafen- und Handelsplatz, wie Brundusium fort. Ihre antike Pracht verfiel in sich selbst, und noch ehe neue Kriegsstürme sie ganz zerstörten, wurden viele ihrer Tempel durch den Fanatismus der Anhänger der christlichen Religion zertrümmert. In den letzten Zeiten des Reichs war Tarent nur noch ein Haufen von Ruinen, und die Bevölkerung bereits auf das Gebiet der Akropolis beschränkt.

Die Gothen unter Totila eroberten und befestigten die Stadt, dann fiel sie in die Gewalt der Byzantiner zurück. Es wohnte in ihr ein griechischer Befehlshaber. Aus dem Dunkel, in welches sie gesunken war, tauchte sie im

Jahre 663 wieder auf, denn in ihrem Hafen landete der byzantinische Kaiser Constans, um von dort aus gegen Benevent zu ziehen und die Langobarden zu vertreiben, was ihm nicht glückte. Vielmehr eroberte ihr Herzog Romuald im Jahre 668 Tarent.

Die Byzantiner entrissen die Stadt den Langobarden wieder, aber neue Verwüstungen brachen über das unglückliche Calabrien herein. Zweimal hintereinander, in den Jahren 845 und 864 überfielen und zerstörten die Saracenen Tarent. Endlich baute der Kaiser Nicephorus im Jahre 961 die Stadt aus den Trümmern wieder auf, und von dieser Zeit etwa kann man die Entstehung des neuen Tarent rechnen. Zu seinem Aufbau wurden ohne Frage die Reste der antiken Monumente verbraucht, so viel sich deren noch erhalten hatten.

Bis zum Jahre 1080 blieb Tarent byzantinisch, wegen seiner ausgezeichneten Lage und Festigkeit noch immer einer der wichtigsten Kriegshäfen des griechischen Reichs in Unteritalien. Dann eroberte es der Normanne Robert Guiscard. Er machte Tarent zu einem Fürstentum, und dies erhielt sein Heldensohn Boemund. Hundert Jahre blieb darauf die Stadt im Besitze der normannischen Fürsten, bis sie durch deren Erben, den Kaiser Heinrich VI., an die Hohenstaufen kam.

Friedrich II. verlieh sie seinem Sohne Manfred. Dann kam sie an Karl von Anjou. Karl II. verlieh im Jahre 1292 dies Fürstentum seinem Sohne Philipp, welcher durch seine dritte Gemalin Catarina, die Tochter des Kaisers Balduin, den Kaisertitel von Constantinopel erhielt. Schon in dessen Enkel Philipp II., der im Jahre

1368 starb, endete der Mannesstamm der Herzoge von Tarent aus dem Hause Anjou.

Seine Erbin und Schwester Margareta, Witwe des Königs Eduard von Schottland, vermälte sich mit Francesco del Balzo, dem Herzoge von Andria. Durch sie kam auch das Fürstentum Tarent an jenes Haus der Balzi, und zunächst an Giacomo del Balzo, ihren und Francesco's Sohn. Dieser starb im Jahre 1383 zu Tarent, wo ihm sein Vater im Dom S. Cataldo das noch dauernde Mausoleum errichtete.

In den Verwirrungen jener Zeit, als das Königreich Neapel durch feudale und dynastische Revolutionen erschüttert wurde, ging das Fürstentum Tarent von den Balzi auf die Orsini über. Ramondello Orsini, Sohn Roberts und der Maria del Balzo, gewann dasselbe am Ende des vierzehnten Jahrhunderts; sein Haus nannte sich Balzo-Orsini. Er vermälte sich mit der Erbin der Grafschaft Lecce, der schönen Maria von Enghien, und vereinigte durch diese Ehe den größten Teil der Terra d'Otranto; so wurde er der mächtigste Feudalherr des Königreichs. Als er im Jahre 1405 zu Lecce gestorben war, suchte der König Ladislaus von Neapel dies große Lehen an sich zu ziehen. Er schloß mit Maria einen Vertrag: sie übergab ihm Tarent und sich selbst. So wurde sie Königin Neapels. Ihr und Ramondello's Sohn Gianantonio Balzo-Orsini, war der letzte Fürst Tarents aus diesem berühmten Hause. Er starb ohne legitime Erben zu Altamura im Jahre 1463, worauf seine Länder und unermeßlichen Schätze vom Könige Neapels Ferdinand von Aragon, seinem nahen Verwandten, zur Krone eingezogen wurden.

Seither blieb Tarent beim Hause Aragon, bis es mit dem gesammten Königreich in die Gewalt Spaniens kam. Consalvo belagerte im Jahre 1501 die feste Stadt und in ihr den letzten Aragonen, den jungen Don Ferdinando, den Sohn des unglücklichen Federigo II., und nachdem der Prinz unter der Bedingung freien Abzuges sich ergeben hatte, nahm ihn der berühmte Feldherr verräterisch gefangen, und schickte ihn nach Spanien. So erlosch in Tarent die Herrschaft des Hauses Aragon.

III.

Während von den griechischen Städten in Sicilien entweder noch herrliche Ueberreste von Tempeln und anderen Monumenten erhalten sind, wie in Syrakus, in Agrigent und Segesta, oder staunenswürdige Trümmermassen ihre ehemalige Größe und Schönheit kundgeben, wie in Selinunt, hat ein misgünstiges Schicksal die Städte Großgriechenlands, bis auf das eine Pästum, fast spurlos hinweggetilgt. Aus der Wildniß Metapontums ragen nur noch fünfzehn Säulenstumpfe melancholisch auf; von der Pracht Krotons spricht nur noch eine einzige dorische Säule einsam am Meer; in Tarent erinnert nichts mehr an das Altertum, außer ein paar geringen Ueberbleibseln der Stadtmauern, eines Theaters, und einiger im Mare piccolo versunkener Fundamente von Villen.

Ich will daher nicht den Untersuchungen der tarentiner Archäologen folgen, um mit ihrer Hülfe den Umfang der alten Stadt herzustellen, die Lage ihrer zwei Hauptstraßen und ihrer beiden Tore, der Temenides und der Rhinopyle zu bestimmen, und diejenige des Forum, des großen Museum oder der Akademie, des Prytaneum,

worin das schöne Weihgeschenk des jüngeren Dionys stand, ein Candelaber mit so viel Lampen, als Tage im Jahr, oder der Bäder des Hercules, der Tempel des Neptun, des Mercur und anderer Götter; denn dies sind nur noch Namen ohne Anhalt an der Wirklichkeit, zumal für denjenigen, welcher das Local gar nicht kennt.

Schon zur Zeit Strabo's war Tarent so zusammengeschwunden, daß sich die Stadt auf ein kleines Gebiet um die Akropolis beschränkte. Er bemerkte dort namentlich das schöne Gymnasium und den großen Platz, worauf der Koloß des Zeus stand. Von der Akropolis zwischen diesem Platz und der Mündung des Hafens sagte er, daß sie nur noch wenige Ueberreste der vielen Weihgeschenke enthalte, welche sie im Altertum zierten; „denn die meisten zerstörten die Karthager, als sie die Stadt eroberten, die anderen raubten sodann die Römer, unter ihnen den ehernen Koloß des Hercules, welchen Fabius Maximus nach Rom brachte".

Die alte Akropolis hatte den Umfang einer ansehnlichen Stadt. Sie erhob sich zwischen beiden Meeren auf Tufffelsen, und war eine kaum einnehmbare Festung. Auf ihrem Local steht das heutige Tarent.

Dieses beschreibt ein Dreieck, dessen Spitze an jener langen Brücke liegt, welche den Isthmus mit dem festen Lande verbindet. Diese Brücke von sechs Bogen dient zugleich als Kanal der byzantinischen Wasserleitung, welche zwölf Millien weit herkommt und die Stadt versorgt. Dort stehend überblickt man rechts den großen Golf, links das Mare piccolo mit den Fischerbarken und zahllosen aus dem Wasser ragenden schwarzen Pfälen, deren Zweck

uns bald deutlich werden wird. Man hat also hier die Ansicht der Häfen Tarents und des Lebens in ihnen, und dieses ist auf die dürftigsten Verhältnisse herabgesunken. Ich sah kaum zehn Handelsschiffe in diesem herrlichen Golf ankern, und zwei oder drei Fahrzeuge der italienischen Marine. Sie schienen nur da zu sein, um als Staffage in diesem hinreißend schönen, großen und erhabenen Seegemälde zu dienen.

Nach der Stadt zu sperrt die Brücke ein viereckiger Turmkoloß, der sich an Mauern und Bastionen über dem Wasser anlehnt. Dies ist die Citadelle, welche Ramondello Orsini erbaut hat, den nördlichen Eingang zu decken. Sie umschließt zugleich nach der Meeresseite den einzigen großen Platz Tarents, Piazza di Fontana genannt, von dem Wasserbrunnen in ihrer Mitte, einer Anlage Karls V.

Dieser Platz ist der Mittelpunkt des ärmlichen Volkslebens. Die Hauptstraßen der Stadt münden hier. Weißübertünchte Häuser mit platten Dächern und Balkonen umschließen ihn, darunter einige schmuzige, dürftige Gasthäuser, Kaffeeschenken und Läden. Landvolk tummelt sich umher, Früchte und Gemüse verkaufend, halbnackte Menschen, wie die Lazzaroni Neapels. Da der Blick auf das Meer hier nicht frei ist, möchte man glauben, sich in irgend einer kleinen Landstadt des Südens zu befinden, wenn man nicht hin und her rennende Fischer sähe, welche in Körben Austern und Muscheln darbieten, und wenn nicht die Luft vom scharfen Geruch des Meeres ganz und gar durchdrungen wäre. Und nur mit wenigen Schritten gelangt man links vom Platz durch eine kleine

Halle unmittelbar an den Rand des Mare piccolo, wo etwa zwölf Fischbänke stehen, ähnlich denen auf Santa Lucia in Neapel. Auch dieser kleine, schmuzige Fischmarkt ist ein Bild der Verkommenheit.

Drei Hauptstraßen führen vom Platz in die Stadt; die untere, die ehemalige Marina, jetzt sinnloser Weise Garibaldi genannt, ist das unsaubere Fischerquartier am Mare piccolo, von welchem sie jedoch durch eine häßliche Mauer getrennt wird, und diese hat Ausgangspforten nach dem Wasser hin. Schmale, schmuzige Quergassen münden in diesen Kai; er endet an den Stadtmauern, welche landwärts Tarent umgeben und sich an das große Castell schließen.

Diese Festung ist byzantinischen Ursprungs; die Hohenstaufen und die Anjou erneuerten sie; die Aragonen, Karl V. und die Könige Spaniens bauten an ihr, wie das die Wappenschilder auf ihren Mauern lehren. Sie gleicht den Meercastellen, die man sonst in Apulien sieht: ein Fünfeck mit fünf mächtigen Rundtürmen, zwischen beiden Meeren, welche ein kurzer, schiffbarer Wasserkanal verbindet, so daß dadurch Tarent zur Insel wird.

Die Hauptstraße ist die mittlere, Strada Maggiore genannt. Sie führt ins Innere der Stadt, und ist ihr Corso. Der enge Raum erlaubte hier keine breiten Straßenanlagen, und nur hie und da einen kleinen Platz. Die Häuser, alle weiß übertüncht, oder aus gelblichen Quadern aufgebaut, sind hoch und schmal, und zusammengedrängt. Ein Gewirr von Gassen, oft so eng und so still, wie die venetianischen, und sehr unreinlich, durchzieht diesen soliden Kern Tarents, die alte Akropolis. Das

Pflaster ist durchweg sehr gut. Mächtige Klostergebäude ragen hie und da schloßartig hervor, nur durch die Masse, nicht durch Schönheit der Architektur auffallend, und dasselbe gilt von den Kirchen. Doch zeigen einige Paläste aus der guten Epoche der Renaissance, daß auch hier ein reicher städtischer Adel sich entwickelt hatte; so die Häuser Carfogli und Carducci. Die Carducci gelten als die älteste Familie Tarents; sonst ist der Adel hier meist spanischen Ursprungs. Ueberhaupt macht dieser Hauptteil der Stadt den Eindruck patricischer Wolhabenheit, obwol ein Blick auf die Läden, welche die Untergeschosse der Häuser einnehmen, darthut, daß sich die Bedürfnisse der Einwohner nicht über diejenigen einer sehr mäßigen Provinzialstadt erheben.

Die Bevölkerung selbst schien mir regungslos und hoffnungslos verkommen, wie eingeschlafen auf der Jahrtausende alten kleinen Scholle zwischen den Meeren, wo sie sammt ihrer Geschichte von der Welt vergessen ist, und sich selbst vergaß. Syrakus hat heute ein stärkeres Bewußtsein von sich, als Tarent. Denn dort lebt das Altertum noch in unverwüstlichen monumentalen Spuren fort, während es hier ganz verschwunden ist.

Nicht einmal das Mittelalter ist in Tarent durch außerordentliche Bauwerke vertreten. Aus den fünf Jahrhunderten der byzantinischen Herrschaft hat sich kein Denkmal, nicht einmal eine griechische Inschrift erhalten, und selbst an die Normannen und Hohenstaufen erinnert hier nichts mehr. Einige Kirchen sind alt, aber mehrfach erneuert, wie S. Domenico und der Dom.

Die Kathedrale ist Sanct Cataldus geweiht, dem

modernen Hauptgott und Schutzpatron der Tarentiner, eine sehr alte Basilica, welche im Jahre 1070 unter dem Erzbischof Drogo begonnen, und später im Jahre 1588 unter dem Papst Sixtus V. neu ausgebaut worden ist. Sie ist dreischiffig. Vierundzwanzig antike Säulen mit korinthischen Capitälen, die schönen Reste irgend eines Tempels der alten Stadt, tragen die Rundbogen. Der Fußboden besteht aus weißem und schwarzem Marmor, die Decke aus vergoldetem Holzgetäfel. Ueber dem Hochaltar erhebt sich ein schönes Tabernakel aus rotem Marmor.

Der größte Stolz der Tarentiner ist die Sanct Cataldus geweihte Capelle dieses Doms, ein Kuppelbau des siebzehnten Jahrhunderts mit prachtvollem bunten Marmorschmuck überladen, und mit Heiligenfiguren in den Nischen geschmückt, zwar barock, aber in überreicher, das Auge blendender Fülle. Sie erinnert an die Capellen in Santa Maria Maggiore zu Rom. Hier liegt Giacomo del Balzo begraben. Die Grabschrift sagt:

Hoc tuus Andriae Dux Franciscus Baucia proles
Exstruxit templum Jacobi tegit ossa Tarenti
Principis. Huic mater Caroli de stirpe secundi
Imperii titulis et Bauci sanguine claro.
Hic Romaniae et Despotus Achaius urbes
Subiecit bello.

Von außen stellt sich der Dom weder als ein schönes, noch erhabenes Bauwerk dar; er ist weiß übertüncht, wie der stumpfe Glockenturm neben ihm, und wie der erzbischöfliche Palast zu seiner Seite. In dies mächtige, aber nicht durch seinen Stil ausgezeichnete Gebäude führt

ein schönes Portal, durch welches man in einen großen Hof tritt. Dort sagt eine Inschrift, daß der Erzbischof Josephus Capycius Latro (Capocelatro) den Palast im Jahre 1786 von Grund aus erneuert hat.

Mit wenigen Schritten erreicht man von hier die neue Straße Vittorio Emanuele, welche die höchste Stelle der alten Akropolis bezeichnen mag. Sie besteht aus einer Reihe von Häusern hoch über dem Golf oder dem Mare grande. Eine Balustrade schließt sie gegen das steil niederfallende Felsenufer ab. Dies ist der schönste Spaziergang der Tarentiner in der Abendkühle. Wenn der stralende Mond über dem Golfe schwebt, ist es ein hinreißendes Schauspiel, diese unvergleichliche von sanften Ufern umfaßte Meeresbucht zu betrachten. Auf ihren äußersten niedrigen Vorgebirgen, und auf den kleinen Inseln leuchten Fanale. Im Hintergrunde weit landwärts stehen im Duft verschleiert die Gipfel der Gebirge Calabriens.

Dieser schönen Straßenanlage, dem Belvedere Tarents, hat man durch Abreißen alter Häuser über den Stadtmauern Raum geschaffen. Sie ist die einzige Neuerung im Innern der Stadt; in ihrer Nähe ist auch der neue Municipalpalast aufgeführt worden.

Die Einwohnerzahl Tarents, welche heute mehr als 30000 beträgt, hat schon die Anlage eines neuen Viertels nötig gemacht. Dasselbe liegt jenseits der Brücke des Castells. Eine Inschrift sagt dort, daß es am 12. April 1869 begonnen wurde. Man baut Straßen aus weißen Kalksteinquadern. Das Local ist eine Hochfläche zwischen beiden Meeren, mit der schönsten Aussicht

namentlich auf das Mare piccolo, dessen liebliche Ufer zum Bau von Villen ganz besonders einladen. Es gibt deren hier einige, wie die Villa Santa Lucia', welche im Besitz des Generals Guglielmo Pepe gewesen ist. Hie und da erheben sich schlanke Palmen auf den Uferhöhen, und blühende Gärten steigen bis zum Saum des kleinen Meeres nieder, in märchenhafter Verlassenheit, daß sie Sehnsucht erwecken, dort zu wohnen, im beseligenden Hauch dieser jonischen Lüfte, fern vom Treiben der Welt und ihren häßlichen Leidenschaften.

Wandernd und dichtend an den Ufern dieses Mare piccolo, in welchen sich der kleine Fluß Galesus (auch Eurotas genannt) ergießt, schrieb Horaz die bekannte Ode an Septimius nieder, worin er diesen glückseligen Winkel der Erde vor allen andern preist und sich zum Asyle wünscht, wenn ihm die misgünstigen Parzen sein geliebtes Tibur verweigern:

Unde si Parcae prohibent iniquae,
Dulce pellitis ovibus Galesi
Flumen et regnata petam Laconi
    Rura Phalanto.

Ille te mecum locus, et beatae
Postulant arces: ibi tu calentem
Debita sparges lachryma favillam
    Vatis amici.

Das kleine Meer hat sechzehn Millien im Umfang. Es gleicht einem jener schönen Landseen, woran Italien noch reich ist. Wenn nicht seine immergrünen Ufer in langgedehnten, sanft aufschwellenden Linien sich hinzögen, hätte ich glauben können, an den See von Bracciano ver=

setzt zu sein. Sein entzückender Spiegel leuchtet im Hochsommer oft so purpurn, wie die Farbe, welche die Alten aus der Muschel zogen, die in seinen Tiefen ruht. Jetzt, im Mai, glänzte er von einem sanften Schmelz, einem durchsichtigen, unbeschreiblichen Blau, gleich dem Golf draußen. Es sind Farbentöne von so idealer Schönheit, daß sie bald Ströme eines zerflossenen Himmels zu sein scheinen, bald Ströme von Musik, welche tönend dahinschweben, und die Seele dessen, der vom Ufer niederblickt, berauschen und durchglühen. Wie natürlich erscheint hier die wundervolle Sage vom Arion auf dem Delphin, oder von Taras, dem Gründer Tarents; das lichtausatmende melodische Meer hat diese Dichtungen erzeugt.

Im Altertum war das kleine Meer von marmornen Landsitzen und von üppigen Bädern umkränzt; Fabriken der Purpurfärberei standen an ihm, sodann Arsenale der Flotte. Denn in diesem ruhigen Seebecken ankerten die Kriegsschiffe der Tarentiner. Als Hannibal die tapfere römische Besatzung der Akropolis unter M. Livius, vom Fluß Galesus aus, wo er lagerte, vergebens bedrängte, ließ er Kriegsschiffe aus dem Mare piccolo über Land nach dem Golf schaffen, was mit ungeheurer Mühe durch Maschinen und Walzen bewerkstelligt wurde.

Ein Blick auf diesen alten Hafen Tarents genügt, um zu erkennen, daß er die vorzüglichsten Eigenschaften einer Marinestation besitzt, noch mehr als jener Brindisis. Die italienische Regierung hat auch den Plan gefaßt, ihn zum Kriegshafen wieder einzurichten und dort Arsenale zu bauen.

Wir stiegen unterhalb der Villa Pepe in eine Barke. Ihr Führer war ein alter prächtiger Mann, einst Matrose

der Marine, der sich in allen Weltteilen umhergetrieben hatte, und jetzt seine Tage auf diesem Golf in Frieden beschloß. Die Barcarolen Tarents sind nicht jene lärmenden, fieberhaft aufgeregten, moskitoartig ihre Beute umschwärmenden Zudringlinge Neapels; sie sind die artigsten und bescheidensten Menschen, wie überhaupt das gesammte tarentiner Volk von ausgesprochener Sanftmut zu sein scheint.

Wir fuhren an den stillen Gestaden entlang, über Trümmer antiker Bauten, welche unter der krystallhellen Woge deutlich sichtbar sind, wie jene der versunkenen Römervillen an den lieblichen Ufern des alten Antium. Man zieht hier aus der Flut noch oft Scherben antiker Vasen herauf; und Tarent war wie andere großgriechische Städte durch seine Vasenkunst berühmt. Das Ufer ist mit Staub von Korallen, und mit zerbröckelten Muscheln fußhoch überschüttet. Der Barkenführer bot uns Hände voll von Stücken jener Purpurschnecken dar, die man murex nannte. Die Bereitung des Purpurs aus ihrem Saft hat das alte Tarent reich gemacht. Mit der in Purpur getränkten feinen Wolle der weißen Schafe, die am Galesus weideten, versorgte es einst Rom und Griechenland.

Der große Golf und namentlich das kleine Meer sind noch heute wegen des Reichtums an Fischen, und namentlich an Schaltieren berühmt. Muschelthiere jeder Gattung werden hier gefangen; aber besonders sind es die cozze nere, und die Austern, welche in erstaunlichen Massen erzeugt werden. Cozze nere nennt man längliche, schwarze Schalthiere, etwa von der Größe eines kleinen Fingers. Sie sind eine Lieblingsspeise des Volks, und werden nach

allen Hafenstädten bis nach Bari und Neapel hinauf verschifft. Ich kann nicht sagen, ob sie wolschmeckend sind; denn ein so leidenschaftlicher Fischesser ich auch bin, so unüberwindlichen Abscheu habe ich vor dem Genuß jeglichen Muschelthieres, und nur einmal in meinem Leben versuchte ich eine Auster zu essen, oder vielmehr mit Schaudern hinunterzuwürgen.

Die Wasserfläche des Mare piccolo ist an vielen Stellen mit Muschelfängen oder Muschelgehegen bedeckt, das heißt Gerüsten aus schwarzen Pfälen, welche mit Tauen überspannt sind. An diesen werden die cozze nere und die Austern auferzogen. Ihre Zucht betreibt man nur in dem ruhigen kleinen Meer. Sie hängen hier an Seilen in jeder Größe ihres Wachstums, in dichten schwarzen Massen, ähnlich den Schnecken, welche Sommers die dürren Disteln überziehen. Von Zeit zu Zeit werden diese Klumpen aus dem Wasser gehoben, und für einige Stunden der Sonne ausgesetzt; die Fischer reinigen sie, indem sie kranke oder todte Thiere mit einem Messer loslösen.

Die Muschelgehege heißen hier Sciaje; sie sind in Districte oder Strecken abgeteilt, je nach ihren Eigentümern. Man sagte mir, daß sechsundfünfzig reiche Tarentiner diese Muschelcultur betreiben. Sonst ist die Fischerei im ganzen Golf freigegeben, gegen eine kleine Abgabe an die Dogane, welche am Eingange des Hafens auf dem Platz der Fontana ihren Sitz hat.

Ich sah auch die berühmte Perlmuschel, welche Pinna genannt wird. Sie trägt außer der Perle ein wolliges Gefaser, welches sie im Wasser ausbreitet, als ein Netz,

sich Beute zu fangen. Aus ihm macht man noch heute allerlei Gewebe und Gespinnste, Handschuhe, Tücher und dergleichen.

Um sich eine Vorstellung von der Schönheit und Mannichfaltigkeit der tarentiner Muschelwelt zu machen, muß man das Museum Ceci aufsuchen. Diese merkwürdige Sammlung befindet sich in einem alten wunderlichen Palast in der Stadt. Sie wurde vom Canonicus Giuseppe Ceci angelegt, welcher vor einigen Jahren starb. Dieser Antiquar und Bildkünstler verwendete sein Leben darauf, nicht allein Conchylien zu sammeln, sondern auch sie künstlerisch zu behandeln. Die herrlichsten Muscheln hat er zu phantastischen Gebilden zusammengesetzt, zu Blumen, Arabesken, Formen und Figuren von seltsamer, überraschender, oft sinnreicher Erfindung. Fischerscenen und anderes Genre sind vortrefflich ausgeführt; die Gestalten darin ganz und gar mit kleinen Muscheln und Korallenstaub bekleidet. Kurz, es ist eine Mosaikmalerei aus Conchylien, welche in der Welt nicht ihres Gleichen haben mag. Ohne Frage wurde diese Roccocokunst schon im alten Tarent geübt; selbst in Pompeji finden sich dergleichen sinnige Spielereien, in Nischen für Wasserquellen.

Man sagte mir, daß die Erben Ceci's den Inhalt des Museums zu verschleudern begonnen haben, und daß es schon auf kümmerliche Reste herabgeschwunden sei. Mit dieser Sammlung sind auch antike tarentiner Vasen, und einige Marmortrümmer vereinigt, Ansätze eines Museum, welche sich leider nicht entwickelt haben.

Denn Tarent besitzt, so unglaublich das scheinen mag, kein Nationalmuseum. Die berühmten antiken Münzen

dieser Stadt sind über die Welt zerstreut; hier sucht man sie vergebens. Vergebens forscht man hier nach einem Ort, wo Reste alter Sculpturen vereinigt sind, wie solche fast jede Stadt Italiens besitzt, welche einmal in antiken Zeiten geblüht hat. Wo sind hier die Säulen, die Marmorgebilde all der schönen Tempel des Altertums geblieben? Wo die zahllosen Statuen und ihre über Tarent hingestreuten Trümmer? Es ist als hätte sie der Sturm hinweggeweht. Vielleicht liegen noch große Schätze tief im Boden versteckt. Hier würden Ausgrabungen so gut lohnend sein wie in Olympia.

Das geistige Leben in Tarent ist todt. Die große Vaterstadt des Archytas, einst die Akademie aller Wissenschaften und schönen Künste, die Schule pythagoräischer Weisheit, welche selbst Philosophen, wie Platon, aufsuchten, ist heute so verarmt, daß auch nicht die kleinste Büchersammlung, nicht einmal eine solche in ihr zu finden ist, die für den Notbedarf einer Schule ausreichte. Als ich nach Tarent ging, hatte ich gehofft, hier eine municipale Bibliothek vorzufinden, und in ihr alle auf die Stadt bezüglichen Werke. Ich hatte mich in Bari, und an anderen Orten darnach und nach tarentiner Antiquaren erkundigt, aber Niemand konnte mir eine Auskunft oder nur eine Adresse geben, und selbst das Institut der archäologischen Correspondenz in Rom unterhält keine Beziehungen mit Tarent.

Ich will der dortigen Bürgerschaft nicht Unrecht thun, vielmehr glauben, daß auch unter ihr noch heutiges Tages patriotische Antiquare leben, aber sie blieben für mich so tief versteckt wie die Taranteln, sodaß ich ihrer keinen zu

Gesicht bekam. In unserem Wissensdrange gingen wir in den Gemeindepalast, den tarentiner Stadtrat um Auskunft zu ersuchen. Diese Herren nahmen uns in ihren luftigen neu eingerichteten Zimmern, aus deren Fenstern man den Golf übersehen kann, mit großer Freundlichkeit auf, aber sie sagten uns, daß im Stadthaus keine Bibliothek vorhanden sei, außer wenigen älteren Büchern, und der Sammlung der salentiner Autoren, welche in Lecce gedruckt wird. Sie boten uns einige Broschüren dar, und nannten uns als neueste Arbeit über Tarent ein Compendium der Geschichte dieser Stadt von Francesco Sferra, gedruckt bei Salvator Latronico zu Tarent selber, im Jahre 1873. Sie bezeichneten uns endlich als gründlichen Antiquar und Kenner seiner Vaterstadt einen Geistlichen.

Es kostete uns viele Mühe, diesen im Stadthaus berühmten Mann in einer versteckten schmutzigen Gasse aufzufinden, wo sein Dasein nicht einmal dem Briefträger bekannt war, und das bewies uns, daß der würdige Geistliche noch in dem beneidenswerten Zeitalter lebte, wo die Plage des Briefeschreibens dem Menschengeschlecht unbekannt war. Von der dunkeln Treppe eines Hauses herab kam uns endlich der Canonicus entgegen, mit allen Zeichen der Verwunderung, Gegenstand stürmischen Begehrens von seiten zweier Fremdlinge zu sein. Er gab sich sodann als das zu erkennen, was er wirklich war, indem er seine Unschuld beteuerte, und versicherte, daß der Verdacht des Stadtrats, er sei ein verkappter Antiquar und Durchforscher seiner Vaterstadt, vollkommen grundlos sei. Sodann wies er uns nach einer Apotheke, wo man uns über den

Verfasser jenes Compendium tarentiner Geschichte Aufschluß geben werde.

Zu diesem Tempel des Asklepios führt eine Straße, deren melodischer Name uns wolthat. Sie heißt Paisiello, und dort bezeichnet eine Inschrift das Haus, wo der berühmte Amphion Tarents geboren wurde. Sie rief mir das Geburtshaus seines Zeitgenossen Mozart zu Salzburg in Erinnerung.

Giovanni Paisiello ist der letzte große Mann Tarents, und auch das einzige Talent von allgemeinem Ruf, welches diese Stadt seit dem Altertum hervorgebracht hat. Er war hier geboren am 9. Mai 1741 als Sohn eines Mannes, von dessen Gewerbe die Musen der Tonkunst soweit wie möglich sich entfernt halten mußten, denn er war ein Vieharzt. Der junge Mann erregte durch seine schöne Stimme die Aufmerksamkeit eines Tenorsängers; er kam in die Schule des berühmten Durante zu Neapel, und bald wurde er durch seine ersten Compositionen, die Pupilla und den Mondo a Novescio, berühmt. Die Grazie und Leichtigkeit seines melodisch-dramatischen Genies riß die Welt zur Bewunderung hin. Er durchwanderte mit der Zeit die Länder Europas; selbst nach Rußland rief ihn die Kaiserin Katharina, wie später Napoleon nach Paris. Er schrieb komische Opern für die größten Theater seiner Zeit, 45 allein für Neapel, darunter die berühmte „Nina pazza per amore“. Dort starb er am 23. Januar 1815. Heute ist er schon eine verklingende Größe; Cimarosa begann ihn zu verdunkeln, und Rossini übertönte ihn mit demselben Opernstoff des „Barbier von Seviglia“, welchen zuerst Paisiello für Petersburg bearbeitet hatte.

Nun traten wir in die Kapelle Aesculaps, und hier fanden wir Herodot als Pillendreher. Ein junger, leidend aussehender Mensch, den kranken Kopf von einem schwarzen Tuch umwunden, stand verdrossen am Tisch, und braute höllische Latwerge. Auf meine Frage, ob er mir Auskunft über Herrn Sferra geben könne, den im Stadthause berühmten Verfasser des Compendium der Geschichte Tarents, entgegnete der Jünger des Hippokrates lächelnd, daß dieser Gesuchte in seiner eigenen Person vor mir stehe. Er holte sofort sein in einen blauen Umschlag gelegtes Büchlein hervor, froh einen Käufer für sein Product zu finden — denn die Tarentiner kaufen ihm wol seine Schachteln und Gifte ab, aber nicht seine literarischen Mixturen. Mit achtzehn Jahren hat dieser junge Apothekergehülfe einen brauchbaren Leitfaden der Geschichte seiner Vaterstadt verfaßt, und das ist sehr ehrenvoll für seine Jahre und seinen Beruf. Indem ich mir die psychologischen Vorgänge darstellte, welche den Jüngling in seinem kleinen Laden dazu trieben, sich an ein für ihn sehr kühnes Unternehmen zu wagen, erregte er meine lebhafteste Teilnahme.

Mitten in seiner hülflosen Einsamkeit, ohne Studien, ohne Zusammenhang mit anregenden Geistern, ist seine erregbare Phantasie irgendwo beim Anblick Tarents und seiner Meere, oder bei der Nennung eines antiken Namens von dem Bewußtsein ergriffen worden, daß er der Sohn einer uralten weltberühmten Stadt sei, und so entstand in ihm erst das schwache Bild von deren Geschichte, dann der Trieb diese selbst seinen Mitbürgern darzustellen.

„Wie haben Sie es gemacht, das für Ihre Arbeit nötige Material zu erhalten, da es hier keine Bibliothek

gibt?“ Ich habe mir, so entgegnete er, die Bücher zusammengeborgt.

„Wollen Sie nicht Ihre Studien fortsetzen, da ein innerer Drang Ihnen die Richtung darauf zu geben scheint? Wollen Sie nicht eine Universität besuchen?“ Der junge Autodidact erwiderte: ich wünsche das sehr; ich möchte reisen und die Welt sehen, statt an diesem Ladentisch zu stehen; aber wie soll ich wol das möglich machen?

Ich drückte meinem Collegen die Hand, und wünschte ihm den Schutz guter Genien, welche ja oft strebenden Menschen in ungeahnter Stunde erscheinen, wie das Paisiello's Leben darthut. Vielleicht taucht der jugendliche Apotheker noch einmal in seinem Vaterlande als namhafter Geschichtschreiber auf.

Ich hatte Gelegenheit zu bemerken, daß man in Tarent diesem jungen Manne Aufmerksamkeit schenkt und ihm wolwill. Es ist die schöne menschliche Art Italiens, daß hier jedes Zeichen einer tüchtigen Natur schnell begriffen wird, und daß man sich daran erfreut, ohne nach deren Herkunft und Berechtigung der Schulzeugnisse und abgelegten Examina zu fragen. In unserem Vaterlande würde ein so harmlos unberufen aufstrebender Jüngling wahrscheinlich vielem Hohn ausgesetzt sein; ich glaube, mancher Pedant würde ihn fragen, ob er von der Tarantel gestochen worden sei.

Die Tarantel zeigte mir Asklepios, aber nur in einem Glase. Lebend sah ich die berühmte Spinne nicht. Die bekannte Fabel von dem apulischen Tanz Tarantella, welcher als ein Veitstanz durch den Biß dieses Insectes entstanden sein soll, ist höchst sinnreich; vielleicht liegt in ihr wirklich

ein Rest des antiken Cybeledienstes verborgen. Die Tarentiner liebten von jeher mit rasender Leidenschaft Musik und Tanz. Von der Tarantel war ja auch ihr großer Paisiello glücklich gestochen worden.

Ich will noch zur Geschichte Tarents zurückkehren. Ein gutes Werk darüber fehlt, wie über Großgriechenland überhaupt. Das einzige nennenswerte ist die Arbeit des Tarentiners Giovan Giovine aus dem siebzehnten Jahrhundert: De antiquitate et varia Tarentinorum fortuna, welches heute nicht mehr den Forderungen der Wissenschaft genügt.

Der Katalog ausgezeichneter Tarentiner nach dem Altertum ist überhaupt nicht groß, und für uns Ausländer besteht er nur in Namen. Ich las das in Tarent berühmte Gedicht eines edlen Bürgers dieser Stadt, des Tommaso Nicolò d'Aquino, welcher im Jahre 1721 gestorben ist. Es ist ein kleines Epos in lateinischen Hexametern unter dem Titel Deliciae Tarentinae, ein phantastisches Poem im Barockstil damals üblicher beschreibender und fabelnder Hirten- und Schäferdichtung. Der Verfasser war gerade so alt wie unser Apotheker von drüben, als er dieses Gedicht nach dem Vorbilde Virgils verfaßte. Er gibt zuerst eine Beschreibung der Herrlichkeit Tarents, seines milden Klimas, seiner entzückenden Lage, und darin ist viel schön und gut Gesagtes. Sodann hat er das Glück, einer schönen Quellnymphe bekannt zu werden, welche ihm die Wunder des alten Tarent zeigt, nämlich in Bildern eines Prachtgewebes, und das wirkt und stickt sie für Neptun, den Schutzgott dieser irdischen Paradiese. Der große Neptun nämlich ist mit der Zeit barock ge-

worden: er bereitet wundervolle Feste für Se. katholische Majestät den Kaiser Leopold, den Besieger der Türken. So verherrlicht das Gedicht auch den König von Polen, die Herzoge von Baiern und Lothringen u. s. w. Die folgenden Bücher schildern die Natur Tarents, den Reichtum seiner Meere und seiner Fluren.

Ein jüngerer Freund und Verwandter Aquino's vom alten Hause Carducci gab die Deliciae Tarentinae zuerst heraus, und versah sie mit massenhaften gelehrten Zuthaten, welche sich über die Altertümer wie die Geschichte der Stadt in abschreckender Breite ergießen — ein mare piccolo von Noten, wie nur ein stockgelehrter Professor in den schwülsten seiner attischen Nächte es sich vorspiegeln möchte: die Gelehrsamkeit hängt da herum, ganz wie die Austern und Cozze nere an den dicken Tauen. Dieses so zugerichtete harmlose Roccocogedicht dient jetzt zugleich als Brunnen antiquarischer Weisheit. Man hält es im Lande hoch als ein Nationalwerk. Es ist auch neuerdings zu Lecce mit einer italienischen Uebersetzung wieder abgedruckt worden. In der Vorrede sagt der Herausgeber, daß es patriotisch sei, die Deliciae Tarentinae wieder zu ediren, heute, wo es sich darum handle, aus dem Mare piccolo einen Kriegshafen zu machen.

Ja, dieser Kriegshafen und die versprochenen Arsenale bekümmern und bewegen jetzt hier alle Welt. Wenn sie erst eingerichtet sind, dann wird Tarent, so sagen die Einwohner, wieder die Königin des jonischen Meeres sein. Wir wollen es wünschen. Vielleicht, daß späte Enkel dies Wunder erleben. Aber wenn man heute die berühmten Königinnen der Meere im Altertum und im

Mittelalter sieht, Venezia und Taranto, wie sie, in verblichene Purpurfetzen gehüllt, ihr betrübtes Witwenantlitz, die eine in der Adria, die andere im jonischen Golfe, abspiegeln, so möchte man doch glauben, daß ihre Zeit für immer dahin ist.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.







